

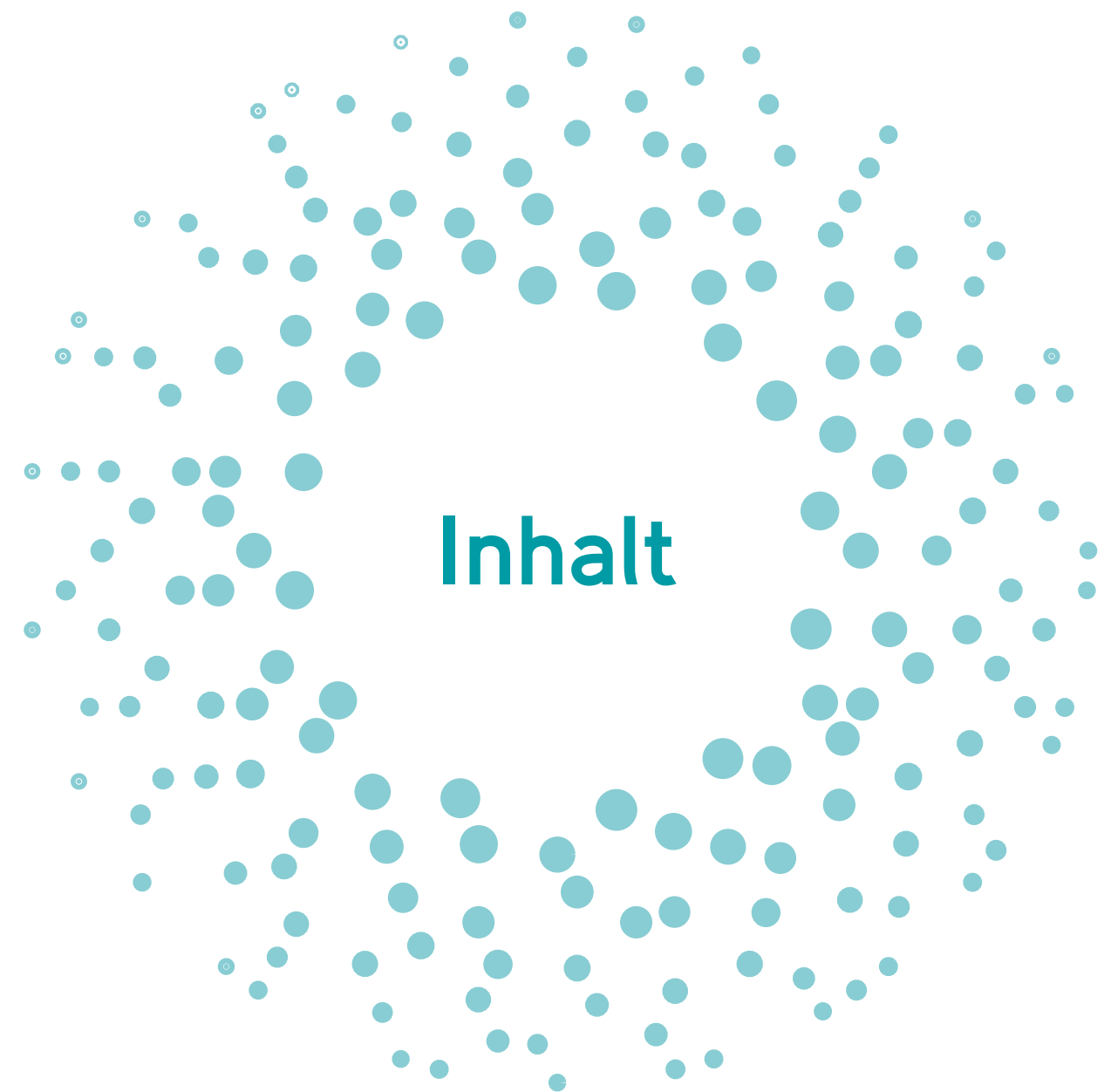
punkt 100

*Ein Jahrhundert
Studierendenwerk*

Eine Publikation des Studierendenwerks Tübingen–Hohenheim
aus Anlass des 100-jährigen Gründungsjubiläums

herausgegeben von Rudolf Pörtner unter Mitwirkung von Philipp Mang

Tübingen 2021



4
Vorwort des
Geschäftsführers
Oliver Schill

5
Einleitung des
Herausgebers
Rudolf Pörtner

10
Gründungszeit

30
Neuaufbau

56
Das Studentenwerk
wird »Anstalt«

82
Die Etablierung
als öffentliche
Einrichtung

112
Von der Fusion
bis heute

145
Blick in die Zukunft
von Oliver Schill

146
Übersicht zu
den Autoren der
Beiträge

147
Impressum

Vorwort des Geschäftsführers

Oliver Schill



Seit hundert Jahren setzen wir uns für die sozialen Belange unserer Studierenden ein. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs herrschten Not und Elend auch unter den Studierenden. Daher gründeten Professoren, Dozenten und Studierende der Universität Tübingen im Jahr 1920 die Tübinger Studentenhilfe als Hilfe zur Selbsthilfe, 1921 erfolgte die Gründung des Vereins „Hohenheimer Studentenhilfe“. 100 Jahre später blicken wir auf eine ereignisreiche und wechselvolle Geschichte des heutigen Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim zurück. Ein Studium vor 30, 50, 70 oder 100 Jahren ist mit einem Studium von heute nicht zu vergleichen. Doch Themen wie ein bezahlbares Dach über dem Kopf, gute und günstige Mahlzeiten oder Möglichkeiten, ihr Studium zu finanzieren, trieben bereits die Studierenden in den 1920er Jahren um. Andere Bereiche wie Kinderbetreuung oder psychotherapeutische Beratung kamen im Laufe der Jahrzehnte hinzu. Damals wie heute gilt der Grundsatz: Damit Studieren gelingt, brauchen Studierende eine soziale Infrastruktur, die es ihnen ermöglicht, so sorgenfrei wie möglich zu studieren. Dies ist bis heute unsere Aufgabe.

Wie sich das Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim von einer nach dem Ersten Weltkrieg von Studierenden gegründeten Selbsthilfeorganisation zu einem modernen Dienstleistungsunternehmen mit rund 400 Beschäftigten entwickelte, möchten wir mit dieser Festschrift nachzeichnen. Fünf Zeitabschnitte haben wir hierfür gewählt. Jede dieser Epochen beginnt mit einem kurzen narrativen Einstiegstext. Hier erzählen fiktive Studierende, beispielsweise Theodor aus dem Jahr 1925 oder Elif aus dem Jahr 2018, wo sich ihre Wege mit denen des Studentenwerks kreuzten und bei welchen Punkten das Studentenwerk mit seinen Angeboten das eigene Studium unterstützte und erleichterte.

Selbstverständlich möchten wir als Organisation nicht nur auf unsere hundertjährige Geschichte zurückblicken, sondern gegen Ende der Festschrift auch einen

vorsichtigen Ausblick auf die nahe Zukunft wagen. Dieser Blick ist mit der Corona-Pandemie jedoch noch schwieriger und unsicherer geworden. Aktuell haben wir es mit einer der größten Herausforderungen unserer Gesellschaft seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu tun. Der weitere Verlauf und die Folgen der Pandemie sind kaum abschätzbar. Digitaler Vorlesungsbetrieb, strenge Hygienerichtlinien für Mensen und Cafeterien, Reisebeschränkungen für deutsche und internationale Studierende, finanzielle Nöte der Studierenden aufgrund wegfallender Nebenjobs – all dies hat und wird Auswirkungen auf unsere hochschulgastronomischen Betriebe, unsere Wohnheime, die Ausbildungsförderung und unsere weiteren Einrichtungen und Dienstleistungen haben.

Doch unsere 100-jährige Geschichte zeigt auch: Allen widrigen Umständen zum Trotz hat sich das Studierendenwerk seinen inneren Antrieb bewahrt, nämlich seine Studierenden auf ihrem Weg durchs Studium zu begleiten, zu fördern und zu unterstützen und gemeinsam mit den Hochschulen ein lebendiges und angenehmes Umfeld auf dem Campus zu schaffen. Das wird auch weiterhin unser Bestreben sein. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen mit dieser Festschrift eine abwechslungsreiche, informative und anregende Lektüre! An dieser Stelle möchte ich besonders allen Autor*innen sowie allen, die mit Materialien und Informationen zum Gelingen dieses Werkes beigetragen haben, ganz besonders danken.

Ihr Oliver Schill

Einleitung des Herausgebers

Rudolf Pörtner



»Wie sich das Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim von einer nach dem Ersten Weltkrieg von Studierenden gegründeten Selbsthilfeorganisation zu einem modernen Dienstleistungsunternehmen mit rund 400 Beschäftigten entwickelte, möchten wir mit dieser Festschrift nachzeichnen.« So hat Oliver Schill, der Geschäftsführer des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim den Zweck formuliert, den wir mit dieser Publikation erreichen wollen. Natürlich wäre es am schönsten, wir könnten einen kompletten historischen Abriss vorlegen, der auf der Grundlage von Quellen erarbeitet ist und die Entwicklung der hundertjährigen Geschichte der Arbeit für das Wohl der Studenten aufzeichnet. Leider gibt es hierfür keine Vorarbeiten, und für uns, die wir Akteure im Umfeld des Studentenwerks sind und waren, war die Aufgabe zu groß, zumal Anfragen bei den Fachhistorikern in den entsprechenden Fakultäten der Universität Tübingen auf kein Interesse stießen.

Wir haben es dennoch probiert, den zu behandelnden Zeitraum von 1920 bis 2020 in fünf Abschnitte geteilt und einiges aus Quellen, Darstellungen, Berichten und Abhandlungen zusammengetragen, das in der Summe, als aus vielen Teilen zusammen gesetztes Mosaik, hoffentlich doch einen treffenden Eindruck vermittelt.

Die fünf Kapitel beginnen ähnlich, nämlich mit einer Einschätzung der Lage in dem jeweils aktuellen Zeitraum, die ein Student oder eine Studentin in Tübingen, Hohenheim oder Reutlingen vornimmt. Damit erfährt der geschätzte Leser schon einiges von den Problemen, die für den betreffenden Zeitabschnitt prägend sind. Diese »Miniaturen« sind in gewisser Hinsicht eine Zusammenfassung des Inhalts der einzelnen Kapitel und sollen Appetit machen auf die nachfolgenden Texte, die sich auf wichtige Aspekte der einzelnen Epochen beziehen. Verfasst hat sie mit beeindruckendem Schwung Nicole Lang, die bis Ende September 2020 der Öffentlichkeitsarbeit des SW vorstand.

Für die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg haben wir Protokolle und Berichte aus den Universitätsarchiven in Tübingen und Hohenheim zusammengestellt, die den Lauf der Dinge darstellen: zur Einweihung des Studentenhauses in Tübingen im Jahr 1921 sowie Vereinsprotokolle der Tübinger und Hohenheimer Studentenhilfe aus der Anfangszeit und Auszüge aus dem Jahresbericht des Tübinger Studentenwerks für 1938/39. Letzterer will als Dokument der Zeit mit besonderer Vorsicht und Aufmerksamkeit gelesen werden. Wir haben außerdem zwei kritische Berichte von wichtigen Akteuren aus dieser Zeit abgedruckt, in denen versucht wird, die Vorgänge zu analysieren und zu hinterfragen: Erwägungen des Tübinger Rektors Professor Carl Sartorius zur Einordnung der Aufgabe der sozialen Unterstützung der Studenten innerhalb des akademischen, studentischen und gesellschaftlichen Profils der Hochschule. Der weiter gespannte Beitrag von Wilhelm Schlink und Reinhold Schairer stellt die Merkmale der Studentenwerks-Bewegung vor 1933 dar. Schließlich kommen in diesem Abschnitt mit der »Mensa Prinz Karl« und dem »Martinianum« zwei Tübinger Langzeit-Denkmalen zur Darstellung, die seit fast 100 Jahren dazu gehören. In mehreren »Kurzviten« übermitteln wir Ihnen Informationen über einen kleinen Teil der Akteure der Gründungszeit, die teilweise erst nach 1945 erfolgreich Karriere machten.

Im zweiten Kapitel steht zunächst die Nachkriegszeit bis zur Währungsreform im Mittelpunkt der Darstellung: der Mathematiker Erich Kamke beschreibt die schwierige Situation im Jahr 1945, in der das Studentenwerk große Probleme hat, wieder in Gang zu kommen, zumal das Standbein »Prinz Karl« von den Franzosen besetzt ist und jahrelang nicht als Mensa zur Verfügung steht. Aus Hohenheim wird berichtet, wie man versuchte,

wenigstens ein Minimum an Verpflegung für die Studenten sicherzustellen, und dass die »Speisemeisterei« und die »Garbe« als Mensen genutzt wurden. Max Müller, ebenfalls Mathematiker, schildert in seinem Bericht, wie die Herausforderungen der Währungsreform angegangen wurden und wie mit der Wiedereröffnung des »Prinz Karl« und dem Umbau des »Pfleghofs« zum Studentenwohnheim als Ersatz für das Martinsstift der wieder gegründete Verein »Tübinger Studentenwerk« langsam wieder Boden unter die Füße bekam. In ähnlicher Weise schildert der Physiker Walter Rentschler, wie sich nach 1949 das Studentenwerk in Hohenheim entwickelte und sein Leistungsspektrum erweiterte.

Mit dem Tübinger Programm von 1952, das die deutschen Studentenwerke auf der Ebene des Dachverbandes beschlossen, knüpfte man an die Konzepte aus Gründungszeit an – immerhin war das »Deutsche Studentenwerk– DSW« 1921 in Tübingen gegründet worden – und setzte neue markante Akzente. Auszüge aus einem Protokoll einer Tübinger Mitglieder–Versammlung unter Leitung von Norbert Kloten und Hermann Bausinger aus 1962 belegen, wie man sich anstrebte, sich den Herausforderungen durch die steigenden Studierenden–Zahlen anzupassen. In einem kleinen Beitrag aus einem jüngst erschienenen Buch schildert Bausinger auch, wie er als junger Ordinarius sozusagen als Kompensation für die Hausberufung vom Rektorat in den Vorstand des Studentenwerks »befördert« wurde. In den 60er und beginnenden 70er Jahren erweiterte sich das Aufgabenspektrum der beiden Studentenwerke durch neue Bauten, wie das Clubhaus und die Mensa Wilhelmstraße in Tübingen sowie eine Anzahl von Wohnheimen in Hohenheim und Tübingen, wo schließlich auch das Studentendorf Waldhäuser–Ost errichtet wurde. Auf all dies weisen wir in diversen Beiträgen hin, um schließlich auch auf die in diesen Jahren auf dem Hintergrund der 68er Bewegung eingetretenen Aufgabenerweiterung durch die Psychotherapeutische

Beratungsstelle und die Kitas einzugehen. Der frühere Leiter Dr. Werner Bohleber, ein bundesweit bekannter Psychoanalytiker, und zwei Kita–Gründer berichten. Roland Klenk, seit 2002 Oberbürgermeister von Leinfelden–Echterdingen beschließt das zweite Kapitel mit Impressionen aus seiner Zeit als studentischer Bewohner in der Frühzeit des Studentendorfs WHO.

Mit dem folgenden dritten Kapitel (1975–1993) ändern sich die Quellen: wir stützen uns nicht mehr auf Protokolle oder originale Schriftwechsel, sondern bringen Berichte. Über den Übergang vom »Tübinger Studentenwerk« zum »Studentenwerk Tübingen« (Anstalt), über die Einführung des BAföG oder die Eröffnung der Mensa Morgenstelle. Es gibt einen Überblick über die Entwicklung der Hochschulgastronomie (Wolfgang Hospach), über die bisher eher unbekannt »Mittagsuniversität« in der Mensa Wilhelmstraße (Prof. Christoph Marksches) und über den eigenwilligen Mensa–Kritiker Ache aus 1983. Des Weiteren bieten wir »verstreute« Kurznachrichten aus allen Arbeitsgebieten des SW an, wie z.B. Hausbesetzungen im Rahmen der Aufgabe von Liegenschaften, die von den Franzosen genutzt wurden, über die Erdhügelhäuser und die Thomas–Müntzer–Scheuer in Hohenheim, über »gerettete« und neue Wohnheime, den spektakulären Baubeginn für zwei Familien–Wohnhäuser an der Eugenstraße/Ludwigstraße im Oktober 1989 und und und. Wir schließen das Kapitel mit Erinnerungen von Georg Obieglo und Irmgard Priester sowie an Adolf Theis, den Tübinger Uni–Präsidenten in dieser Epoche.

Die Mehrzahl der Beiträge im vierten Kapitel (1993–2007) wurde extra für unsere Publikation verfasst: Gabriele Steffen und Andreas Feldtkeller berichten, wie sie auf Seiten der Universitätsstadt Tübingen die Verwandlung eines Teils der Hindenburg–Kaserne nach dem Weggang der Franzosen in Studentenwohnheime erlebt haben. Wir lassen in einem ausführlichen Interview Petra Wassermann, die fast 40 Jahre in

der Mensa Wilhelmstraße als Hauswirtschaftsleiterin gearbeitet hat, zu Wort kommen. Anschließend informiert Anette Unterseher über das Auf und Ab in der BAföG–Verwaltung beim Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim. Wir gehen auch auf eher »nebensächliche« Dinge wie die Partnerschaften nach Frankreich und die Betriebsausflüge (Ingrid Gerlach) ein, erwähnen das Semesterticket und eine Reihe kleinerer Ereignisse, lassen OB Boris Palmers Vergangenheit im Studentenwerk Tübingen nicht unerwähnt und schließen mit der Fusion zwischen Tübingen und Hohenheim und der Wahl von Oliver Schill zum Geschäftsführer für das neue Studierendenwerk.

Der abschließende fünfte Abschnitt bezieht sich auf die Jahre nach der Fusion (2007) und besteht zum größten Teil aus Beiträgen, in denen die aktuelle Arbeit des SW reflektiert wird. Leitende Mitarbeiter lassen sich über ihre Arbeitsgebiete aus und erläutern ihre Motive und Ideen: Tilmann Beetz über die Bemühungen um die kleineren Standorte im Zuständigkeitsgebiet des SW, Brigitte Freudenmann über die Bedeutung und die Strategie der Innenrevision, Nicole Lang über die Entwicklung und Ausrichtung der Öffentlichkeitsarbeit, Ute Stirn über das Wachstum und die neue Rolle der Cafeterien und Dietmar Topka über neue Tendenzen im Bauen für Studierende. Als Gastautoren haben Andreas Feldtkeller und Christoph Melchers dargestellt, wie durch eine Bürgerinitiative die Mensa Wilhelmstraße vor dem Abriss bewahrt wurde. Kurzberichte über kleine und große Fortschritte beim Bauen, Sanieren, Digitalisieren und Modernisieren in den diversen Aufgabenfeldern des SW runden den aktuellen Abschnitt ab.

Natürlich ist die Geschichte des SW Tübingen–Hohenheim nach hundert Jahren nicht zu Ende. Es geht weiter. In welche Richtung es gehen könnte, welche Aufgaben anstehen, um das SW fit zu machen für die Zukunft, darüber lässt sich der Geschäftsführer Oliver Schill am Ende des redaktionellen Teils unserer Publika-

tion aus. Auch für seine Visionen gilt: Voraussagen sind bekanntlich immer schwierig, vor allem wenn sie sich auf die Zukunft beziehen.

Gestatten Sie mir zum Abschluss einige auch persönliche Gedanken. Immerhin durfte ich fünfzehn Jahre lang, von 1978 bis 1993, die Geschichte des Studentenwerks Tübingen mitgestalten. Die im Folgenden vertretenen Thesen lassen sich zumeist aus den angeführten Dokumenten ableiten und haben Geltung für die SW Tübingen und Hohenheim, sie gelten aber auch darüber hinaus und sollen als eine Analyse der Entwicklung der SW in ihrer Aufgabenstellung und ihrem Selbstverständnis in den vergangenen hundert Jahren verstanden werden.

Jawohl, die Tübinger Studentenhilfe wurde 1920 als Selbsthilfeorganisation von Hochschullehrern, Bürgern und Studenten in der schweren Zeit nach dem ersten Weltkrieg gegründet. Man wollte – so heißt es ausdrücklich – keine Wohltätigkeitsorganisation sein, sondern Hilfe zur Selbsthilfe anbieten. Die vom Studentenwerk angebotenen Leistungen vom Schuhmacher über den Drucker bis zur Mensa sollten helfen, die Kosten des Studiums zu reduzieren. »Von Studenten für Studenten« lautete die Devise, aber man ließ sich von Hochschullehrern und Bürgern, die auch in den Vorständen und Beiräten mitarbeiteten, unterstützen. Die Universität nahm auch als Institution Anteil an dem Verein Studentenwerk, wirkte mit und unterstützte. Der Staat hatte in dieser Anfangszeit ein positives Verhältnis zum Studentenwerk, half dann und wann, war aber kein offizieller Förderer, geschweige ein Aufpasser.

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten änderte sich das Ganze: der Verband der Studentenwerke, das Deutsche Studentenwerk e.V. erhielt eine öffentliche Rechtsform und wurde als »Reichsstudentenwerk« neu gegründet, die örtlichen Studentenwerke wurden Filialen dieser Einrichtung. Voraussetzung für

eine Förderung durch das Studentenwerk war nun neben besonderen Leistungen eine positive Einstellung zu den Ideen des Nationalsozialismus, die in seinen Einrichtungen unter Beweis zu stellen war.

Nach dem zweiten Weltkrieg versuchten die SW, an die Ziele der Gründungszeit anzuknüpfen. Im Tübinger Programm von 1952 wird der »würdige und bedürftige« Student als Zielperson definiert. In einem besonderen »Jugendarbeitsprogramm« soll er gezielt Einblicke in die Wirtschaft erhalten. Die SW sehen sich als Mitwirkende an der Erziehung der Studenten, die neben der eigentlichen Ausbildung eine vornehme Aufgabe der Universitäten ist. Im Übrigen verstanden sich die SW als »sozialwirtschaftliche« Unternehmen, also als Einrichtungen, die nach wirtschaftlichen bzw. kaufmännischen Gesichtspunkten arbeiteten und mit der Verbesserung des Wohlergehens der Studenten ein soziales Ziel verfolgten.

Mit dem rasanten Anstieg der Studentenzahlen, die sich von 1950 bis 1990 mehr als verzehnfachten (1950: 130.000, 1990: 1,5 Mio.) stieg auch das Aufgabenvolumen der Studentenwerke, zumal nach 2000 die Studentenzahlen nochmals explodierten (2000: 1,8 Mio., 2020: 2,9 Mio.). Aus mittleren Betrieben wurden an vielen Hochschulorten große Einrichtungen mit 400 bis 600 Mitarbeitern.

Eine weitere qualitative Änderung ergab sich für die SW im Zusammenhang mit dem Inkrafttreten des Bundes-Ausbildungsförderungsgesetzes (BAföG) im Jahr 1971. Die neue Studienförderung von Bund und Ländern stellte einen Rechtsanspruch für den Studenten auf Unterstützung durch den Staat her und verlangte vom Studenten zwar ein ordnungsgemäßes Studium ohne Verzögerung, aber keine besonderen Studienleistungen mehr, die sogenannte »schlichte Eignung« reichte aus. Das Gesetz sollte von den SW umgesetzt werden, die sich vorher in der Durchführung der Studienförderung nach dem Honnefer Modell bewährt hatten. Der Staat

wollte aber einen direkten Einfluss auf die »Ämter für Ausbildungsförderung« haben. Deswegen wurde beschlossen, die SW als Anstalten des öffentlichen Rechts neu zu gründen und diesen landesunmittelbaren öffentlichen Einrichtungen die Verwaltung des BAföG zu übertragen. Die öffentliche Rechtsform bot sich auch deswegen an, weil die SW zwischenzeitlich eine Größe in Umsatz und Mitarbeiterzahl erreicht hatten, die nach Meinung der Zuschussgeber der Rechtsform eines privaten Vereins nicht mehr entsprach.

Die neue Rechtsform stellte für die SW eine beträchtliche Änderung dar: nunmehr galten die öffentlichen Rechtsvorschriften, insbesondere das Haushaltsrecht, aber auch das Personalvertretungsrecht, unmittelbar auch für die SW. Die Rechnungshöfe hatten nun ein direktes Prüfungsrecht und bezogen die SW, die faktisch »öffentliche Betriebe« darstellten, regelmäßig in ihre Prüfungen ein. Andererseits galten nun die tariflichen Vorschriften für die Bezahlung der Mitarbeiter direkt, die SW konnten nicht mehr in Konkurs gehen, der Staat hatte die Kontrolle, aber auch die Verantwortung für diesen wichtigen sozialen Bereich übernommen, der im Zuge der Studentenbewegung der 68er sich auch durch Hinzukommen der Psychotherapeutischen Beratung, der Kindertagesstätten und der Kulturförderung erweitert hatte.

Die Förderung der Studenten durch den Staat erfolgte auf zwei Ebenen: mit der direkten Förderung durch das BAföG sollten Einkommensunterschiede der unterhaltsverpflichteten Eltern ausgeglichen werden, um jedem geeigneten Studenten ein seiner Neigung entsprechendes Studium zu ermöglichen. Mit der indirekten Förderung mithilfe von Zuschüssen an die SW sollten die Leistungen der SW vor allem in Mensen und Wohnheimen verbilligt werden, um die Kosten des Studiums insgesamt zu senken. Ohne die indirekte Förderung müsste der Bedarfssatz im BAföG höher angesetzt werden, sodass der Staat hier spart. Die niedri-

geren Preise der SW kommen allerdings auch Studenten zugute, die kein BAföG bekommen und von ihren Eltern finanziert werden oder sich durch bezahlte Arbeit neben dem Studium ihren Lebensunterhalt verdienen. Man hat bewusst an der Vorstellung fest gehalten, dass alle Studenten »bedürftig« sind, was z.B. auch darin zum Ausdruck kommt, dass die Umsätze mit Studenten in Mensen umsatzsteuerbefreit sind.

Im Laufe der letzten 40 Jahre sind die Beiträge, die die Studierenden an das Studentenwerk in jedem Semester zahlen müssen, betragsmäßig und in ihrer Bedeutung deutlich gestiegen. Die Beiträge mussten vielfach erhöht werden, wenn die staatlichen Zuschüsse zurück gingen. Heute liegt die jährliche Summe der Beiträge, die meist für die Finanzierung der Mensen, aber auch anderer Bereiche wie Beratung und Kultur eingesetzt werden, höher als der Landeszuschuss. Die Studenten akzeptieren bisher diese solidarische Art der Finanzierung und gehen andererseits davon aus, dass die Gremien der Anstalten keine Beschlüsse gegen die Stimmen der Studierenden fassen.

Mit der Umwandlung in Anstalten sind die SW keine »Behörden« geworden. An dem Ideal des »sozialwirtschaftlichen« Unternehmens hat man in der Praxis fest gehalten und sich stets bemüht, das betriebswirtschaftlich Gebotene umzusetzen. In den meisten Bundesländern haben sich die Landes-Regierungen zusammen mit den Parlamenten bemüht, durch Anpassung der gesetzlichen Bestimmungen – insbesondere in den 90er Jahren – diese Zielstellung zu unterstreichen, indem man den SW mehr Selbstständigkeit eingeräumt hat und die Aufsichtsbefugnisse des Staates zurückgenommen hat.

Heutzutage ist es fast »normal«, dass die SW auch Investitionsvorhaben aus eigener Kraft stemmen oder überschaubare wirtschaftliche Probleme selbst lösen. Eine ganze Reihe von SW hat sich auch nach den Regeln der ISO 9000 zertifizieren lassen und hat damit be-

scheinigt bekommen, den anspruchsvollen Forderungen dieses internationalen Kriterienkataloges zu entsprechen. Die SW sind sich darüber im Klaren, dass sie ihre internen Abläufe insgesamt unter dem Aspekt der Digitalisierung prüfen müssen, wenn sie in Zukunft bestehen wollen.

Die Corona-Pandemie hat den Drang zur Digitalisierung auf allen Feldern verstärkt. Bildschirm-Konferenzen anstelle von Dienstreisen z.B. sind schnell üblich geworden und werden auch nach der Pandemie als Kommunikationsmittel genutzt werden. Auch die Umweltbewegung »Fridays For Future« beeinflusst die Haltung der Studentenwerke stark.

Die SW verstehen sich als Service-Unternehmen (»Service rund ums Studium«), die zugunsten der Studierenden und der Hochschulen arbeiten. Den Studenten soll der Rücken frei gehalten werden, damit sie sich vorrangig mit ihrem Studium beschäftigen können. In den Gremien der SW sind maßgeblich die Hochschulen, die Wirtschaft und die Kommunen vertreten. Eine entscheidende Rolle nehmen aber die Vertreter der Studierenden wahr, die über die Umsätze und den Beitrag zum SW das Unternehmen finanzieren.

Vielleicht nutzt es oder macht Ihnen Freude, auch diese Aspekte bei der Lektüre unserer Publikation im Hinterkopf zu haben.

Rudolf Pörtner
Im Februar 2021



1920 bis 1945

Der Ursprung der Studentenhilfe

Eine Antwort auf die Not nach dem Ersten Weltkrieg

Mein Name ist Theodor Pfitzer, Sohn einer Pfarrerswitwe, die mit ihrer spärlichen Pension eine Familie von fünf Köpfen ernähren muss, darunter drei jüngere, unversorgte Schwestern, zum Teil noch schulpflichtig, und einen Bruder, der das Gymnasium besucht. Die katastrophale wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im Jahre 1923 hat überdies das Familienvermögen auf ein Minimum seines Wertes verkümmern lassen. Doch dank meiner überdurchschnittlichen schulischen Leistungen und meiner Begabung wurde ich von Herrn Oberstudienrat Bollinger bei der Tübinger Studentenhilfe zur Einzelfürsorge vorgeschlagen. Dies machte es mir möglich, zum vergangenen Herbst mit 19 Jahren das Studium der Theologie an der Universität Tübingen zu beginnen. Mir wurde das große Glück zuteil, seither ein sehr günstiges Zimmer im Martinsstift in der Münzgasse 13 zu bewohnen. Der Ton im Studentenheim ist ein sehr guter und kameradschaftlicher.

Im Studentenheim »Prinz Karl« in der Hafengasse 6 befindet sich die Studentenküche, die ich fast täglich und gern in Anspruch nehme, auch wegen der mir durch die Einzelfürsorge gelegentlich gewährten Freitische. Das Essen ist kräftig, schmackhaft und wird sorgfältig zubereitet, es gibt jetzt täglich einmal Fleisch. Dabei wird es nicht mehr in den verbeulten Aluminiumgeschirren geboten, sondern auf Tellern mit Besteck und sauberen Tischtüchern, sodass die Speisung jetzt auch allen ästhetischen Anforderungen entspricht. Gern verweile ich auch im Lesezimmer des »Prinz Karl«, in dem die meisten führenden deutschen

und württembergischen Zeitungen, dazu eine große Zahl von Provinzblättern und Zeitschriften ausliegen. Um jeden nur erdenklichen Groschen zu sparen, nutze ich bei Bedarf die Wäscherei, die Schuhmacherwerkstätte und die Flickstube der Studentenhilfe, die mit diesen Einrichtungen sehr zur Verbilligung der Lebenshaltung von uns Studenten beiträgt.

Trotz der Hilfen durch die Einzelfürsorge reicht mein kärglicher Monatswechsel nicht aus, um das Studium zu finanzieren. Daher ist es für mich unentbehrlich, während des Semesters und in den Ferien einer Werkarbeit nachzugehen, auch wenn mein Studium darunter leidet. Im Werkhaus der Tübinger Studentenhilfe sind unter anderem eine Druckerei, eine Buchbinderei und ein Schreibmaschinenbüro untergebracht. Dort gehen zwischen 30 und 50 Studenten einer Beschäftigung nach. Ich hatte Gelegenheit, einen Maschinenschreibkurs im Schreibmaschinenbüro zu besuchen. Seither arbeite ich dort während des Semesters im Nebenerwerb und widme mich hier vor allem dem Schreiben von Doktorarbeiten. Bis auf einen kurzen Besuch in der Heimat in einem kleinen Städtchen auf der Schwäbischen Alb verbrachte ich meine ganzen Ferien als Torfarbeiter in den Ostracher Torfwerken und hatte dort Gelegenheit, mir durch meiner Hände Arbeit etwas zu verdienen und zu ersparen. So lassen sich notwendige Anschaffungen wie Kleidung, Schuhwerk oder Bücher bewerkstelligen. Diese Arbeitsvermittlung verdanke ich ebenfalls der Studentenhilfe, die es mir nach ihrem Credo »Hilfe zur Selbsthilfe« erst ermöglicht, mein Studium zu bestreiten.

Autorin: Nicole Lang

Der Ursprung der Tübinger Studentenhilfe

ein Bericht vom Dezember 1920

Die Geschichte des Studierendenwerks beginnt in der entbehrensreichen Zeit nach dem 1. Weltkrieg. Im August 1920 wird die Tübinger Studentenhilfe e.V. gegründet. Der nachfolgende Bericht beschreibt, wie es dazu kam.

Es möge zunächst einiges über die Entstehungsgeschichte des Vereins »Tübinger Studentenhilfe« vorausgeschickt werden. Der Verein »Tübinger Studentenhilfe« ist weniger etwas Geschaffenes, als etwas organisch Gewachsenes. Er ist herausgewachsen einmal aus der zuletzt fast ausschließlich von Studierenden besuchten Volksküche, sodann aus der Studien- und Berufsberatung, der Arbeitsvermittlung und der Individualfürsorge der Tübinger Asta.

Als im Wintersemester 1919/1920 auch in Tübingen die Preise für das Essen in den Wirtschaften, besonders für das Mittagessen, erheblich anstiegen, war eine große Anzahl minderbemittelter Studierender, vielfach Kriegsteilnehmer, gezwungen, sich nach einem billigen Mittagstisch umzusehen. Einen solchen bot zunächst die städtische Volksküche, die ursprünglich im Kriege zur Unterstützung der Einwohnerschaft errichtet, nunmehr und mehr völlig den Charakter einer Studenten-Speiseanstalt annahm. Sie wurde im Wintersemester 1919/1920 von zirka 160, im Sommersemester 1920 durchschnittlich von 350 bis 400 Studierenden besucht (...). Die Vertreter der Studentenschaft wiesen insbesondere darauf hin, dass eine endgültige Lösung nach dem Vorbild der anderen Universitätsstädte wohl nur durch den Ankauf eines größeren Gasthofes und Einrichtung eines Studentenheims in demselben erzielt werden könnte (...). Gegen Ende des Sommersemesters bildete sich dann ein vorläufiger Ausschuss aus Bürgern der Stadt, besonders Angehörigen des Lehrkörpers, und Vertretern der Studentenschaft unter Vorsitz von Herrn Verlagsbuchhändler Dr. Siebeck. Dieser Ausschuss erließ zunächst einen Aufruf zur Gründung eines Tübinger Studentenheims. Unter Berücksichtigung der

mannigfachen Anregungen, die dieser Aufruf auslöste, schritt man dann am 6. August 1920 zur Gründung des Vereins »Tübinger Studentenhilfe«, der unter dem 19. August 1920 ins Vereinsregister eingetragen wurde (...). Die Grundidee der Satzung des Vereins ist der Gedanke einer (...) besonders in Richtung auf die Kontinuität der Arbeit und die finanzielle Sicherung gestärkten studentischen Selbstverwaltung (...).

Zugleich mit der Studien- und Berufsberatung hatte der Asta auch die Arbeitsvermittlung für Studierende in die Hand genommen. Schon im Sommersemester 1920 wurde an eine größere Zahl von Studierenden Arbeit verschiedener Art (besonders Gartenarbeit) vermittelt (...). Es war klar, dass die Arbeitsvermittlung im Zusammenhang mit der Berufsberatung bleiben musste, wie sie bisher schon von denselben Organen besorgt wurde. Endlich war auch das Bedürfnis hervorgetreten, Organe für die Individualfürsorge für bedürftige Studierende zu schaffen. Es trat dies namentlich hervor anlässlich der Verteilung amerikanischer Liebesgaben (Kleider und Schuhe), dann bei der Wohnungshilfe (...). Endlich wurde im Sommersemester 1920 die Selbstbesteuerung vermögender Kommilitonen (mit Wechseln von 300 Mark an aufwärts) zugunsten der Minderbemittelten als freiwillige Leistung eingeführt. Auch diese Mittel sollten der Individualfürsorge dienen.

Als der Verein »Tübinger Studentenhilfe« gegründet wurde, war es klar, dass er alle diese Bestrebungen und Organisationen, die bisher nur in loser Verbindung standen, zusammenfassen musste. So wurde er nach § 1 seiner Satzung gegründet als Verein für die gesamte studentische Wohlfahrtspflege. (»Der Verein setzt sich zur Aufgabe, alle in das Gebiet der studentischen Wohlfahrtspflege fallenden Bestrebungen zu fördern und hierfür dienliche Einrichtungen zu schaffen und zu erhalten.«) Die wichtigste Aufgabe des neugegründeten Vereins blieb selbstverständlich die Schaffung eines Tübinger Studentenheims mit Studentenküche. Ihre

Notwendigkeit stand außer Zweifel (...). Praktisch konnte es sich nur um den Ankauf eines bereits bestehenden größeren Gasthofes zu diesem Zweck handeln, da ein Neubau der Kosten wegen nach sachverständigem Urteil so gut wie ausgeschlossen schien.

Nach übereinstimmendem Eindruck aller Kommissionsmitglieder aus dem Verein und der zugezogenen Sachverständigen konnte erstlich nur der Prinz Karl in Betracht kommen (...). Aber da der geforderte Kaufpreis für den Prinz Karl 320.000 Mark (einschließlich Inventar) betrug, war bei der Höhe dieser Summe die Durchführung in Frage gestellt. Es war zwar auf erhebliche Spenden Privater zu hoffen, zu welchem Zweck eine intensive Werbearbeit der Studierenden während der Ferien organisiert wurde, die auch schöne Erfolge zeitigte, obwohl gewisse Widerstände, besonders z.T. aus Kreisen der alten Korporationsstudenten, zu überwinden waren. Daneben aber erschien eine Unterstützung seitens der Regierung als notwendig, wie auch in den anderen deutschen Ländern die Regierungen sehr erhebliche Summen für diese Zwecke aufgewendet hatten (...). Es wurde hier die Notwendigkeit einer Errichtung eines Studentenheims unsererseits dargelegt, die etwa dafür in Betracht kommenden Objekte seitens der Vereinsvertreter eingehend geschildert und ein einmaliger Staatsbeitrag von 200.000 Mark beantragt (...).

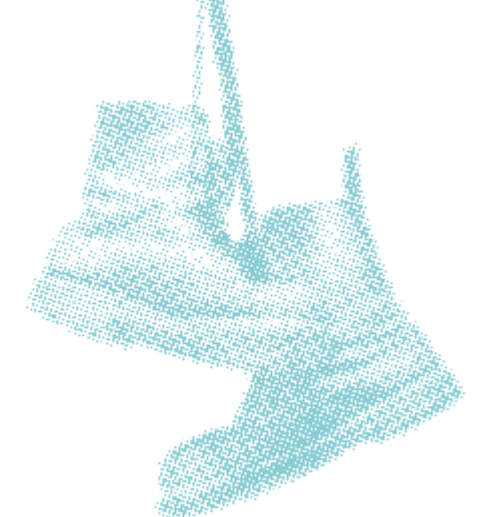
Eine kleine Störung der Pläne des Vereins wurde versucht durch eine Eingabe des Tübinger Wirtsvereins, der seine Interessen durch das Vorhaben bedroht glaubte, an das Ministerium des Innern (...). Am 22. November wagte die Vereinsleitung, da sonst der Verlust des Prinz Karl an andere Mitbewerber zu befürchten war, den Schritt und schloss den Kaufvertrag ab, durch den sie den Prinz Karl mit allem Inventar zum Preis von 320.000 Mark auf 1. März 1921 dem Verein sicherte. Der größte Teil des Kaufpreises (160.000 Mark) kann als hypothekarische Belastung stehen bleiben, den Rest hoffen wir durch Sammlung aufzubringen (...).

»Der Verein Tübinger Studentenhilfe ist kein Wohltätigkeitsverein, sondern ein Werk studentischer Selbsthilfe, an dem Dozenten und Freunde der Universität an leitender Stelle mitarbeiten.«

Wir hoffen, dass die Arbeit unseres Vereins, der in seiner Vereinigung studentischer Selbstverwaltung und Mitarbeit der älteren Freunde der Hochschule vielleicht etwas Einzigartiges darstellt, sich ersprießlich weiterentwickeln wird und vor allem, dass wir bald ins eigene Heim einziehen können, über dessen Tor die Worte stehen: »Der Tübinger Studentenschaft«

**Quelle: Universitätsarchiv Tübingen
Signatur 117/226**

Über den Autor: Carl August Hegler (* 11. März 1873, † 4. November 1937 in Tübingen) war Jurist, Professor und Kanzler der Universität Tübingen. Auf ihn gehen die unseligen Worte aus dem Jahr 1933 zurück: »Man habe hier die Judenfrage gelöst, ohne groß davon gesprochen zu haben«. Damals gab es kaum noch jüdische Professoren und Studenten an der Uni Tübingen.



Die Einweihung des ersten Studentenheims

ein besonderer Festakt

Die feierliche Einweihung des ersten Studentenwohnheims Prinz Karl markiert einen wichtigen Entwicklungsschritt in der Geschichte des Studierendenwerks. Der folgende Augenzeugenbericht zeigt wieso.

Am Montag fand hier wie schon kurz berichtet die Einweihung des Studentenheims statt. Damit ist ein für Studentenschaft, Universität und Stadt und darüber hinaus für das ganze Land bedeutungsvoller Schritt getan. Das Ende eines arbeitsreichen Jahres ist von einem Erfolge gekrönt, der die kühnsten Erwartungen übertrifft und der Begeisterungsfähigkeit der Jugend im Bund mit zielbewusster Stetigkeit und Erfahrung des Alters und dem edlen Opfersinn weiter Kreise zu verdanken ist. (...)

Etwa 120 Festgäste hatten sich um 5:00 Uhr im Heim versammelt. Der Staatspräsident, der als Kultminister unter gleichzeitiger Verwilligung eines schönen Beitrags sein Erscheinen zugesagt hatte, musste leider in letzter Stunde wegen dringender Regierungsgeschäfte wieder absagen. Ebenso bedauerte Ernährungsminister Dr. Schall, am Erscheinen verhindert zu sein. Als Vertreter der Regierung erschien Ministerialrat Dr. Buhl. Außer dem Ausschuss des Vereins Studentenhilfe waren geladen die Dekane der 7 Fakultäten, Vertreter der Stadt Tübingen, der Industrie und Landwirtschaft, der Quäker, der Hochschulen von Stuttgart und Hohenheim sowie der sämtlichen hiesigen studentischen Vereinigungen. Grüße sandten der Staatspräsident aus Berlin, Präsident v. Bötz vom Kultministerium, Reichskanzler a.D. Michaelis, der Vorsitzende der Deutschen Studentenschaft von Auel u.a. (...)

Nach dem Rundgang versammelte man sich im unteren Saal zum einfachen Festessen, das durch mannigfache Reden gewürzt wurde (...)

Nun ergriff der Vorsitzende des Vereins, Herr Professor Hegler, dessen unermüdlicher und aufopferungsvoller

Tätigkeit die ganze Tübinger Studentenschaft aufrichtigen Dank schuldet, das Wort. Er weist auf die Bedeutung des glücklich zustande gekommenen Werks für die Tübinger Hochschule, für die Heranbildung eines tüchtigen Beamten-, Geistlichen-, Lehrer- und Ärztestandes hin. Das Erreichte sei nur ein Teil der weitgesteckten Ziele des Vereins Studentenhilfe, von denen besonders die Ermöglichung von Nebenerwerb und Ausbildung in handarbeitendem Beruf für Akademiker neuerdings in den Vordergrund getreten sei. (...)

Der Rektor Professor Sartorius überbrachte die Wünsche der Hochschule und führte etwa folgendes aus: Die Errichtung des Studentenheims ist in der Geschichte der Tübinger Universität eines der denkwürdigsten und weittragendsten Ereignisse. Die außerordentliche wirtschaftliche Notlage des Volkes, insbesondere der Schichten, aus denen die große Mehrzahl der Akademiker hervorgeht, gefährdet die Zukunft der Hochschulen und der nationalen Kultur schwer und stellt die Universität vor eine schier unlösbare Aufgabe. Aber wer wagt, gewinnt. Es wird immer ein Ruhmestitel der Tübinger Studentenschaft bleiben, dass sie als eine der ersten die Lösung dieser Aufgabe übernommen (...)

Quelle: Universitätsarchiv Tübingen
Signatur UAT 117/196



Lesezimmer der Prinz Karl Mensa

Studentenhilfe in der Wirtschaftskrise

Jahresbericht 1923/1924

Mit Ausbruch der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1923 verschlechterte sich auch die Lebenssituation der Studierenden gravierend. Studentenhilfe war nun wichtiger denn je.

Immer mehr sind in den letzten Jahren die Aufgaben der Tübinger Studentenhilfe gewachsen. Die katastrophale wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im Jahre 1923 und die völlige Verarmung des Mittelstandes drohte den Bestand der Studentenschaft zu vernichten, den akademischen Nachwuchs von den Hochschulen fernzuhalten. Da war es die erste Aufgabe der Studentenhilfe, unter größten Opfern und mit nachdrücklicher Unterstützung des Aus- und Inlandes, besonders der Landwirtschaft, durch Aufrechterhaltung billigster Studentenspeisung die Studentenschaft vor dem Hunger zu bewahren, sowie durch Schaffung von Nebenerwerbsgelegenheiten ihr die Fortsetzung des Studiums zu ermöglichen (...)

So steht die Studentenhilfe wider Erwarten erneut vor der grundlegenden Aufgabe der Erhaltung des Wertvollsten, was ein Volk hat, des akademischen Nachwuchses. Ohne ihre Arbeit wäre jedenfalls der Mittelstand auf Jahre hinaus von der Hochschule ausgeschlossen (...) Im Einzelnen ist der Stand der Arbeitsgebiete folgender:

Die Studentenheime

In den beiden Studentenheimen (»Prinz Karl«, Hafengasse 6, und »Sonne« Marktgasse 10) befinden sich die Studentenküchen, die stets sehr in Anspruch genommen sind. Während der Inflationszeit gaben wir z.T. bis zu 2.100 Portionen täglich aus; die Preise waren ganz billig und betragen oft weniger als 5 Pfennig für die Mahlzeit. (...)

Sehr stark ist die Benützung des Lesezimmers im »Prinz Karl«, in dem die meisten führenden deutschen und württembergischen Zeitungen, dazu eine große



Die Schuhmacherwerkstätte der Studentenhilfe Tübingen e.V.

Zahl von Provinzblättern, Zeitschriften, auch englische Zeitungen ausliegen. In den zwei oberen Stockwerken des Prinz Karls wird das frühere Hotel, das sehr schöne Zimmer hat, weitergeführt. Es steht nicht nur Studenten, sondern sämtlichen Gästen Tübingens zu mäßigen Preisen offen und bildet eine notwendige Einnahmequelle des Vereins.

Die Einzelfürsorge

Sie ist besonders seit der Stabilisierung außerordentlich stark in Anspruch genommen, während früher viele mit den allgemeinen z.B. im Essen enthaltenen Unterstützungen auskamen (...)

Grundsätzlich werden Unterstützungen nur gegeben an ältere Semester, die sich schon irgendwie bewährt haben, sei es, dass sie durch geleistete Werkarbeit ihren Willen, sich selbst zu helfen bewiesen, sei es, worauf wir besonderen Wert legen, durch erfolgreiches Studium den Nachweis wissenschaftlicher Befähigung erbracht haben. Hierdurch soll vor allem erreicht werden, dass keine Unwürdigen und Unbefähigten sich zur Unterstützung und damit zum Studium herandrängen.

Der Verbilligung der Lebenshaltung dienen in bewährter Weise die Wäscherei, die Schuhmacherwerkstätte, die Flickstube, die Materialausgabe, die Leihbücherei.

Die Gesundheitsfürsorge

Sie ist angesichts der Unterernährung und des schlechten Gesundheitszustandes vieler Studenten, insbesondere zahlreicher Tuberkuloseerkrankungen eine dringende Pflicht. Auf Grund einer allgemeinen Gesundheitsuntersuchung durch die medizinische Poliklinik wurden die gesundheitlich gefährdeten Studenten ermittelt. Die Studentenhilfe greift ein durch Verabreichung von besonderen Krankenessen und durch Vermittlung von Erholungsaufenthalten, die sie teils selbst finanziert, teils durch Werbung von Freiplätzen aufbringt (...)

Das Martinstift

Im Frühjahr 1923 stand »die Martin-Fickler-Stiftung, die Eigentümerin des »Neuen Haus« (Münzgasse 13), den sie bisher als Wohnheim verwendet hat, vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch. Da damals die Wohnungsnot aufs höchste gestiegen war, übernahm die Studentenhilfe das Haus in ihre Obhut. Es ist ihr durch einen Erbbaupvertrag auf 75 Jahre zur Verfügung gestellt (...)

Die Arbeitsvermittlung

Sie hatte besonders unter den wirtschaftlichen Schwankungen zu leiden. Wenn auch ihre Bedeutung jetzt etwas zurückgetreten ist, so ist die Werkarbeit des



Ein Blick in die Buchbindewerkstatt

Über einen studentischen Geschäftsführer aus dieser Zeit: Theodor Pfizer (* 19. Februar 1904 in Stuttgart; † 17. Juli 1992 ebenda) war ein deutscher Kommunal- und Bildungspolitiker sowie von 1948 bis 1972 Oberbürgermeister der Stadt Ulm. Nach seinem Jurastudium fungierte er von 1927 bis 1929 als Geschäftsführer der Tübinger Studentenhilfe. 1947 wurde er als nicht nationalsozialistisch belastet eingestuft, was später umstritten war.

einzelnen während der Ferien und leider auch während des Semesters doch noch immer für viele unentbehrlich, um ihr Studium zu ermöglichen (...)

Das Werkhaus

Die Vereinigung der verschiedenen studentischen Werkstätten in einem zentralen Betrieb wurde uns ermöglicht durch eine großzügige Schenkung der Markelstiftung, die das Gasthaus zum »Löwen« für uns angekauft hat (...). Außer den Werkstätten befinden sich darin Büroräume und das Lager, die Wäscherei und die Schweinehaltung. Die Werkstätten selbst dienen vor allem dem Nebenerwerb für Studenten. Die Löhne sind so, dass durch einige Stunden Arbeit das Essen in der Studentenküche verdient werden kann (...)

Die Druckerei (früher Millotyp) konnte wesentlich verbessert werden durch die Anschaffung einer Schnellpresse und von weiterem Schriftenmaterial. Sie steht unter der Leitung eines Fachmanns und beschäftigt stets einige Studenten (...). Die Buchbinderei, ebenfalls unter hauptamtlicher sachkundiger Leitung, arbeitet eng mit der Druckerei zusammen; sie heftet die Massenaufträge der Druckerei (...). Das Schreibmaschinenbüro wird von einer Lehrerin geleitet; es werden Maschinenschreibkurse abgehalten, die der Berufsausbildung des Studenten dienen und ihm die Möglichkeit zum Nebenerwerb geben, da das Büro Aufträge aller Art, vor allem das Schreiben von Doktorarbeiten, annimmt (...). So ist vieles erreicht worden, ein für das Bestehen der Studentenschaft unentbehrliches Werk erbaut und gefestigt (...)

Quelle: Universitätsarchiv Tübingen
Signatur UAT 117/226

Die Gründung der Hohenheimer Studentenhilfe e.V.

Jahresbericht 1921

Knapp ein halbes Jahr nach Gründung der Tübinger Studentenhilfe wurde auch in Hohenheim ein ähnlicher Verein ins Leben gerufen. Der anschließende Jahresbericht aus dem Jahr 1921 zeigt die Gründe auf.

Am 23. Januar 1921 ist im Hörsaal 1 der Hochschule der »Verein Hohenheimer Studentenhilfe« ins Leben gerufen worden. Heute nach Schluss des ersten Vereinsjahrs haben wir uns Rechenschaft darüber zu geben, was in der Zwischenzeit geschehen ist, wie der Verein seine Aufgaben erfüllt hat. Vorausschicken möchte ich aber einige Worte aus der Vorgeschichte des Vereins. »Studenten in Not!« so las man da und dort in Aufrufen, nach dem infolge des Weltkriegs die deutsche Wirtschaft zum Zusammenbruch gekommen war, und auch in Hohenheim häuften sich im Lauf des Wintersemesters 1919/1920 und des Sommersemesters 1920 die Fälle immer mehr, in denen die wirtschaftliche Notlage eines Teils der hiesigen Studierenden deutlich und abhilfefordernd zutage trat.

Angestellte Erhebungen ergaben, dass ein sehr wesentlicher Teil der hiesigen Studierenden aus den Kreisen der Beamten, freien Berufe, Rentner und Pensionäre sich rekrutierte, aus Kreisen also, die unter den derzeitigen allgemeinen Wirtschaftsnöten allgemein stark zu leiden haben (...). Die Leitung der Hochschule setzte sich daher zusammen mit Vertretern der hiesigen Studentenschaft im Dezember 1920 mit maßgebenden Persönlichkeiten des Landes ins Benehmen, und unverzüglich erging in der Presse ein »Aufruf« zur Unterstützung des notleidenden Teils der Hohenheimer Studentenschaft. Die Geldspenden blieben auch nicht aus, und als diese erheblicheren Umfang annahmen, ergab sich die Notwendigkeit, die damit in Fluss genommene studentische Wohlfahrtspflege planmäßig zu betreiben und auf eine breitere, vereinsmäßige Grundlage zu stellen. Die Vereinsgründung geschah, wie erwähnt, am 28. Januar 1921. Nach den Satzungen, die sich die Hohenheimer Studentenhilfe bei ihrer Grün-

dung gegeben hat, stellt sich der Verein die Aufgabe, alle in das Gebiet der studentischen Wohlfahrtspflege fallenden Bestrebungen zu fördern und die hierfür dienlichen Einrichtungen zu schaffen und zu unterhalten. Insbesondere bezweckt er die Führung einer Studentenküche und die Gründung und Führung eines Studentenheims (...)

Heute können wir nahezu auf ein ganzes Semester zurückblicken, in dem das neue Studentenheim im Vollbetrieb gestanden ist, und es kann mit Stolz und Freude gesagt werden, dass das Unternehmen geglückt ist, dass das Studentenheim seinen Zweck erfüllt. Dabei war das gegenseitige Verhältnis zwischen Studentenheim und Studentenausschuss stets ein gutes. Die Studentenschaft, die im Sommersemester 1921 zum nicht geringen Teil sich noch sehr kritisch und skeptisch zu dem neuen Unternehmen stellte, brachte dem in Betrieb befindlichen Unternehmen je länger je mehr ihre Sympathien entgegen (...)

»Im Studentenheim nehmen täglich 275 – 300 Studierende ihr Mittagessen, 70 bis 80 Studierende ihr Abendessen ein; außerdem werden täglich verabreicht etwa 300 Brötchen, 100 Bouillons, 30 Kakao (...)«

Wohl hat auch auf unserer Hochschule der Gedanke des Werkstudenten erfreulicherweise je länger je mehr Verwirklichung gefunden. Aber es gibt eben eine ganze Reihe von Fällen, namentlich bei Kriegsinvaliden und bei Studierenden, die vor dem Examen stehen, in denen dieses schöne Mittel der studentischen Selbsthilfe nicht zur Anwendung kommen kann (...)

Quelle: Universitätsarchiv Hohenheim

Hochschule und Studentenhilfe

eine komplexe Beziehung

Dieser Zeitzeugenbericht beleuchtet, wie sich das Verhältnis der Studentenhilfe zu den Hochschulen nach den ersten Nachkriegsjahren entwickelt hat.

Als in der Not der ersten Nachkriegsjahre die studentische Wirtschaftshilfe ins Leben gerufen wurde, konnte niemand voraussehen, wie lange sie bestehen werde. Den meisten schien sie wohl nur eine vorübergehende Erscheinung, die aus der Not des Augenblicks geboren, mit ihrer Behebung von selbst verschwinden würde. Die Erfahrung hat uns eines anderen belehrt. Gewiss ist die allgemeine Not, wie sie in der Zeit der Inflation bestanden hat, behoben, die Gefahr einer Entvölkerung der Hochschulen besteht nicht mehr.

Indessen, diese Veränderung der Lage hat zwar eine Umstellung der Aufgaben und Mittel der Studentenhilfe notwendig, keineswegs aber diese selbst entbehrlich gemacht. Anstelle der Massenunterstützung ist die Einzelfürsorge immer stärker hervorgetreten, die die bedürftigen Begabten durch Gewährung von Freitischen, Darlehen, Stipendien, Kranken- und Erholungshilfe unterstützt. So ist die Studentenhilfe aus einer Noteinrichtung zu einer Dauereinrichtung geworden, die aus dem Leben der Hochschule nicht mehr wegzudenken ist. Solange nun die studentische Wirtschaftshilfe nur eine vorübergehende Schöpfung schien, die eben über die erste schwere Zeit hinweghelfen sollte, und durch keine andere Einrichtung zu ersetzen war, konnte und musste sie als solche von der Hochschule einfach hingenommen werden. Heute, wo sie eine organische Einrichtung geworden ist, lässt sich die grundsätzliche Frage ihres Verhältnisses zur Hochschule nicht umgehen. Wie ist dieses Verhältnis der Hochschule zum örtlichen Wirtschaftskörper zu verstehen? Ist es ausbaufähig oder verbesserungsbedürftig?(...)

Wenn die Frage nach dem Verhältnis von Hochschule und Wirtschaftskörper rein verfassungsrechtlich verstanden wird, dann ist die Antwort sehr einfach: Ein

rechtlicher Zusammenhang zwischen Hochschule und Wirtschaftskörper besteht in der Regel nicht. Die Sache liegt hier anders als bei der parallelen Schöpfung, die wie die Wirtschaftskörper von den nach Betätigung drängenden Kräften der Kriegsteilnehmer ins Leben gerufen worden ist. Die im »Allgemeinen Studentenausschuss« organisierte »Studentenschaft« ist von der Gesetzgebung als verfassungsmäßiges Glied der Hochschule anerkannt und ihrem Organismus eingefügt. Ihre Verfassung und ihr Wirkungskreis sind durch das Studentenrecht geregelt. Sie untersteht der Aufsicht der Hochschulbehörden und des Ministeriums. Die Organisation der studentischen Wirtschaftshilfe ist von vornherein ihre eigenen Wege gegangen: aus dem Selbsthilfewillen heraus entstanden, ist sie doch nicht als bloßes »Amt« des Asta, sondern als selbstständiges Rechtsgebilde, meist als »e.V.« ins Leben getreten, in dem Studenten, Dozenten und Freunde der Hochschule gleichberechtigt zusammenwirken. Als solches selbstständiges Rechtsgebilde ist der örtliche Wirtschaftskörper von Staat und Hochschule völlig unabhängig. Er steht weder unter einem irgendwie bestimmten Leistungs-, noch auch nur unter einem Aufsichtsrecht der Hochschulverwaltung.

Es ist kein Zweifel: Diese Unabhängigkeit war und ist ein wertvolles Gut, das die Aufwärtsentwicklung der Studentenhilfe mächtig gefördert und begünstigt hat. Das Bewusstsein, ganz auf die eigene Kraft gestellt zu sein, hat dem Selbsthilfewillen der Wirtschaftskörper den stärksten Antrieb gegeben und sie davor bewahrt, jener bequemen Selbstentscheidung zu verfallen, die alles von der Hilfe des Staates erwartet. Aber freilich, die Sache hat auch eine andere Seite: eine Organisation, die ganz auf eigenen Füßen steht und nicht verfassungsmäßig in das Gefüge der Hochschule eingebettet ist, die sich auch nicht auf irgendwie verbürgte Mitgliedschaftsrechte berufen kann, ist der Gefahr ausgesetzt, dass sie von der Hochschule als Fremdkörper empfunden und gewertet wird. (...)

Über den Autor: Carl Friedrich Sartorius (* 29. Januar 1865 in Bayreuth; † 24. Oktober 1945 in Tübingen) war ein deutscher Jurist. Er studierte in Erlangen, München und Berlin. Während der Jahre 1919 bis 1921 hatte er die Position des Rektors der Universität Tübingen inne. Nach Gründung der Tübinger Studentenhilfe wirkte Sartorius in deren Aufsichtsgremien mit und verfasste auch fachliche Beiträge zur Bedeutung der Sozialarbeit für die Studenten.

Die Zusammenhänge mit der Studentenschaft liegen ja klar zutage. Ihre Notlage war es, deren Bekämpfung der Zweck der Gründung der Studentenhilfe gewesen ist, und ihre Interessen sind es, deren Pflege die ganze Tätigkeit der Wirtschaftskörper gewidmet ist. Allerdings ist heute nur mehr ein Teil der Studierenden in einer wirtschaftlichen Lage, dass sie auf Unterstützung angewiesen sind. (...) Die Studentenhilfe soll ja nach ihrem ursprünglichen Sinn eine Hilfe nicht nur für, sondern auch durch Studenten sein. Sie sollen nicht nur Nutznießer, sondern Träger der Wirtschaftshilfe sein. Die ganze Entwicklung der Wirtschaftskörper hängt letzten Endes davon ab, dass der Selbsthilfewille, aus dem sie einst hervorgegangen sind, in der Studentenschaft lebendig bleibt, dass er die tragende Kraft bildet.

Die Gewinnung von studentischen Mitarbeitern ist heute ein Problem, schwieriger denn je. Die Schwierigkeiten ergeben sich teils aus der Sache selbst, d.h. aus der Entwicklung der Studentenhilfe, und teils aus der gegenüber den ersten Nachkriegsjahren so veränderten Zusammensetzung der Studentenschaft. Sie haben zwangsläufig dazu geführt, dass der Kreis der zur Mitarbeit geeigneten und bereiten Studierenden sich immer mehr verengert hat. In ganz besonderem Maße gilt das von der Stelle des »studentischen Geschäftsführers«, der der eigentliche Träger der praktischen Arbeit im Wirtschaftskörper ist. Die Fülle und Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die in diesem Amt zusammenlaufen, ist in der Tat außerordentlich.

Die Studentenhilfe ist in ihrer heutigen Gestalt ein wirtschaftlicher Betrieb, der Einrichtungen aller Art zusammenfasst und nach wirtschaftlichen, kaufmännischen Methoden geführt werden muss. Die Leitung dieses Betriebes setzt praktische und organisatorische Fähigkeiten und nicht minder technische Kenntnisse voraus, wie sie der Kaufmann haben muss. Aber sie ist doch nicht ein wirtschaftlicher Betrieb wie jeder

andere, sondern eine Anstalt, die in ihrer Anlage und Bestimmungen in der Hochschule eng verwurzelt ist und bleiben muss. Diesen Zusammenhang zu pflegen und lebendig zu erhalten, ist die nicht minder wichtige ideelle Aufgabe des Geschäftsführers. Er ist berufen, die in der Selbstverwaltung tätigen studentischen Kräfte geistig zu führen, die Mitarbeiter zu beraten und zur solidarischen Zusammenarbeit zu erziehen, für die Ergänzung und Einführung des Nachwuchses in die Selbstverwaltung zu sorgen. In seinen Händen liegt die Vermittlung des Verkehrs mit den studentischen Organisationen. Er ist es, der das Bindeglied zwischen Studenten und Dozenten bildet und den Verein gegenüber den Hochschulbehörden und anderen amtlichen Stellen repräsentiert (...)

Von der Persönlichkeit des Geschäftsführers wird es auch abhängen, wie sich das Verhältnis zu den Dozenten gestaltet. Auch sie bilden ja ein unentbehrliches Glied im Gefüge des Wirtschaftskörpers. Nur unter ihrer Mitwirkung ist das Werk geschaffen worden und nur durch ihre Mitarbeit wird die Stetigkeit der Entwicklung im Wechsel der studentischen Elemente gewährleistet (...)

Die grundsätzliche Einstellung der Dozenten beeinflusst selbstverständlich auch die Haltung der Hochschulbehörden, die ja aus ihnen gebildet sind. Besteht auch, wie oben hervorgehoben, eine rechtliche Verbindung, eine Unterordnung des Wirtschaftskörpers unter die Hochschulverwaltung nicht, so treffen sie doch in ihrem Wirkungskreis zusammen. Die teilweise Gemeinsamkeit der Aufgabe macht eine Auseinandersetzung nötig. Das gilt insbesondere von dem technischen Gebiet der Einzelfürsorge (...)

Quelle: Auszug aus der Zeitschrift: Das Studentenwerk (Herbst 1927)

Studieren im Schatten des 1. Weltkriegs

Not als Anlass zur Selbsthilfe

Der 1. Weltkrieg stellte für die deutschen Studenten eine traumatische Erfahrung dar. Nach ihrer Rückkehr von der Front standen viele von ihnen vor dem Nichts. Ihre Not war Anlass zur Selbsthilfe – wie ein Auszug aus »Akademisches Deutschland« aus dem Jahr 1930 zeigt.

Die aus dem Weltkriege zu den Hochschulen zurückkommenden deutschen Studenten traten in eine für sie fremde Welt ein. Viele von ihnen waren mitten aus den Studien heraus vor Jahren zum Heere gegangen. Privatlektüre und einige mühsam zusammengestellte Sonderkurse konnten nicht verhüten, dass das Kriegsleben und Kriegserlebnis die innere Ruhe und Sammlung, ohne die wirkliches Studium unmöglich ist, zerstört hatten.

»Not war der Anlass zur Selbsthilfe.«

Harte Jahre voll gewaltiger Ereignisse, voll täglicher Notwendigkeit unmittelbaren Handelns und Wagens, Jahre, die nach mehr als einer Richtung, aber auch dem Lebensalter nach, doppelt und dreifach zählten, lagen hinter ihnen. So war ihnen jetzt die Rückkehr zum Studium eine drückende, schwere Aufgabe. Immerhin konnten sie noch anknüpfen an alte Erinnerungen und Gewohnheiten, obwohl gerade beim Vergleich mit ihnen in allen Punkten ein tiefgreifender Unterschied, eine Veränderung zum Schlechteren festzustellen war.

Noch schwerer war die Lage für die großen Scharen, die der Krieg nach kaum vollendetem Knabenalter und mit künstlich bewerkstelligter »Reife« als junge kriegsfreiwillige Studenten von der Schulbank gerissen hatte, um sie zunächst einmal für 2, 3, 4 Jahre anstatt in das frohe, sonnige Studentenleben in den blutigen Ernst des Krieges zu stellen. Alles, was die ältere Ge-

neration drückte, lastete auch auf ihnen, nur fehlten ihnen selbst die Vorstellungen und Erinnerungen an ein wirkliches Studentenleben, ebenso wie in vielen Fällen auch die feste Grundlage einer sorgfältigen schulmäßigen Durchbildung.

Beiden Gruppen gemeinsam war die Erregtheit durch all die Wandlungen, durch die niederschmetternden, außenpolitischen Ereignisse und durch die inneren, immer erneuten Kämpfe. Halb Krieg, halb Frieden, so stellte sich ihnen das Bild der damaligen unglückseligen Jahre Deutschlands dar.

Die wirtschaftlichen Katastrophen des Zusammenbruchs, die fortschreitende Inflation, die sich zunächst dem Studenten noch als täglich wachsende Teuerung darstellte, nahmen dem Studenten, der ja nicht selbst im Erwerbsleben stand, der von Zuschüssen Dritter leben musste, die Möglichkeit, das folgende Semester, ja die kommenden Monate und Wochen als »gesichert« anzusehen. So rückte gerade dem Studenten die eigene primitivste Not unmittelbar auf den Leib und forderte zum Kampfe heraus.

Knechtschaft Deutschlands, Diktat seiner Feinde, der Wechsel der Staatsform, Diktatur des Proletariats, die Gegenfront des Bürgertums – alle diese und viele andere Probleme in verwirrender Vielfalt bewegten sein Herz leidenschaftlich, aber sie konnten ihn doch in der Regel, etwa mit Ausnahme des Gedankens, den Krieg nach außen oder nach innen wieder aufleben zu lassen, nur zu Resolutionen oder Demonstrationen bringen. Hier aber war seine eigene Not! Niemand half ihm, wenn er nicht selbst es tat. Hier waren Handlungen, Entschlüsse zu praktischem Vorgehen die einzige Rettung.

Not war der Anlass zur Selbsthilfe. Welches waren die Motive, die zu ihrem Aufbau führten? Vier Gruppen sind zu unterscheiden:(...)

1. Es besteht kein Zweifel, dass die studentische Wirtschaftshilfe weder örtlich noch zentral zur Entstehung und Entfaltung hätte kommen können, ohne die Studentenschaftsidee. Es war nicht nur die äußere Tatsache, dass jetzt eine Gesamtpersönlichkeit vorhanden war, die von sich aus die maßgeblichen Schritte unternehmen konnte, um die ganzen wirtschaftlichen Belange der Studierenden wahrzunehmen. Wichtiger war die Tatsache, dass in der damals stark ausgeprägten Bewegung der Quergliederung des ganzen Volkes nach ständischen Gruppen auch die Studenten von der Verantwortung für sich selbst und für die Gesamtheit erfasst wurden und die »Deutsche Studentenschaft« gründeten. Dieses Gesamtbewusstsein ergriff damals die unaufschiebbare Aufgabe der Behebung der wirtschaftlichen Not, im vollen und klaren Bewusstsein, damit zugleich den Weiterbestand der Hochschulen zu verteidigen und einen wichtigen Beitrag zum Aufbau der künftigen Volksgemeinschaft zu leisten. Schon in der ersten programmatischen Kundgebung, den Erlanger Wirtschaftsbeschlüssen, ist einstimmig im Sinne der Verwirklichung der Volksgemeinschaft der Satz enthalten, »dass der Zugang zu den Hochschulen nicht vom Vermögensstande des Vaters, sondern allein vom geistigen Vermögen des Sohnes abhängen soll«. Die Idee des Aufstiegs, diese große Forderung der Idee der Volksgemeinschaft, ist also schon in den Grundfundamenten der Arbeit verankert(...)

2. Über den praktischen Solidarismus des Fronterlebnisses braucht nicht viel gesprochen zu werden. Ihm galt es als eine selbstverständliche Pflicht, den Kameraden zu helfen, wenn sie in Not sind, und zwar fühlte sich jeder, der kraft seiner Führeigenschaften oder seiner organisatorischen Fähigkeiten dazu imstande war, durch diese innere Eignung auch berufen, mochte er nun von der Front kommen oder vom Unterseeboot oder Luftschiff. Die Wege der Hilfe wurden zuerst nicht lange theoretisch beraten, sondern es wurde gehandelt. Einige Kriegsteilnehmerstudenten, die eine Feldküche

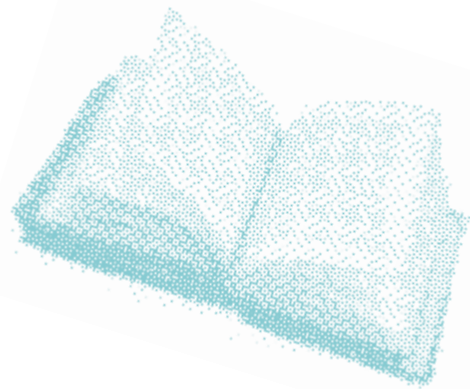
»(...)wobei Hunderte Semester um Semester, Tag für Tag, Nacht für Nacht, ihre Zeit opferten, ohne dass irgendeine Gegenleistung in der Bilanz die Unkosten belastet hätte.«

beschlagnahmten, in einer Kriegsküche für Studenten kochen ließen und mit Ersatzkaffee und Kollegheften einen Laden eröffneten, wurden die Bahnbrecher der praktischen Einrichtungen. Verbilligung der Lebenshaltung war ihr Ziel, genossenschaftlicher Solidarismus der Weg, wobei Hunderte Semester um Semester, Tag für Tag, Nacht für Nacht, ihre Zeit opferten, ohne dass irgendeine Gegenleistung in der Bilanz die Unkosten belastet hätte. Mag sein, dass dabei bei manchem zugleich noch der Drang befriedigt wurde, neben rein intellektueller Arbeit irgendein praktisches Handeln unter die Finger zu bekommen, die Aktivität der Front irgendwie fortzusetzen; aber dies würde ja nicht gegen diese Menschen sprechen. So entstanden schon im Jahr 1919 an einzelnen Hochschulen Selbsthilfeeinrichtungen (Tübingen, München usw.) die später Vorbild für die anderen Wirtschaftskörper wurden.

3. Unter Führern dieser Arbeit befanden sich von Anfang an merkwürdig viele Menschen, die aus der Jugendbewegung stammten. Dies ist kein Zufall. Schon von den ersten Anfängen der Jugendbewegung an war Selbsterziehung zur Verantwortlichkeit für eine Gruppe und zur Bereitschaft praktischen Handelns nicht nur ein fernes Ziel, sondern eine täglich geübte Gewohnheit(...)

4. Alle bisher erwähnten Tatsachen entwickelten sich folgerichtig und notwendig aus den Menschen und Ereignissen selbst. Von wesentlicher Bedeutung ist es





daneben für die Entwicklung der deutschen studentischen Wirtschaftsarbeit, dass bei ihrer Entstehung der Ideenkreis des amerikanischen Idealismus der Selbsterziehung durch Handarbeit, der Wichtigkeit des Eingehens und Aufgehens der einzelnen in eine Gruppenaktion, erheblich war.

Es hatte sich von Amerika und England aus eine Bewegung unter den Studenten der vom Kriege nicht zerstörten Länder gebildet, den Kameraden der notleidenden europäischen Länder zu Hilfe zu kommen. Geführt wurde diese Bewegung von der »Europäischen Studentenhilfe des Christlichen Studentenweltbundes«, die sich später in das »Weltstudentenwerk« umwandelte. Als Führer und Vertreter und als Überbringer der Geldmittel, auf denen sich überhaupt in den ersten drei Jahren die ganze Arbeit aufbaute, waren zwei Amerikaner in Deutschland anwesend, die beide von der Idee der Selbsthilfe und der Gruppenhilfe als Weg der Selbsterziehung durchdrungen waren und auf diesem Gebiete viel geleistet hatten: Professor Conrad Hoffmann, ein Biologe aus Wisconsin, und Henry Israel. Das Geld, das sie überbrachten, war bestimmt der Selbsthilfe der Studenten zu dienen. Und es war die Bedingung daran geknüpft, dass es nur an den Orten verwendet werden durfte, an denen sich unter vollverantwortlicher Beteiligung der Studenten rechtsbeständige Körperschaften, sogenannte »Wirtschaftskörper« gebildet hatten.

Quelle: Akademisches Deutschland III 58, Berlin 1930

Über die Autoren

Reinhold Schairer (* 26. Oktober 1887 in Pfeffingen/Württ.; † 10. Mai 1971 in Kopenhagen) war ein deutscher Verbandsfunktionär, Bildungsexperte und langjähriger Geschäftsführer des Deutschen Studentenwerks in der Weimarer Republik.

1914 zum Dr. phil. promoviert, 1919 als Mitglied der deutschen Delegation bei den Friedensverhandlungen in Versailles.

Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 von allen Funktionen enthoben, Emigration nach England und USA, wo er u.a. als Gastprofessor an der University of New York lehrte. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges Rückkehr nach Deutschland.

Wilhelm Schlink (* 4. Juli 1875 in Offenbach am Main; † 25. März 1968 in Darmstadt) war ein deutscher Physiker (Fachgebiet Mechanik) und Hochschullehrer. Nach Ingenieurstudium absolvierte er in Darmstadt und München seine Promotion und Habilitation.

Von 1907 bis 1921 an der TH Braunschweig. Dort zwei Mal Rektor. Von 1921 bis 1949 Professor an der TH Darmstadt. Auch dort zeitweise Rektor.

Er war überregional als Wissenschaftsorganisator tätig, u.a. als langjähriges Vorstandsmitglied des Hochschulverbands und Vorsitzender des Deutschen Studentenwerkes (1925–31).

Sein Enkel ist der Jurist und Schriftsteller Bernhard Schlink.

Das Studentenwerk im Nationalsozialismus

Integration und Auflösung

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurden per Gesetz alle örtlichen Studentenwerke aufgelöst und in das Reichsstudentenwerk integriert. Damit war auch eine Änderung der Zielsetzung verbunden. Dies wird im nachfolgenden Bericht aus dem Jahr 1939 deutlich.

Durch unsere Arbeit soll körperlich und geistig gesunden Kräften der Zugang zur Hochschule und die Durchführung eines Studiums ohne Rücksicht auf Herkunft und wirtschaftliche Lage ermöglicht werden. Nur derjenige hat jedoch Anspruch auf eine Förderung, der durch seine Leistungen besondere Fähigkeiten aufweist und durch seinen Einsatz in einer Gliederung der NSDAP seine nationalsozialistische Haltung zeigt. Nicht nach Grundsätzen der Mildtätigkeit, sondern im Sinne einer nationalsozialistischen Auslese, die jeden an seiner Eignung und Leistung entsprechenden Arbeitsplatz stellen will, erfolgt die Auslese und zwar in Zusammenarbeit mit den Gliederungen der Partei.

In unserer Abteilung Förderung

wurden rund 22.000 RM für Förderung ausgegeben. Es erhielten 79 Studierende Mittag- und Abendfreitisch. Der Betrag für die Arbeitshilfe war rund 3.300 RM, zwei Studierende erhielten Freiwohnung. Von den österreichischen Flüchtlingsstudierenden haben wir im Sommersemester 1938 noch 6 betreut. Aufgrund einer Vereinbarung zwischen dem Börsenverein Deutscher Buchhändler und dem Reichsstudentenwerk konnten Studierende bei der Beschaffung von solchen Büchern, die für das Studium notwendig sind, einen Nachlass erhalten; für 42 Kameraden konnten wir einen solchen erhalten, auch wir haben einen Zuschuss von etwa 180 RM zusätzlich gegeben. Aus dem Ulrich Gminder Stipendium konnte der Betrag von 1.200 RM an 11 Kameraden gegeben werden. Bei der Festsetzung von Gebührenerlass waren wir maßgeblich beteiligt; von rund 570 eingereichten Gesuchen konnte 420 entsprochen werden. Ebenso haben wir

bei der Gewährung von Stipendien mitgewirkt und uns dafür eingesetzt, dass nur solche Studierende bedacht werden, die den Förderungsrichtlinien entsprechen. 36 Kameraden haben wir kurzfristige Darlehen zur Verfügung gestellt.

Die Reichsförderung

stellt im Rahmen der Förderung des Reichsstudentenwerks eine Spitzenförderung dar. Auf Grund schärferer und umfassenderer Auslesemethoden als bei den anderen Förderungszweigen sollen hier nur die gesündesten, bewährtesten jungen Studenten aufgenommen werden. Die Reichsförderung (ehemals »Studienstiftung des deutschen Volkes«) können nur Kameraden aus dem Vortrupp politischen Studententums mit ganz besonders stark ausgebildeter geistiger Kraft für den zukünftigen akademischen Beruf angehören. Sie will eine größere Freizügigkeit (im Hochschulwechsel und Auslandsstudium) und Sicherheit (Kleider, Bücher- und besondere Studienzuschüsse) bei bewährtem Einsatz im Studium und politischer Tätigkeit vom 3. Semester ab, geben.

Von der Darlehenskasse des RSW

erhielten 48 Studierende langfristige Darlehen mit dem Gesamtbetrag von 20.860 RM.

Speisebetrieb

Die Gesamtzahl der Studierenden war im Berichtsjahr etwa die gleiche als im Jahre vorher (3.004 gegen 3.027 in 1937/1938), dagegen ist die Zahl der abgegebenen Essen von rund 112.000 auf 120.300 gestiegen. Der Umbau der Küche und der Lagerräume, die Schaffung einer Kühlanlage, die Renovierung der Speiseräume, wie überhaupt die Umgestaltung des Speisebetriebs von der Mensa academica zu einem normalen Restaurationsbetrieb haben sich sehr gut bewährt. Wir werden es als unsere Aufgabe betrachten, auch weiterhin zu einem möglichst niedrigen Preis ein gutes und ausreichendes Essen an die Studierenden abgeben zu können.

Unsere Erfrischungsstellen

»Neue Aula« und »Studentinnentagesheim« erfreuen sich nach wie vor eines sehr guten Besuches, nicht zuletzt wegen der äußerst niedrigen Preise, zu denen wir verschiedene Getränke, Gebäck etc. abgeben(...)

In der Abteilung Studentische Krankenversicherung

wurden 1.400 Krankenscheine und Gewäserscheine für Krankenhausaufenthalt ausgegeben. Es hat also etwa jeder zweite Studierende im Laufe des Jahres die S.R.V. einmal beansprucht. Obwohl demnach die Beanspruchung sehr groß war, waren doch die Auszahlungen nicht höher als der Gesamtbetrag aller Beiträge(...)

Von der Abteilung Pflichtuntersuchung wurden, wie bereits seit Jahren, die Untersuchungen der Studierenden im 1. und 5. Semester durchgeführt und zwar wurden insgesamt 1.050 Studierende erfasst. Der Zweck der Pflichtuntersuchungen ist, den Gesundheitszustand der Studierenden zu Beginn des Hoch-

Über den Autor: Dr. Georg Kress (* 17. Juli 1901 in Neustadt/Aisch, † 15. November 1992) auf dem zweiten Bildungsweg zum Universitätsstudium. 1938 Promotion an der WiWi Fakultät mit einer Dissertation über das Tübinger Studentenwerk. Von 1937 bis 1943 Geschäftsführer des Studentenwerks. Nach dem 2. Weltkrieg Tätigkeit als Steuerberater und Gründung der Werkzeugfabrik in Aalen, die heute unter der Leitung seines Enkels einen Umsatz von mehr als 600 Mio. € macht.

schulstudiums festzustellen und diejenigen, die den Anforderungen der Hochschule nicht entsprechen, auszusondern, die Erkrankten der gesundheitlichen Selbsthilfeeinrichtung der Studentenwerke zuzuführen, sowie den Grad der Tauglichkeit zur Ausübung des Hochschulsports festzustellen. (...)

Arbeitsvermittlung

Durch unsere Abteilung konnten 116 Studierende Werkarbeitsplätze während der Ferien erhalten; den Betrag, den sich die Kameraden für die Weiterführung des Studiums damit selbst verdient haben, schätzen wir auf etwa 50.000 RM(...)

Quelle: Universitätsarchiv Tübingen
Signatur UAT 289/13



Mitarbeiter der Studentenhilfe im Hinterhof der Prinz Karl Mensa.

Meilenstein

Die Prinz Karl Mensa



Hauptzweck des Vereins war von Anfang an die studentische Speisung. Zu diesem Zweck kaufte man das ehemalige Hotel Prinz Karl in der Hafengasse. Etwa ein Drittel der Studentenschaft aß dort zu Mittag. Der folgende Zeitungsartikel aus dem Schwäbischen Tagblatt blickt auf die Geschichte der Institution zurück.

Über 500-jährige Geschichte

Auf dem Teller thront das Hähnchenschnitzel »Mexico«, daneben steht ein Glas Cola. Beides auf dem bläulichen Tablett balancierend steigen die Studenten die Treppe hoch in den ersten Stock der Mensa »Prinz Karl«. Was wenige wissen: Sie ist eine der ältesten Studentenwerks-Mensen Deutschlands und in einem Gebäude mit langer Geschichte; Teile des vierstöckigen Hauses sind mehr als 500 Jahre alt. In den ersten Jahrhunderten seiner Existenz beherbergte das stattliche Bürgerhaus einige gut betuchte Tübinger Bürger. 1645 ging das Gebäude dann in die Hände von Dr. David Bayer über, der Assessor am Reichskammergericht war. Rund 80 Jahre lebten er und sein Sohn Philipp Jakob in der Hafengasse 6, so dass das Haus auch als »Bayerische Behausung« bezeichnet wurde. Die Bayers kommen eventuell als Auftraggeber der »Grisaille Malerei« in Betracht, die 2001 bei den aufwändigen Renovierungsarbeiten der Mensa und des ersten Stockwerks zutage kam.

Studentische Volksküche

Ein guter Ruf eilte dem Haus voraus, so dass sich dort gut 160 Jahre später – nämlich 1887 – Alois Alzheimer als Student für ein halbes Jahr in der Hafengasse 6 niederließ. Noch heute erinnert ein Messingschild an der Außenwand der Mensa an den Mediziner. Im Sommer 1898 erstand Max Kranz das zu diesem Zeitpunkt schon historische Gebäude und ließ es umfassend zu einem Hotel umbauen. Als es für die Gäste eröffnet wurde, erhielt es schließlich auch seinen bis heute gebräuchlichen Namen: »Prinz Karl«. Später wurde das Hotel an die Bierbrauerei G. Marquardt in Tübingen verkauft,

bevor das Ehepaar Maurer Eigentümer des Hauses wurde. Doch lange sollte das Hotel »Prinz Karl« nicht mehr bestehen. Nach dem Ersten Weltkrieg mangelte es in der Universitätsstadt an Essbarem. Durch die schlechte Ernährungs- und Wirtschaftslage schnellten die Preise für Lebensmittel nach oben und auch in den Gaststätten stiegen die Essenspreise.

Immer mehr Studierende drängten daher jeden Mittag in die städtische Volksküche in der Schulstraße. Da es so nicht weitergehen konnte, trafen sich im Mai 1920 Tübinger Bürger, Studenten und Lehrende der Universität, sowie einige Abgeordnete des »Kultur- und Ernährungsministeriums«. Gemeinsam wagte man den stark kritisierten Plan, ein Studentenwohnheim nebst integrierter »Studentenspeiseanstalt« zu errichten. Da man sich staatliche Zuschüsse erhoffte, gründete man dazu noch im gleichen Jahr den Verein »Tübinger Studentenhilfe«. Vorübergehend pachtete der Verein die Volksküche und schaute sich gleichzeitig nach einem geeigneten Gebäude um. Schnell kristallisierte sich das Gasthaus »Hans Karle« am Lustnauer Tor (heute Kreissparkasse) als Favorit heraus, erwies sich jedoch als zu teuer. Deshalb wickelte man auf das Hotel »Prinz Karl« aus, das durch zahlreiche Spenden von Privatpersonen, der Industrie und besonders der Quäker vom Ehepaar Maurer erstanden wurde. So konnten bereits im April 1921 rund 700 Studenten in der im Erdgeschoss eingerichteten »Speiseanstalt« zu Mittag essen. Der Hotelbetrieb wurde indes auch vom neuen Eigentümer fortgeführt, wenn auch in eingeschränktem Maße. Die restlichen, nicht als Fremdenzimmer genutzten Räume im zweiten Obergeschoss, so stellt Polizeioberwachmeister Hegelmaier 1931 in einem Bericht fest, seien in Büroräume umgewandelt worden. Lediglich im dritten Stockwerk würden von den acht vorhandenen Räumen noch sechs als Fremdenzimmer benutzt.

Fließendes Wasser und Telefon

Von dort an konzentrierte sich der 1930 in »Tübinger Studentenwerk e.V.« umbenannte Verein immer mehr



Speiseraum der Prinz Karl Mensa

auf die Bewirtung der Studenten und baute den Betrieb 1934 sogar in eine Vollgaststätte aus, so dass nicht mehr nur Studierende Zutritt hatten. Dies sorgte für einen Wirbel in den Tübinger Gaststätten. Die »Verhältnisse« für das örtliche Gaststättengewerbe, die durch den starken Rückgang der Studierenden schon ungünstig genug waren, sind nun erst recht unerträglich geworden«, beschwerte sich Gauleiter Hermann Rommel in einem Brief an das Württembergische Wirtschaftsministerium in Stuttgart.

Der Geschäftsführer der Gastwirtschaft und Mensa »Prinz Karl«, Heinz Röhrich, konnte diesen Rummel gar nicht verstehen und gab bei der Tübinger Schutzpolizei zu Protokoll: »Es ist möglich, dass es auch ab und zu bei dem großen Betrieb vorkommt, dass auch einmal ein Nichtstudierender ein Essen zu Studentenpreisen erhält«, aber im Zweifel würde man die Gäste fragen, ob sie studieren würden oder nicht. Diesem Streit wurde 1938 ein Ende gesetzt, indem die »verbilligten Mensa-Preise für Studenten« abgeschafft wurden. Als Begründung hieß es, dass die Studierenden gegenüber den »Volksgenossen« nicht bevorzugt werden dürften. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde das Hotel unter französischer Verwaltung zu einem Soldatenwohnheim umfunktioniert. Danach gab die

französische Besatzungsmacht es an das Land Baden-Württemberg zurück, das seither Eigentümer ist. Erst im Sommer 1952 öffnete das Tübinger Studentenwerk als neuer Besitzer wieder die Türen des »Prinz Karl«. In der »Tübinger Chronik« ist in diesen Tagen zu lesen, dass eine »gründliche Überholung der Heizungsanlage und des Restaurants im Erdgeschoß« vorausgegangen war. Die zehn Fremdenzimmer im dritten Stockwerk und weitere Zimmer im obersten Stockwerk stünden weiterhin »nicht nur Studenten, sondern auch für alle anderen Reisenden und Gäste« offen und verfügten bereits über fließendes Wasser und Telefon.

In den vergangenen fünf Jahren erlebte das traditionsreiche Gebäude einen wahren Modernisierungsschub. 2001 wurden Mensa und erster Stock renoviert und umgebaut, 2006 hielt das bargeldlose Zahlen mit den Chipkarten Einzug und das zweite, dritte und vierte Obergeschoss werden um- und ausgebaut. So entstanden 20 Wohnheimplätze für Stipendiaten der Landesstiftung Baden-Württemberg. Im September bezogen 18 Studierende aus Brasilien, Argentinien, Mexiko, Chile und anderen Nationen ihre als Wohngemeinschaften konzipierten Zimmer.

Quelle: Schwäbisches Tagblatt 9. Januar 2007

| | Zahl. | | Zahl. |
|----------------------------------|-------|---------------------------------|-------|
| Kalte Speisen | | Käse | |
| Schweinsrippe | - 70 | Emmentaler | - 40 |
| Wurstsalat | - 50 | Edamer | - 40 |
| Gem. Aufschnitt mit Butter . . | - 90 | 1/2 Chervais garniert | - 60 |
| Tartare Beefsteak mit Ei . . . | 1.40 | Gem. Käseplatte | - 80 |
| Ochsenmaulsalat | - 50 | Camembert | - 40 |
| Gelochter Schinken | 1.20 | Bräterkäse mit Butter | |
| Frankfurter Leberwurst | - 45 | Warmes Käsebrot | - 60 |
| Bierwurst | - 45 | 3 Scheiben Pumpernickel | - 15 |
| Schinkenwurst | - 40 | 1 Portion Butter | - 20 |
| Servelatwurst | - 45 | | |
| Schwartenmagen, weiß | - 25 | | |
| Schwartenmagen, rot | - 30 | | |
| Leberpressack | - 30 | | |
| <hr/> | | | |
| <i>Postbrat kalt Reuwlade</i> | | | |
| <i>Kart. Salat 1.20</i> | | | |
| <hr/> | | | |
| <hr/> | | | |
| <hr/> | | | |
| <hr/> | | | |
| <hr/> | | | |
| <hr/> | | | |
| | | Belegte Brote | |
| | | Eierbrot | - 30 |
| | | Wurstbrot | - 30 |
| | | Schinkenbrot | - 40 |
| | | Bratenbrot | - 50 |
| | | Sardellenbrot mit Ei | - 60 |
| | | Lachsbrot | - 50 |
| | | 1 Tartarbrod | - 80 |
| | | Käsebrot | - 30 |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |



Frühe Speisekarte der Prinz Karl Mensa

Das Martinianum

1923 konnte die Studentenhilfe einen auf 75 Jahre angelegten Vertrag für das Martinsstift in der Münzgasse 13 gegenüber der Stiftskirche abschließen – und damit erstmalig ein reines Wohnheim für die Studenten anbieten.

In Zeiten schwierigster finanzieller Verhältnisse hatte der Senat der Universität Tübingen am 1. Oktober 1662 den Bau eines Stipendienhauses beschlossen, das an Stipendien ohne Wohnheim, die sogenannten stipendia vaga, vermietet werden sollte – sicherlich eine Maßnahme, die auch der Erhöhung der Frequenz dienen, also wieder mehr Studenten nach Tübingen ziehen sollte. (...) Mit dem Bau des neuen Stipendiengebäudes, errichtet auf dem Platz in der Münzgasse, wo 1624 das Dekanat Haus und die Obervogtei abgebrannt waren, der Stadtkirche und der Aula der Universität unmittelbar benachbart, wurde 1663 begonnen. Als Baumeister kann der aus Au im Bregenzwald stammende erfolgreiche Architekt und Bauunternehmer Michael Beer angenommen werden. Das Gebäude dürfte im Jahr 1665 fertiggestellt gewesen sein, so dass ab 1666 nach und nach der Einzug der Studenten beginnen konnte, denen damals 16 Stuben zur Verfügung standen (...).

Nach mehr als zehnjährigen Verhandlungen kaufte die Martinianische Stiftung der Universität das Stipendiengebäude in der Münzgasse ab und veräußerte dafür ihre Häuser in der Langen Gasse 6–8. Mitkäufer war die 1585 aufgerichtete Stiftung des Doktor Johann Michael Fickler, Advokat am Reichskammergericht in Speyer, die zuvor ein Wohnheim in der Collegiums Gasse 12 inne gehabt hatte. Der Einzug in diesem »neuen Bau« wie das Gebäude in der Folge und bis ins 20. Jahrhundert genannt wurde, erfolgte am 1. Juli 1683. Die Stipendiaten der Martinianischen und Ficklerischen Stiftung wohnten nun unter einem Dach, die beiden Stiftungen wurden aber weiterhin getrennt verwaltet, obwohl die Fickler-Stiftung Mitkäufer des neuen Baus in der Münzgasse war, wurde das Gebäude im Verlauf seiner weiteren



Blick auf die Stiftskirche gegenüber dem Wohnheim

Geschichte neben »neuer Bau« vor allem »Martinianum« oder »Martinsstift« genannt (...).

Infolge der Inflation des Jahres 1923 war die Stiftung immer mehr zum Zuschußbetrieb geworden. Schließlich wurde am 1. August 1924 zwischen Vertretern der Martins und der Fickler-Stiftung und dem Verein Tübinger Studentenhilfe e.V. ein Erbbaupachtvertrag auf 75 Jahre geschlossen. Der Verein Tübinger Studentenhilfe übernahm damit die Instandhaltung des Gebäudes, alle öffentlichen Lasten und Abgaben sowie alle Schulden. Außerdem verpflichtete sich der Verein, drei Stipendiaten aus den bisher stiftungsberechtigten Familien und drei bedürftige Studenten, also Martinianer, zu besonders ermäßigten Preisen aufzunehmen. Die 1920 gegründete Tübinger Studentenhilfe, eine studentische Selbsthilfeeinrichtung, die in den wirtschaftlich schlechten Nachkriegs- und Inflationsjahren Studierende unter anderem durch Errichtung von Werkstätten, Studentenküchen und Wohnheimen unterstützte, baute das Martinianum,

nun Martinsstift genannt, zu einem wirklich wohnlichen studentischen Wohnheim um, ein Gesellschaftsraum und ein Musikzimmer entstanden. Neue Formen studentischen Zusammenlebens sollten erprobt werden. In einem Arbeitsbericht wird das Leben im Wohnheim geschildert, zu dessen Höhepunkten gemeinsame Heimabende und Ausflüge gehörten. Das tägliche Zusammenleben von jungen Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, die in verschiedensten studentischen Gruppen verwurzelt waren, sollte »zum gegenseitigen Sichabschleifen« und somit »zur akademischen Erziehung« beitragen und »den offenen Sinn, um über eigene Grenzen hinaus den Weg zu anderen zu finden«, fördern. Da nicht jeder zu einer solchen Hausgemeinschaft geeignet war, wurde auf die sorgfältige Auswahl der Bewerber durch einen »Einzel-Fürsorgeausschuß« besonderer Wert gelegt. Sorge machte damals den Verantwortlichen aber die in vielem veraltete technische Ausstattung des Martinsstifts. Die nötigsten Reparaturen wurden ausgeführt, die Miete sollte jedoch niedrig gehalten werden, was zur Folge hatte, dass die Studentenhilfe ein jährliches Defizit von mehr als 1.000 RM zu tragen hatte.

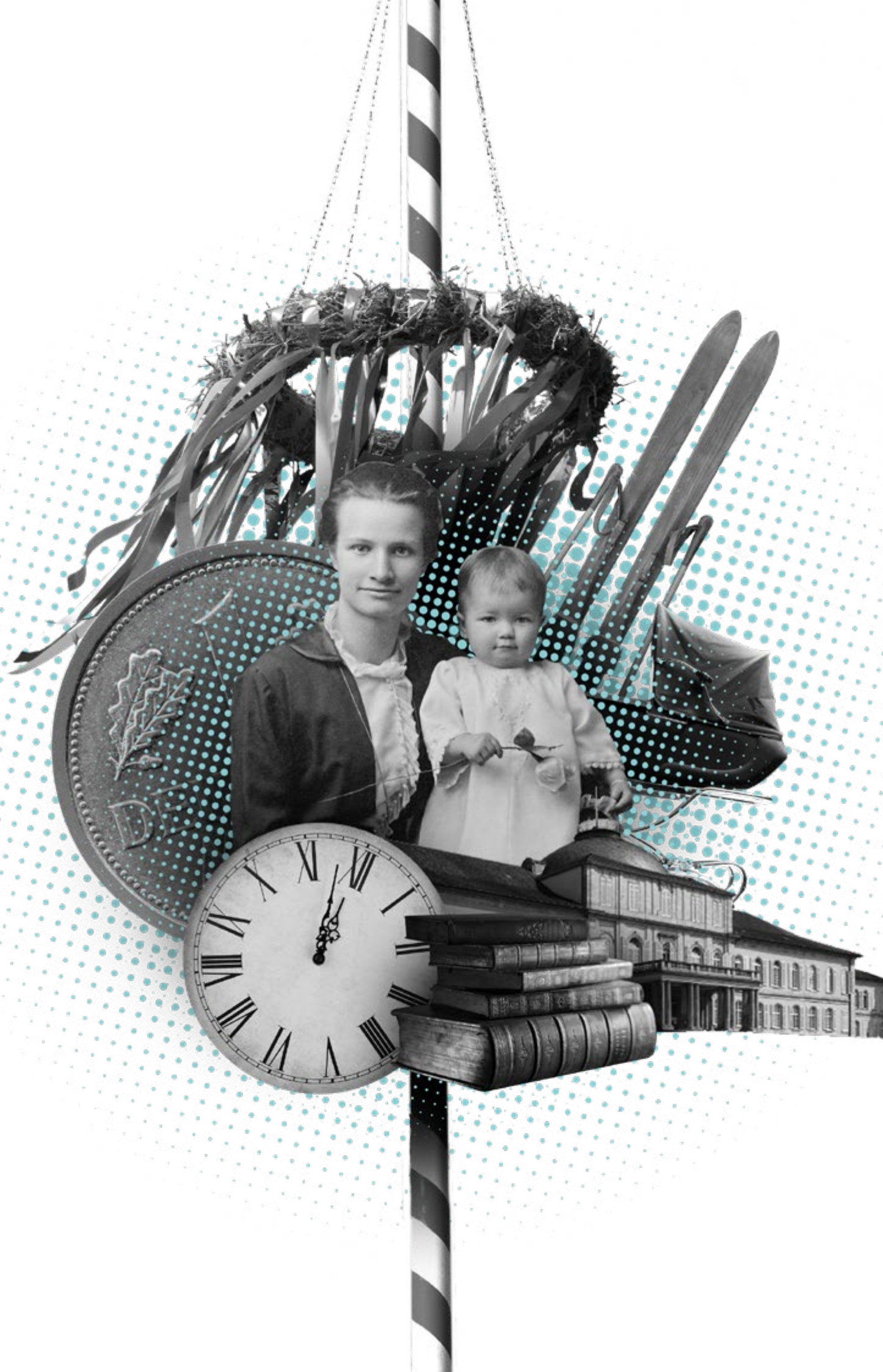
Auch der Nachfolger (seit 1930) des Vereins Tübinger Studentenhilfe e.V., das Studentenwerk e.V., konnte das Martinsstift nicht mehr als Wohnheim halten; Pläne, darin ein »Kameradschaftshaus« einzurichten, scheiterten. So wurde am 19. Juli 1935 ein Mietvertrag mit der Polizeidirektion Tübingen geschlossen, das Mietverhältnis begann am 15. Oktober 1935. Im April 1936 schließlich zog die Polizei in der Münzgasse 13 ein; bis 1945 befand sich dort auch das Tübinger Gestapo-Büro, hier wurden Verhöre geführt und von hier aus wurden Deportationsbefehle umgesetzt. Nachdem die Polizei im Herbst 1976 ein neues Dienstgebäude auf den Tübinger Mühlbachäckern erhalten hatte, der Auszug aus der Münzgasse bevorstand, plante die Universität, dort Institute einzurichten. Dagegen erhob sich massiver studentischer Protest. Unter der Parole »das ist unser Haus« kämpften Studierende dafür, das Martinianum wieder seinem alten

Stiftungszweck »Wohnheim« zuzuführen und besetzten schließlich am 27. Februar 1977 das Gebäude. Eigentümer der Münzgasse 13 waren nach wie vor die Martin-Stiftung (zu zwei Dritteln) und die Fickler-Stiftung (zu einem Drittel). Nach längerem Rechtsstreit verkaufte am 14. Dezember 1979 die Martinian-Ficklerische Stiftung das Haus an das Land Baden-Württemberg. (...) Das Gebäude gehört heute dem Studentenwerk Tübingen-Hohenheim (AdÖR), von dem es das Studentenwerk e.V. gemietet hat, das darin ein in rein studentischer Selbstverwaltung geführtes Wohnheim betreibt (...)

**Zusammengestellt von Rudolf Pörtner aus
Quelle: Gudrun Emberger, Ain ewig Stipendium,
Das Collegium sanctorum Georgii et Martini.
Eine Tübinger Stipendienstiftung des 16. Jahrhunderts,
Göttingen 2013.**



Martinsstift Münzgasse



1945 bis 1974

Studentenwerk im Aufbruch

Neue Einrichtungen für eine wachsende Zahl von Studierenden

Seit sechs Jahren studiere ich, Gudrun Heder, Psychologie an der Universität Tübingen und hoffe, im kommenden Jahr mein Examen zu machen. Praktische Erfahrungen sammle ich bereits in der Psychotherapeutischen Beratungsstelle (PBS) des Tübinger Studentenwerks, die 1970 ihre wichtige Arbeit aufnahm. Dort arbeite ich seit einigen Monaten als studentische Beraterin unter der Leitung von Dr. Carl Nedelmann und betreue Studentinnen und Studenten in Fällen von Arbeitsstörungen, Neurosen oder sonstigen psychischen Schwierigkeiten.

Wenn es sich vor oder nach einer Sitzung anbietet, gehe ich gern die paar Schritte von der PBS in der Nauklerstraße rüber in die Neue Mensa in der Wilhelmstraße, wo ich zum Mittagessen mit Kommilitonen verabredet bin. Normalerweise holen wir uns einen preiswerten Eintopf oder das Stammessen. Einige meiner Kommilitonen gönnen sich auch einmal einen Besuch im Restaurant der Mensa, dem »Fergenhans«. Hier geht es gediegener zu: Die Gäste werden an Tischen mit weißen Tischdecken von studentischen Aushilfen in Kellnerjackets bedient. Man wählt sein Essen aus einer richtigen Speisekarte aus und die Bestellung wird an den Tisch gebracht. Doch für mich ist das nichts, zu spießig!

Von der Mensa ist es nur noch einen Katzensprung weit, um meinen Sohn Andreas im Klubhaus abzuholen. Er ist jetzt vier Jahre alt und hat das Glück, dort in den Kinderladen zu gehen. Damals, im Juni 1969, besetzten wir das Gebäude, um gegen den Vietnamkrieg und für den Frieden zu demonstrieren. Das waren wilde Zeiten! An-

dreas war als Säugling im Tragetuch bei unseren Demos immer dabei. Meine Eltern mit ihrem reaktionären Gedankengut und ihren engstirnigen Ansichten von Vorvorgestern haben die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Von den Protesten ist uns der Kinderladen geblieben, den wir im Klubhaus während der Besetzung als Verein gegründet haben. Das Studentenwerk hat uns zugesichert, dass dieser im Klubhaus erhalten bleibt.

Nach zähen Verhandlungen, die über eineinhalb Jahre andauerten, haben wir uns endlich darauf verständigt, dass wir Eltern die pädagogischen Richtlinien festlegen, während sich das Studentenwerk um die Finanzen und organisatorische Aufgaben kümmert. Seit Andreas zwei Jahre alt ist, geht er in den Kinderladen, der von Transparenz in der Erziehung und Mitbestimmung der Eltern und Kinder geprägt ist. Hier darf sich mein Junge frei entfalten, er wird antiautoritär und gewaltfrei erzogen. Wir Eltern wünschen uns, dass unsere Kinder zu selbstbewussten und diskussionsfreudigen Erwachsenen heranwachsen, die sich nicht scheuen, für ihre Ideale einzutreten. Nur so können wir eine friedvolle, gleichberechtigte, soziale und auf das Miteinander ausgerichtete Zukunft für uns und unsere Kinder gestalten.

Mit meinem Sohn wohne ich in einer Wohngemeinschaft zusammen mit anderen Studenten, aber es war nicht leicht, etwas Günstiges und Passendes für uns zu finden. Gerade entsteht das ganz neue Studentendorf Waldhäuser-Ost mit über 1.500 Wohnheimplätzen. Wenn es fertig gestellt ist, wird es hoffentlich für die Studierenden einfacher bei der Wohnungssuche.

Autorin: Nicole Lang

Das Studentenwerk in der Nachkriegszeit

Neugründung 1947

Um den Neuanfang des Studentenwerks in Tübingen nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich der Mathematiker Prof. Erich Kamke besonders verdient gemacht. Auf sein Betreiben hin erfolgte 1947 die Neugründung des Tübinger Studentenwerks als eingetragener Verein. In dieser Zeit litt die Arbeit des Studentenwerks vor allem daran, dass die Mensa »Prinz Karl« nicht zur Verfügung stand. Das Gebäude war von der französischen Militärverwaltung beschlagnahmt und wurde als Soldatenheim verwendet.

Der Verein »Tübinger Studentenwerk e.V.« wurde am 6. August 1920 zu dem Zwecke gegründet, alle in das Gebiet der studentischen Wohlfahrtsbestrebungen zu fördern und die hierfür dienlichen Einrichtungen zu schaffen, also insbesondere Berufsberatung, Studentenspeisung, Wohnungs- und Arbeitsvermittlung, Begabtenförderung, Einzelfürsorge, Krankenkasse u.a.(...) Der Verein hat am 6. Juni 1930 seinen Namen in »Tübinger Studentenwerk e.V.« geändert.

Durch das Reichsgesetz über das Reichsstudentenwerk vom 6. Juli 1938 (...) wurden mit Wirkung vom 1. April 1938 sämtliche bestehenden Selbsthilfeeinrichtungen an den deutschen Hochschulen aufgelöst und die vermögensrechtlichen Rechte und Pflichten auf das Reichsstudentenwerk öffentlich-rechtliche Anstalt übertragen. Das Vermögen des Tübinger Studentenwerks wurde trotzdem getrennt von dem Vermögen des Reichsstudentenwerks weiterverwaltet. So wurde auch absichtlich von einer Änderung der Eigentumsbezeichnung im Tübinger Grundbuchamt abgesehen. Diese Auflösung des Vereins Tübinger Studentenwerk e.V. und die Zwangseignung sind als nichtig anzusehen. Zur Wiedergutmachung muss dem neugegründeten Verein sein Vermögen wieder zurückerstattet werden (...)

Über den Autor: Erich Kamke (* 18. August 1890 in Marienburg, Westpreußen; † 28. September 1961 in Rottenburg am Neckar) war ein deutscher Mathematiker. Von 1920 bis 1926 Schuldienst. 1926 als Professor nach Tübingen. Im Hinblick auf seine Ehe mit einer Jüdin und seiner Ablehnung des Nationalsozialismus erfolgte 1937 seine Versetzung in den »Ruhestand« aus »politischen Gründen«. 1945 Rehabilitation und Ernennung zum Ordinarius. In den Folgejahren engagierte er sich für den Wiederaufbau der Universität Tübingen und der universitären Mathematik in Deutschland. Zudem war er an der Neugründung des Tübinger Studentenwerks beteiligt (Vorsitzender von 1945 bis 1948).

Die studentische Mensa, »Hotel Prinz Karl«, Tübingen, Hafengasse 6, ist seit Mai 1945 durch den Tübinger Platzkommandanten als Soldatenheim belegt. Nachdem die Universität ihre Vorlesungen wieder aufgenommen hat und täglich mehr und mehr Studenten sich zurückmelden, soll die Verpflegung der Studierenden in der Mensa wieder aufgenommen werden. Der Betrieb der Mensa ist für die Erhaltung der Wirtschaftlichkeit des Studentenwerks unentbehrlich, da sie das einzige Bewirtschaftungsobjekt darstellt, aus dem unmittelbar zu Gunsten bedürftiger Studierender Erträge erzielt werden können. Wir schlagen zum Austausch als Soldatenheim die Gaststätte zur »Neckarmüllerei«, Gartenstraße 2, vor, die erstens als Gaststätte günstiger gelegen und überhaupt als Anlage besser geeignet ist, und zweitens, weil in der KÜcheneinrichtung der studentischen Mensa die doppelte bis dreifache Anzahl an Mahlzeiten zubereitet werden kann als in der Gaststätte »Neckarmüllerei« (...)

**Quelle: Universitätsarchiv Tübingen
Signatur 117/147**

Die Mensaspesung in Hohenheim

Kampf gegen den Hunger

Auch an der Universität Hohenheim leidet die Speiseversorgung nach dem zweiten Weltkrieg drastisch. Bei vielen Zutaten gibt es Engpässe. Versorgt werden die Studierenden in dieser Zeit in der so genannten Speisemeisterei, einem speziellen Flügel des Hohenheimer Schlosses.

Im Vorjahr waren an der Hochschule 399 Studenten immatrikuliert. Bei dieser verhältnismäßig geringen Hörerzahl waren die Kartoffelvorräte der hiesigen Speisemeisterei und der Gaststätten Mayer und »Garbe« schon im Dezember vergangenen Jahres aufgebraucht. Trotz aller Bemühungen gelang es der Hochschule nicht, auch nur eine geringe Menge Kartoffeln nach Hohenheim zu bekommen.

Die Hochschule sah sich daher genötigt, zum Winteranfang 1947/1948 eine Mensa einzurichten, um die Verpflegung bei der auf 650 erhöhten Studentenzahl einigermaßen sicher zu stellen und einer Notlage vorzubeugen, wie sie im vergangenen Jahr eingetreten war.

Die etwas große Zahl der zu beköstigenden Personen (ca. 600 Studenten und 50 Beamte und Angestellte), sowie die Tatsache, dass die Hochschule mit der Gutswirtschaft Hohenheim zusammenhängt, lässt es geeignet erscheinen, die Kartoffeln nicht erst von Hohenheim wegzuführen, um sie dann wieder zurückzubringen. Es würde sich in diesem Fall auch nur um eine Bevorschussung unserer Mensa handeln, da die Menge in kurzer Zeit mit Reisemarken abgedeckt werden könnte.

Wir ersuchen die besonderen Umstände zu berücksichtigen und bitten um die Genehmigung, dass die Gutswirtschaft Hohenheim der Studentenmensa Hohenheim 250 Doppel-Zentner Kartoffeln abgibt.

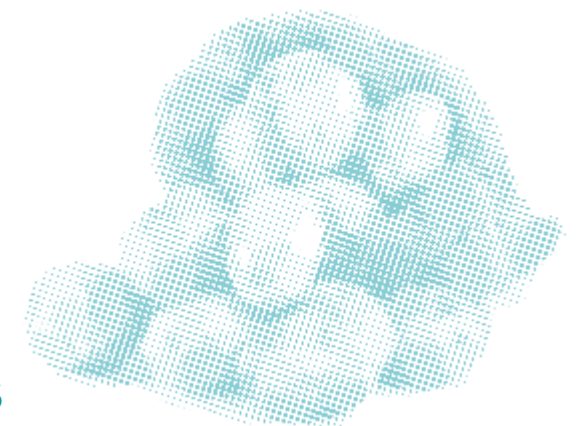
**Autor: Prof. Dr. Schmidt
Quelle: Schreiben des Prorektors an das
Landwirtschaftsministerium, 1. Oktober 1947,
Universitätsarchiv Hohenheim**

Das Kultusministerium zeigt sich wegen der mangelhaften Ernährung der Studierenden besorgt, wie das nachfolgende Schreiben aus dem Jahr 1950 zeigt.

Nach Wegfall der unentgeltlichen amerikanischen Lebensmittellieferungen wird die bisherige Hoover-Speisung nach einem Beschluss des Baden-Württembergischen Ministerrats vom 20. Mai 1950 in etwas veränderter Form voraussichtlich ab 2. Oktober 1950 als Schulspeisung fortgeführt werden. Zwar haben sich die allgemeinen Ernährungsverhältnisse seit dem Beginn der Hoover-Speisung grundlegend geändert. Doch ist in Zukunft ein ausreichender Ernährungszustand unserer Jugend nicht ohne eine weitere solche Hilfe gewährleistet. Nach Auffassung der Ärzteschaft können die durch die jahrelange mangelhafte Ernährung unserer Schüler hervorgerufenen gesundheitlichen Schäden noch nicht als behoben gelten. Die Fortführung der Schulspeisung ist eine Maßnahme der Gesundheitsfürsorge, also nicht der allgemeinen öffentlichen Fürsorge. Darüber hinaus erfüllt sie auch eine erzieherische Aufgabe.

Die oben bezeichneten Stellen werden ersucht, dem Kultusministerium bis spätestens 10. Juli des Jahres über die bisherigen Erfahrungen zu berichten und Vorschläge über die Art der Durchführung der Speisen vorzulegen.

**Quelle: Schreiben des Kultusministeriums
an die Hochschulen Stuttgart, 12. Juni 1950,
Universitätsarchiv Hohenheim**



Immer wieder werden von der Studentenschaft der Landw. Hochschule Klagen über das Mensaessen vorgebracht. Den Gaststätten, die Mensaessen verabreichen, werden dabei folgende Vorwürfe gemacht:

1. Das Essen ist nicht ausreichend
2. Es ist nicht abwechslungsreich genug
3. Die Zubereitung ist oft sehr lieblos
4. Für 0,75 DM könnte besseres und gehaltvolleres Essen ausgegeben werden.

Die Aufgabe der Gaststätten ist nach dem Pachtvertrag dahingehend aufzufassen, dass sie in erster Linie für die Studentenschaft da sind und nach ihren Kräften das Beste tun sollen, um ein billiges, schmackhaftes und ausreichendes Essen zu liefern. Es ist wohl nicht im Sinne der Mensaspeisung, sich durch sie Reichtümer zu schaffen. Vielmehr ist sie als gemeinnütziges Unternehmen anzusehen, um auf jeden Fall die Möglichkeit einer ausreichenden Ernährung zu gewährleisten. Das Mensaessen soll, bei geringen finanziellen Ausgaben, sicherstellen, dass die jungen



Blick auf den Eingangsbereich der Speisemeisterei

Menschen ein Mittagessen bekommen, das für ihre Entwicklung ausreicht und ein Studium ohne große Ernährungsorgen zulässt (...) Gez. 1. Vorsitzender

Quelle: Schreiben des Allgemeinen Studentenausschusses Hohenheim an Speisemeisterei 11. Dezember 1950, Universitätsarchiv Hohenheim



Der Speisemeistereiflügel des Schlosses

Neue Richtlinien für das Studentenwerk

das Tübinger Programm von 1952

Nach der Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus setzt sich das Deutsche Studentenwerk im Jahr 1952 neue Richtlinien und Ziele. Die wesentlichen Übereinkünfte werden im so genannten Tübinger Programm festgehalten.

Die im Verband Deutscher Studentenwerke zusammengeschlossenen 36 örtlichen Studentenwerke haben auf ihrer Arbeitstagung vom 13.–15. Oktober 1952 in Tübingen folgende Richtlinien für die gemeinsame Arbeit aufgestellt:

Die Förderung durch die Studentenwerke soll einem möglichst weiten Kreis von würdigen und bedürftigen Studenten zugute kommen. Dabei sind insbesondere Bewerber zu berücksichtigen, deren charakterliche Anlage und Haltung Gewähr für die Entwicklung einer freien Persönlichkeit bieten. Bewerber mit überdurchschnittlicher Begabung und mit hervorragenden Leistungen verdienen besondere Förderung. Bei der Auswahl sollen Dozenten und Studenten der Hochschule herangezogen werden.

An der Arbeit der Studienstiftung des Deutschen Volkes wünschen die Studentenwerke mehr als bisher beteiligt zu werden.

Die Förderung soll grundsätzlich ohne Ansehen der Rasse, Konfession, Nationalität und politischen Anschauung gewährt werden.

Voraussetzung für die Gewährung der Förderung ist das Bemühen des Studenten, sich selbst zu helfen. Als besonders wirksame Mittel der Förderung erachten wir die Ausweitung des studentischen Arbeitsprogramms und die Gewährung von Darlehen für die vor dem Examen stehenden Semester. Wir bitten, die öffentlichen Stellen und Organisationen der Wirtschaft, diese Vorhaben tatkräftig zu unterstützen.

Der besonderen Lage der Studentinnen soll durch besondere Maßnahmen, vor allem auf dem Gebiet des Wohnheimbaus und der Arbeitsvermittlung, Rechnung getragen werden.

Die gegenwärtige Zersplitterung im Förderungswesen gefährdet eine gerechte und wirksame Verteilung der Mittel und ist daher zu beseitigen.

In der sozialen Betreuung der Studenten soll das Studentenwerk zugleich an der Erfüllung der erzieherischen Aufgabe der Hochschule mitwirken. Dem Studenten soll zum Bewusstsein gebracht werden, dass die ihm gewährte Förderung für ihn vermehrte Verantwortung bedeutet und von ihm durch erhöhte Leistung gerechtfertigt werden muss. Die Studentenwerke sollen in Zusammenarbeit mit den Organen der Hochschule alle Einrichtungen und Veranstaltungen fördern, die der Erziehung des Studenten zum Staatsbürger und seiner kulturellen Weiterbildung zu dienen geeignet sind.

Die guten Erfahrungen mit den bisher geschaffenen Studentenhäusern und Studentenwohnheimen lassen eine Fortführung und Erweiterung des Bauprogramms als dringend erwünscht erscheinen.

Die Studentenwerke erkennen sich in ihrer Eigenständigkeit und ihrem gemeinnützigen Charakter als ein Glied der Hochschulgemeinschaft. Sie wünschen sich daher bei der Erfüllung ihrer Aufgaben eine enge Zusammenarbeit mit dem Lehrkörper und der Studentenschaft.

Quelle: Tübinger Programm (beschlossen auf Mitglieder-Versammlung des DSW)

Neuaufbau in den 50er Jahren

mehr Studenten, mehr Aufgaben

Eine deutliche Ausweitung der Tätigkeit des Studentenwerks erfolgte im August 1952 mit der Wiederinbetriebnahme der Mensa im »Prinz Karl«. Der Verein wirkte bei der Vergabe von Unterstützungen nach dem Soforthilfegesetz, Erziehungsbeihilfen sowie kirchlichen Beihilfen mit. In diesen Jahren war der Mathematiker Prof. Max Müller Vereinsvorsitzender. Der Personalbestand erhöhte sich von 1948 bis 1952 von sechs auf rund 50 Mitarbeiter. Die wirtschaftlichen Unternehmungen sollten sich ab jetzt selbst tragen, für die anderen Aktivitäten standen bescheidene öffentliche Mittel zur Verfügung.

(...)Wie aber die Situation der Studentenschaft geworden ist damals nach der Währungsreform, wird dem deutlich, der sich die Statistiken, die darüber geführt wurden, genauer ansieht. Es war (...) so, dass im Wintersemester 1949/1950 durchschnittlich unsere rund 4.000 Studenten für den gesamten Lebensaufwand ohne Kleidung monatlich 91 DM zur Verfügung hatten, wovon 26 DM Miete, 43 DM auf Verpflegung und auf alles übrige (kulturelle Bedürfnisse, Schuhreparaturen usw.) 22 DM entfielen.

Wir blättern in unserem Kalender: am 25. Mai 1948 lief die Verpflegung von durchschnittlich 120 bis 150 Studenten im Erfrischungsraum aus gespendeten Lebensmitteln an. Diese Maßnahme lief bis zum 31. März 1951. Am 1. Dezember 1948 konnte der untere Stock des Studentenwohnheims Pflughof bezogen werden, am 1. Januar 1949 der zweite Stock und im Mai 1949 auch der Tagesraum.

Im Juni 1949 wurde die Hooverspeisung auch in der französischen Zone eingerichtet und im Rahmen für die Studentenschaft wurde dies insbesondere vom Studentenwerk durchgeführt. Sie hat später bis zum 31. Juli 1952 als Schulspeisung weiterbestanden.

Zu Beginn des Wintersemesters 1949/1950 kamen weitere sehr wesentliche Beihilfemöglichkeiten auf: einmal die Erziehungsbeihilfe der Kultministerien in Tübingen, Stuttgart, Karlsruhe und Koblenz, und weiter die Ausbildungsbeihilfen nach dem Soforthilfe-Gesetz.

Eine weitere große Aufgabe entstand dem Studentenwerk im Sommer 1949. Die Stadt Tübingen hatte kein Bedürfnis mehr, die Volksküche für Bürger weiterzuführen (...) Das Studentenwerk musste mit der Stadtverwaltung einen Vertrag abschließen, wonach der Abmangel vom Studentenwerk zu tragen sei. Zu unserer Freude konnten wir feststellen, dass bis zu dem Tag, wo die Volksküche Studentenküche war, dank der Tüchtigkeit des Küchenleiters, Herrn Probst, kein Abmangel verzeichnet werden musste. Im Frühjahr 1950 waren Verhandlungen mit verschiedenen Versicherungsgesellschaften wegen der Neugestaltung der Unfallversicherung. Schließlich mussten wir statt vorher 1 DM nur noch 0,75 DM pro Student bezahlen. Die Ersparnisse wurden dazu verwandt, dass die Studentenschaft korporatives Mitglied der Buchgemeinschaft wurde. Außerdem noch dazu, um für den Vorsitzenden des Studentenwerks einen kleinen Dispositionsfonds zu schaffen, der ihn in die Lage versetzte, auch ab und zu in solchen Fällen zu helfen, die unter keine Rubrik fielen. (...)

Ich möchte mich jetzt unseren verschiedenen Heimen zuwenden:

Das Martinstift: Es gehörte auf Grund eines Erbbaupachtvertrages bis zum Jahr 1899 dem Studentenwerk. Seit 1936 wurde es an die Polizeiverwaltung bzw. die Stadt vermietet. Der Vertrag ist so abgeschlossen, dass er nur alle fünf Jahre gekündigt werden kann. Ein Versuch, das Haus 1945 frei zu bekommen, scheiterte. Von diesem Haus haben wir im Augenblick nur die Miete.

Der Pflughof: Der Initiative von Herrn Kamke ist es zu verdanken, dass er den Staat dazu bewegen konnte, das Dachgeschoss des Pflughofs zum Studentenwohnheim umzubauen. Das bedeutete große Schwierigkeiten, als der Bau vor der Währungsreform begonnen wurde. Entweder fehlten das Material oder die Arbeitskräfte. (...) Im Pflughof können 98 Studenten untergebracht werden.

Das Allianzhaus: der Pflughof, das ist die romantische Seite unseres Heims, das Allianzhaus ist die moderne. Davon kann ich nur erfreuliches berichten. Es war im Sommer 1950, als mich eines Abends Herr Oberbürgermeister Dr. Mülberger eingeladen hat. Dort lernte ich die Herren der Allianz kennen, und erfuhr, dass diese beschlossen hatten, ein großes Geschäftshaus mit einem Studentenwohnheim zu verbinden. (...)

Ich möchte mich nun kurz der Frage der Verpflegung unserer Studenten zuwenden. Im Sommer 1945 wurde die Hooverspeisung auch für die franz. Zone übertragen (...) Warum sind wir so an der Mensa interessiert? Dies ist eine höchst nüchterne Angelegenheit. Dadurch, dass man in großer Menge ein einheitliches Essen herstellt, kann man es wesentlich billiger herstellen als in einer normalen Gaststätte. In einer normalen Gaststätte gehen 40 Prozent der Kosten auf Lebensmittel und 60 Prozent auf Wirtschaftskosten. Bei der Mensa gehen 58 Prozent auf Lebensmittel und 42 Prozent auf Bewirtschaftungskosten. (...)

Am 15. August 1952 haben wir das Hotel »Prinz Karl« wieder in Betrieb nehmen können, nachdem sein Umbau und seine Wiedereinrichtung, die sehr umfangreich waren, abgeschlossen wurden (...) Zum Schluss möchte ich auf unsere Wohnungsstelle zu sprechen kommen, die unseren Studenten bei der Vermittlung von Wohnungen geholfen hat. Die Unterbringung der Studenten ist sehr schwierig, wenn auch nicht mehr so wie in den vergangenen Jahren. Wir haben fast 800 Pendler unter 4.000 Studenten (...)

Die Pflichtuntersuchungen haben ergeben, dass während des Jahres 1948 noch 50 Prozent der Studentenschaft unterernährt waren, 1949 noch 30 Prozent, während jetzt praktisch keine Fälle von Unterernährungen bei den Studenten mehr zu verzeichnen sind. Dagegen sind aber nervöse Störungen häufiger als früher, und man muss diese noch ansehen als eine Auswirkung der Notjahre, die unsere Studenten gerade in den Entwicklungsjahren durchmachen mussten. Den Wert der Pflichtuntersuchungen mag beleuchten, dass immer eine Reihe von Fällen da sind, in denen frische Tb-Erkrankungen erkannt werden, die auch ihre Umgebung mitgefährden würden.

Das wäre im Ganzen ein Überblick über die Aufgabe, die das Studentenwerk in den vergangenen Jahren seit der Währungsreform durchgeführt und teilweise zum Abschluss gebracht hat. Die Aufgaben waren nicht leicht zu erfüllen. Es würde die Aufgaben des Studentenwerks wesentlich erleichtern, wenn reichere Mittel zufließen würden. Das Studentenwerk ging in die Währungsreform mit 6 Angestellten. Heute beschäftigt es 43 ständig Beschäftigte und 6 Aushilfskräfte, also beinahe 50 Personen. Ein starker Anstieg ist durch die Übernahme der Studentenküche im Hotel »Prinz Karl« gekommen. (...)

Autor: Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Max Müller
Quelle: Bericht anlässlich der Generalversammlung des Studentenwerks e. V., 15. Dezember 1952
Universitätsarchiv Tübingen Signatur 289/5

Über den Autor: Friedrich Wilhelm Max Müller (* 9. Mai 1901 in Mannheim; † 3. November 1968 in Tübingen) war ein deutscher Mathematiker. Ab 1938 war er als außerordentlicher Professor an der Universität Tübingen tätig, von 1961 bis 1968 ordentlicher Professor. In den 50er Jahren eine Zeit lang Vorsitzender des Tübinger Studentenwerks.

Herausforderung Währungsreform

immer größere Kosten

Die Währungsreform von 1948 stellte auch das Studentenwerk in Hohenheim vor große Herausforderungen. So hatte man in den folgenden Jahren vor allem mit einem sprunghaften Anstieg der Kosten zu kämpfen, wie der Bericht des damaligen Vorsitzenden Walter Rentschler zeigt.

Darstellung der Entwicklung

Wie alle Studentenwerke in Baden-Württemberg hat auch das Studentenwerk Hohenheim zur Ermöglichung seiner Arbeit unmittelbar nach der Währungsreform im Jahre 1948 eine Starthilfe erhalten. Diese betrug entsprechend der Anzahl der immatrikulierten Studenten rund 30.000 DM. Zunächst bestand das Studentenwerk lediglich aus einer Geschäftsstelle mit einer Verkaufsstelle für Schreibwaren und einer Krankenversorgung. Im Jahre 1951 wurde eine Zweigstelle der Stadt Spar- und Girokasse angegliedert, um so die mit der Unterhaltung einer Geschäftsstelle verbundenen Verwaltungskosten zu vermindern. Die drei im Bereich der Landwirtschaftlichen Hochschule liegenden Gaststättenbetriebe waren damals an private Unternehmer verpachtet; das Studentenwerk unterhielt also keine eigene Mensa. Durch eigene Initiative und zu jeder Zeit noch reichlich direkt an das örtliche Studentenwerk gegebene Spenden war dieses in der Lage, bis zum Jahre 1952 nahezu den doppelten Betrag der eingangs erwähnten Starthilfe für direkte Studentenförderung in Form von Beihilfen für das Studium und von Freitischen auszuschiütten.

Aus den Reihen der Studenten wurde die Qualität des in den privat betriebenen Hohenheimer Gaststätten ausgegebenen Essens immer wieder kritisiert. Daraufhin übernahm das Studentenwerk im Jahre 1952 diese Gaststätten, die Schlossgaststätte mit Metzgerei im Ostflügel des Schlosses, in eigener Regie. Die Studentenschaft hat diese Maßnahme als richtig bestätigt; denn obwohl in den beiden verbleibenden

Gaststätten der »Speisemeisterei« und der »Garbe« auch weiterhin Mensaessen verabreicht wurden, wurde die Schlossgaststätte, was die Zahl der ausgegebenen und verrechneten Essen zeigte, deutlich bevorzugt. Als 1954 der damalige Pächter die Speisemeisterei aufgab, nahm das Studentenwerk die Gelegenheit wahr, diese gleichfalls in eigener Regie zu übernehmen(...)

So sind die Studenten in immer größerer Zahl zu Dauerkunden des Studentenwerksessens geworden. Heute sind es fast 100 Prozent aller Hohenheimer Studenten, die in den beiden Mensen regelmäßig ihre Hauptmahlzeit einnehmen. Das Studentenwerk hat demgegenüber in den letzten Jahren alle Anstrengungen unternommen, um den von Studenten zu bezahlenden Essenspreis (1953 – 1958: 0,85 DM) halten zu können. Das war bis zum Jahre 1958 auch ohne größere finanzielle Schwierigkeiten noch durchaus möglich. Seit 1959 hat sich diese Lage aber grundsätzlich geändert. Die Steigerung der Material- und vor allem der Personalkosten machten eine zweimalige Erhöhung des Essenspreises notwendig. Von 1959 – 5. März 1962 bezahlte der Student je Essen 1,00 DM, seit März 1962 1,10 DM.

Nach der Kalkulation betragen die Selbstkosten für ein Mensaessen im Jahr 1961 1,92 DM, so dass der Zuschuss des Studentenwerks je Mensaessen 1961 0,92 DM betrug. (...)

Ursachen der gegenwärtigen Schwierigkeiten

Wie in Vorstehendem schon angedeutet, sind für die augenblicklich bestehende Verlustsituation zwei Ursachenkategorien zu unterscheiden.

1. Exogene Ursachen: Die anhaltenden Preissteigerungen der letzten Jahre auf diversen Märkten wirkten sich in einer zunehmenden allgemeinen Kostensteigerung aus.

2. Endogene Ursachen: Die baulichen Bedingungen in den Hohenheimer Mensabetrieben verhindern es, den Kostensteigerungen infolge allgemeiner Preiserhöhung durch eigene Rationalisierungsmaßnahmen wirksam entgegenzutreten zu können.

Als die Mensen in Hohenheim die Grenzen ihrer vollen Kapazität erreichten, kam es zu einem sprunghaften Anstieg der Kosten, wobei Faktoren zu 1 und 2 sich zu einer kumulativen Wirkung addierten.

Insbesondere sind im Einzelnen folgende Faktoren zu nennen:

Die Kostensteigerung auf dem Lebensmittelsektor betrug seit 1958 6 Prozent. (...)

Die Personalkosten beim Studentenwerk sind bei praktisch gleichbleibendem Personalstand von 57.000 DM im Jahre 1954 über 95.000 DM im Jahre 1958 auf 146.000 DM (für 12 Monate) gestiegen. Allein seit 1958 sind also die Personalkosten um 50 Prozent angestiegen. (...)

Durch die Steigerung der Zahl der verbilligt abgegebenen Essen (ca. 10 Prozent gegenüber 1958) erhöhte sich auch der dafür notwendige Zuschussbetrag entsprechend. (...)

Infolge der Tatsache, dass in Hohenheim, im Gegensatz zu anderen Hochschulen, fast alle Studenten am Mensaessen teilnehmen und außerdem auch samstags und sonntags Mensaverpflegung ausgegeben wird, ist das Studentenwerk Hohenheim bei der hiesigen Methode der Verteilung von Staatszuschüssen nach der Studentenzahl den anderen Studentenwerken Baden-Württembergs gegenüber in den vergangenen Jahren sehr stark benachteiligt gewesen (...)

Vorschläge zur Verbesserung der Lage

Maßnahmen entsprechend dem Bochumer Mensaplan

Im Bochumer Mensaplan des Deutschen Studentenwerks haben Ernährungsfachleute vom Max-Planck-Institut festgestellt, dass das Mittagessen als Hauptmahlzeit etwa 40 Prozent des Tagesbedarfs, das sind rund 1.200 Kcal. enthalten soll.

Dies lässt sich nur erreichen, wenn das Land höhere Mittel als bisher für die Mensen bereitstellt. U.a. wird im Bochumer Mensaplan empfohlen, dass der Student die Kosten für den Wareneinsatz tragen soll, das Land die Zubereitungskosten.

Dieser Vorschlag würde – auf Hohenheim angewandt – bedeuten, dass beim jetzigen Stand der Kosten der vom Land an das Studentenwerk zu gewährende Zuschuss für 1962 0,92 DM je ausgegebenes Mensaessen betragen müsste. (...) unter Zugrundelegung einer geschätzten Zahl von 80.000 Essen im Jahre 1962 würde sich der Zuschuss also auf 73.600 DM belaufen. Der tatsächlich für 1962 gewährte Zuschuss beträgt aber nur 19.600 DM, sodass hier ein Fehlbetrag von 54.000 DM entsteht.

Quelle: Bericht von Rentschler und Böttcher zur Situation des Studentenwerks Hohenheim 26. Juli 1962, Universitätsarchiv Hohenheim

Über den Autor: Walter Rentschler (* 19. März 1911 in Tübingen; † 21. Oktober 1984 in Stuttgart) war ein deutscher Physiker, Mathematiker und Hochschullehrer. In den 60er Jahren hatte er eine Zeitlang die Position des 1. Vorsitzenden des Studentenwerks Hohenheim inne.

Mit den Studentenzahlen steigt der Arbeitsumfang

Ausweitung der Tätigkeit ab 1955

Die Studentenzahl in Tübingen stieg von 1955 bis 1975 von ca. 5.000 auf ca. 17.500. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die enorme Ausweitung der Tätigkeit des Tübinger Studentenwerks in diesem Zeitraum. Unter dem Vorsitz von Prof. Kloten, dem nachmaligen Wirtschaftsweisen und Präsidenten der Landeszentralbank, und dem Geschäftsführer Sibeth mauserte sich der Verein zu einem mittelgroßen Unternehmen.

Am 31. Dezember 1962 gehörten dem Studentenwerk 186 zahlende Mitglieder an. Der Mitgliederstand hat sich also gegenüber dem Vorjahr leicht verringert.

Die folgenden wichtigeren Vorgänge bzw. Umstellungen fallen in das Rechnungsjahr 1962.

(...) Dabei blieb der Personalbestand zahlenmäßig nahezu gleich. Doch ist das Studentenwerk durch



Richtfest der Mensa Wilhelmstraße

die Personalknappheit mehr denn je gezwungen, mit Aushilfskräften zu arbeiten. Ohne Berücksichtigung der Aushilfen sind z.B. 83 Personen beim Studentenwerk beschäftigt, hiervon jedoch eine Reihe nur halbtags(...)

Die Liquidationsstelle des Reichsstudentenwerks hat im Rechnungsjahr 1962 eine Grundbuchumschreibung des Martinstiftes vorgenommen. Diese Umschreibung im Grundbuch erfolgte, wie die Umschreibung des Prinz Karl im Jahre 1961, aufgrund des Gesetzes über das Reichsstudentenwerk im Jahre 1938.

Die im Vorjahr angelaufenen Untersuchungen über die Rentabilität der Restaurants und die besondere Lage der Tübinger Mensen (veraltete und zu kleine Anlage) wurden weitergeführt und abgeschlossen. Diese Untersuchungen hatten zum Ergebnis, dass das Restaurant Prinz Karl zum 1. Oktober 1962 geschlossen wurde(...) Von dieser Maßnahme erhofft das Studentenwerk eine Senkung der Umschlagsquote pro Sitzplatz. Der bisherige 7–8 fache Umschlag während der Essenszeit erschien vertretbar. Die Zahl der im Jahr 1962 ausgegebenen Essensportionen liegt mit rund 425.000 Portionen gut um 25.000 Portionen über der Zahl des Vorjahres.(...) Der Essenspreis wurde am 1. Dezember 1962 auf 1,10 DM erhöht(...)

Die studentische Krankenversorgung hat im Rechnungsjahr 1962 mit einem erheblichen Überschuss in Höhe von 98.920 DM abgeschlossen. Aufgrund der neuesten Maßnahmen ist jedoch 1963 mit keinem Überschuss mehr zu rechnen. Der Beitrag zur SKV wird zum SS 1963 erheblich gesenkt.(...)

In den Wohnheimen wurden im Jahre 1962 nur im Allianzhaus eine Mieterhöhung auf 78 DM ohne Heizungskosten vorgenommen. Ferner wurde eine Reihe baulicher Verbesserungen durchgeführt. So erhielten die Wohnheime Wilhelmstraße und Geigerle Klingeltafeln, durch die nun jeder einzelne Heimbewohner erreichbar wird.

Im Sommer 1962 begann der Mensa–Neubau. Die Ausschichtungsarbeiten und die Arbeiten an der Pfahlgründung sind beendet. Das Studentenwerk war während des ganzen Jahres ständig an den Beratungen über die Ausführung des Baues im Rahmen der bestehenden Pläne beteiligt und hat dabei eine erhebliche Zahl von Veränderungen durchsetzen können.(...)

Der Neubau des Wohnheims Mohlstraße hat das Studentenwerk das ganze Jahr 1962 über beschäftigt. Das Richtfest fand am 6. Juli 1962 statt. Das Heim soll den Namen »Studentenwohnheim Annette–Kade« erhalten(...). Ferner erstellt die Allianz ein zweites Wohnheim in der Pfrondorfer Straße, dessen Vermietung an die Studierenden wie bei Allianzhaus I über das Studentenwerk erfolgen wird(...)

An Förderungsanträgen nach dem Honnefer Modell wurden 2.446 Anträge bearbeitet, 2.131 Anträge wurden genehmigt. Insgesamt wurden ausbezahlt:

- an Stipendien 1.634.333 DM
- an Darlehen 364.318 DM(...)

In den Mensen wurden 1962 rund 425.000 Essensportionen ausgegeben. 1963 ist eine weitere Steigerung auf 550.000 bis 600.000 Portionen zu erwarten.

Der Gesundheitsdienst hat im Jahr 1962 7.624 Krankenscheine ausgegeben. An Leistungen wurden erbracht: 215.764,06 DM.

Im Rahmen des Jugendarbeitsprogramms wurden 1962 im Semester 24 und in den Semesterferien 119 Studierende eingesetzt.

Der Vorsitzende des Tübinger Studentenwerks e.V.

**Quelle: Protokoll der Mitgliederversammlung des Tübinger Studentenwerks e.V. Tübingen, den 8. März 1963
Universitätsarchiv Tübingen Signatur 289/52**

Über den Autor: Norbert Kloten (* 12. März 1926 in Sinzig; † 5. April 2006 in Tübingen) war ein deutscher Wirtschaftswissenschaftler. Von 1960 bis 1976 Professor in Tübingen, dort in den 60er Jahren eine Zeitlang Vorsitzender des Tübinger Studentenwerks e.V. Danach bis 1992 Präsident der Landeszentralbank Baden–Württemberg Mitglied im Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung und von 1970 bis 1976 dessen Vorsitzender.



Die Bauarbeiten in einem frühen Stadium



Die neue Mensa kurz vor ihrer Fertigstellung

Hausberufung gegen Aktivität im Studentenwerk

wie Bausinger zum Vorsitzenden wurde

Prof. Dr. Hermann Bausinger war in den 60er Jahren längere Zeit im Tübinger Studentenwerk e.V. als Vorsitzender und Vorstandsmitglied aktiv. In seinem 2019 erschienenen Buch mit dem Titel »Nachkriegsuni. Kleine Tübinger Rückblenden« findet sich im Kapitel »Perspektivwechsel« eine Reminiszenz, in der er erklärt, wie es dazu kam.

Im Herbst 1960 erhielt ich einen Anruf aus dem Rektorat: Die Urkunde der Ernennung zum Professor liege jetzt vor, am Nachmittag sei seine Magnifizienz da, sodass ich sie abholen könne. Ich machte mich auf den Weg, diesmal in ordentlicher Aufmachung, und die Sekretärin brachte mich gleich ins Zimmer des Rektors, eines angesehenen Juristen, dessen Renommee schon daraus sichtbar wird, dass er fast 30 Jahre Mitglied des Staatsgerichtshof Baden-Württemberg war. Er begrüßte mich freundlich, bot mir einen Platz an und eröffnete das Gespräch mit einem kurzen Glückwunsch und einer ziemlich langen Stellungnahme. Er habe, das wolle er ganz offen sagen, die Debatten um die Besetzung des neuen Ordinariats mit einiger Skepsis verfolgt und hätte sich eigentlich eine andere Lösung gewünscht.

Ich sei ja die ganze Zeit in Tübingen gewesen und sei in der Fakultät habilitiert worden, der ich jetzt als Mitglied angehöre. Er sah darin ein problematisches Ergebnis – es sei einfach besser, sich zunächst einmal in verschiedenen Gegenden den Wind um die Ohren wehen zu lassen. Den Beweis dafür lieferte er anhand seines eigenen Wegs, der zwar außer einem Studienaufenthalt in Genf nicht ins Ausland führte, aber schon während des Studiums an verschiedene deutsche Universitäten: Freiburg, Berlin, Königsberg, München, und die berufliche Karriere ergab neue Aufenthalte und Bezugspunkte, praktische Tätigkeiten in Marburg, im pommerischen Stolp, in Koblenz, danach Forschung und Lehre in Heidelberg, Erlangen und endlich Tübingen.

Ich gestehe, dass ich all diese Stationen nicht im Gedächtnis behalten habe, dass ich sie jetzt vielmehr rekonstruieren musste – aber durchaus in Erinnerung ist mir geblieben, dass mir mit diesem eindrucksvollen Bericht einer biographischen Wanderschaft ein scharfer rhetorischer Wind um die Ohren wehte. Ich sortierte während der langen Tour mögliche Gegenargumente, schließlich erschwerten die äußeren Bedingungen in den Nachkriegsjahren einen Wechsel des Studienplatzes, den man aber auch deshalb nicht unbedingt anstrebte, weil Tübingen in den meisten Fächern mehr bot als andere Universitäten, und nach dem Studium hatte ich als Assistent in vielen Bereichen die alleinige Verantwortung für ein ganzes Institut. Aber ich bekam keine Chance, dies vorzutragen; der Rektor übergab mir die Urkunde und schloss, was er offensichtlich überwiegend als Pflichtaufgabe betrachtete, ziemlich abrupt ab. Bedrohlich war der Vorgang nicht, schließlich ist der Verzicht auf einen Ortswechsel kein disziplinarrechtlicher Verstoß; aber das Gespräch – falls man es so bezeichnen kann – ging mir nach, auch deshalb, weil die Argumentation des Rektors ja durchaus diskutabel war.

Deshalb rechnete ich mit einer zusätzlichen Variante, als ich zu meinem Erstaunen schon kurze Zeit später – es dürften wenig mehr als 14 Tage gewesen sein – erneut ins Rektorat einbestellt wurde. Die einleitenden Bemerkungen des Rektors schienen meine Vermutung zu bestätigen. Die Universität, sagte er, sei ja bemüht, die besten Lehrkräfte aus dem ganzen Bundesgebiet zusammenzuführen.

»(...) Er habe, das wolle er ganz offen sagen, die Debatten um die Besetzung des neuen Ordinariats mit einiger Skepsis verfolgt und hätte sich eigentlich eine andere Lösung gewünscht. (...)«

Aber dann folgte eine unerwartete Wendung. Glücklicherweise komme es auch vor, dass einmal Professoren aus der engeren Umgebung berufen werden. Ich glaube mich genau zu erinnern, dass er glücklicherweise sagte, und eloquent legte er dar, worin das Glück bestand: das seien dann Kollegen, die Land und Leute kennen, ja die eigentlich direkt dazugehören und sich den Menschen in ihrem Umfeld verständlich machen können. Und ich sei ja – glücklicherweise! – ein solcher Fall, und man habe mich deshalb ausgewählt für eine besondere Funktion.

gen hoffte, die er mit Hilfe seines Generalschlüssels direkt in Augenschein nahm. Mein Job war also nicht nur monoton, und ich habe gewiss dabei Vieles gelernt, aber es kostete mich fast jeden Tag einige Stunden.

Autor: Hermann Bausinger
Quelle: Nachkriegsuni. Kleine Tübinger Rückblenden (Klöpfer.Narr Verlag, dem wir herzlich für die Abdruckerlaubnis danken).
2019, Kapitel »Perspektivwechsel« (S. 71–74)

»(...) Ich solle Erster Vorsitzender des Tübinger Studentenwerks werden. (...) Obwohl die Schilderung auf das gemütliche Bild eines gelegentlichen Repräsentanten zulief, ahnte ich Schlimmes (...)«

Ich solle Erster Vorsitzender des Tübinger Studentenwerks werden. Diese Einrichtung sei zwar als privater Verein eingetragen, aber ich könne mit der vollen Unterstützung der Universität rechnen, und es gebe sowohl einen Geschäftsführer wie in wirtschaftlichen Fragen kompetente Mitglieder im erweiterten Vorstand.

Obwohl die Schilderung auf das gemütliche Bild eines gelegentlichen Repräsentanten zulief, ahnte ich Schlimmes, aber die tatsächlichen Anforderungen gingen über meine Erwartungen noch hinaus. Die verwaltungsrechtliche Organisation war so kompliziert, dass ich alle Mensaeinkäufe per Unterschrift in die Wege leiten und nachher bestätigen musste; und andererseits gab es neben solchen bürokratischen Pflichten Probleme, die sehr persönliche Sondierungen und Entscheidungen verlangten. Dazu gehörte beispielsweise die Entlassung des Hausmeisters eines studentischen Wohnheims, der sich tagsüber auf die Beobachtung von Besuchen konzentrierte und auf Liebesbegegnun-

Über den Autor: Hermann Bausinger (* 17. September 1926 in Aalen) ist ein deutscher Kulturwissenschaftler und Germanist. Nach seinem Studium der Germanistik, Anglistik, Geschichte und Volkskunde erfolgten 1952 Staatsexamen und Promotion, 1959 Habilitation. Von 1960 bis 1992 war er als Professor für Volkskunde in Tübingen tätig. Er baute seinen Lehrstuhl für Volkskunde zum Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft aus. In den 60er Jahren war er Vorsitzender des Tübinger Studentenwerks e.V.

Psychische Probleme im Fokus

die PBS als neues Aufgabenfeld

In den 1960er Jahren wird der Grundstein für die PBS gelegt. In dieser Zeit wächst bei den Studierenden zum ersten Mal das Bewusstsein, dass ihre psychischen Probleme nicht nur auf persönliche Faktoren zurückzuführen sind, sondern auch mit ihrer Situation als Studierende an den Universitäten zu tun haben, mit der Verfasstheit der Hochschulen, der Anonymität und des Entstehens der so genannten Massenuniversitäten.

Die damals aufkommende Studentenbewegung hatte für diese Bewusstseinsbildung eine Katalysatorfunktion. Es waren in vielen Fällen die Initiativen der verfassten Studentenschaften in den ASTAs, die politisch bei den Universitäten und den Kultusbehörden die Einrichtung von Psychotherapeutischen Beratungsstellen an den Studentenwerken in Gang brachten.

1970 nahm die Psychotherapeutische Beratungsstelle für Studierende am Studentenwerk Tübingen e.V. ihre Arbeit auf. Dabei war es von Anfang an wichtig, dass Studierende an Planung, Aufbau und Arbeit der Beratungsstelle beteiligt waren. In einer Übergangszeit hatten zunächst Assistenzärzte der Universitäts-Nerven-klinik stundenweise an der Beratungsstelle gearbeitet.

1971 übernahm dann Dr. med. Carl Nedelmann die Leitung der Beratungsstelle. Er war Psychiater und hatte seine psychoanalytische Ausbildung in Ulm absolviert. Er arbeitete mit Dipl.-Psych. Edda Schmid zusammen, die auf einer halben Stelle angestellt war. Außer ihnen setzten auch die Ärzte aus der Nervenklinik ihre Beratungstätigkeit noch eine Zeitlang fort. Aber auch Studierende, vor allem aus der Medizin und der Psychologie, arbeiteten mit. »Studenten helfen Studenten« war eben auch ein politisches Programm, das der institutions- und gesellschaftskritischen Haltung damaliger Studierender entsprach. Vielfach war ein Misstrauen gegenüber Psychoanalytikern und Psychotherapeuten vorzufinden, bei denen kein größeres Verständnis für

die gesellschaftlichen Faktoren der Entstehung psychischer Erkrankungen vermutet wurde.

Geargöhnt wurde, dass Psychotherapie nur das Ziel habe, sie an die schlechten gesellschaftlichen Verhältnisse anzupassen. Nun waren aber gerade in der Psychoanalyse gesellschaftskritische Überlegungen beheimatet, was diesbezügliche Ängste beruhigen konnte. Auf diesem Hintergrund etablierte sich in der Tübinger Beratungsstelle eine Zusammenarbeit von fachlich ausgebildeten Psychoanalytikern und einer Gruppe von Studierenden, die unter Supervision die Beratung von Kommilitoninnen und Kommilitonen übernehmen konnten.

Außerdem war die Beratungsstelle institutionell basisdemokratisch strukturiert. Die Studierenden hatten in der Mitgliederversammlung der Beratungsstelle volles Stimmrecht. Dieses Projekt einer Mitarbeit war bei Studierenden gefragt und aus ihrer Gruppe haben viele nach dem Studium eine psychoanalytische Ausbildung absolviert.

Ich selbst kam 1972 als studentischer Mitarbeiter zur Beratungsstelle. Nach meinem Diplom in Psychologie bekam ich dort eine Festanstellung. Carl Nedelmann hatte durch Beziehungen und durch die Schilderung der spezifischen psychischen Probleme wissenschaftlichen Nachwuchses beim Stifterverband der deutschen Wissenschaft finanzielle Unterstützung für zwei feste Stellen für zwei Jahre erreicht. Dadurch wurde es möglich, dass Dipl.-Psych. Fred Borthmes und ich nach Abschluss unseres Psychologiestudiums 1973 volle Stellen an der Beratungsstelle erhalten konnten. Im selben Jahr schieden Edda Schmid und Carl Nedelmann aus der Tätigkeit an der Beratungsstelle aus.

1973 wurde ich von der Mitgliederversammlung zum Leiter der Beratungsstelle gewählt. Einige Zeit später kam noch Jürgen Schäfer als Arzt zu unserem Team hinzu. Nach der Umwandlung des Studentenwerks



Belastungen des Studienalltags
(Zeichnung Buchegger)

1975 in eine Anstalt des öffentlichen Rechts konnte die Beratungsstelle bis zu meinem Ausscheiden Ende 1980 auf 5 volle Therapeutenstellen und 1/2 Sekretärinnen ausgebaut werden.

Als ich begonnen hatte, in der Psychotherapeutischen Beratungsstelle zu arbeiten, war ich völlig selbstverständlich davon ausgegangen, dass Studierende mit der gleichen psychotherapeutischen Technik zu behandeln wären wie Erwachsene. Ich musste aber zunehmend feststellen, dass sich die üblichen Diagnosen nicht so einfach stellen lassen konnten, dass die psychischen Konflikte, Krisen und Probleme vieler Studierender zwar gravierend aussahen, aber dennoch als fließend und nicht festgefahren erschienen. Von daher erwies sich auch die an Erwachsenen ausgearbeitete psychotherapeutische Behandlungstechnik nur als begrenzt anwendbar. Unsere Erfahrungen in der psychotherapeutischen Arbeit mit Studierenden zeigten uns nun, dass die seelischen Entwicklungsprozesse und die Ausbildung der psychischen Strukturen einen viel längeren Zeitraum in Anspruch nahmen und wir unser Verständnis von Konflikten, Krisen und psychopathologischer Entwicklung korrigieren mussten. Identitätsentwicklung konnte nicht mehr als mit dem Ende der Spätadoleszenz zu einem Abschluss kommend angesehen werden.

Durch die gesellschaftlichen Veränderungen hatten sich berufliche Qualifikation und Weiterbildung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen nach und nach bis weit in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre hinein verschoben, wovon dann auch die Bildung stabiler Partnerschaften und die Übernahme von Elternschaft betroffen waren. Es hatte sich eine historisch neue postadoleszente Entwicklungsphase herausgebildet. Sie ist durch größere persönliche Freiheiten, durch soziale und psychische Erprobungen charakterisiert, wodurch sie eine enorme Heterogenität aufweist, aber auch Grund für seelische Krisen und psychopathologische Entwicklungen sein kann.

Unser zentrales Behandlungskonzept in der Beratungsstelle war eine 8–10 stündige »psychotherapeutische Beratung«, bei der wir die psychischen Symptomatiken und geschilderten Konflikte auf dem Hintergrund einer sich noch in Entwicklung befindlichen Identität und Persönlichkeit verstanden und die therapeutischen Interventionen darauf ausrichteten, einen gehemmten oder abgebrochenen Entwicklungsprozess wieder in Gang zu bringen, um die Ausbildung eines zunehmend integrierten, individualisierten und realistischen Selbstgefühls zu ermöglichen ebenso wie einer zunehmenden Fähigkeit zur Intimität und interpersonaler Reziprozität.

Diese therapeutischen Erfahrungen haben wir im Team der Beratungsstelle in Fall-Konferenzen und sonstigen Diskussionen stetig besprochen, verbessert und mit anderen psychoanalytisch ausgerichteten Studentenberatungsstellen geteilt und in wissenschaftlichen Arbeiten publiziert. So hat mir meine Zeit in der Psychotherapeutischen Beratungsstelle für Studierende ermöglicht, ein profundes diagnostisches und therapeutisches Wissen über psychische Entwicklungsprozesse, über deren Krisen und Störungen im Lebensalter zwischen 20 und 30 Jahren zu erwerben, ein Fundus aus dem ich bis heute schöpfen kann.

Autor: Werner Bohleber

Ein Originalbeitrag für diese Festschrift

Über den Autor: Dr. Werner Bohleber, Jg. 1942, Dr. phil., ist als Psychoanalytiker in eigener Praxis in Frankfurt am Main tätig. 1997 bis 2017 Herausgeber der Zeitschrift PSYCHE. Forschungsschwerpunkte: Adoleszenz und Identität; Antisemitismus; Traumaforschung; Terrorismus; Theorie und Geschichte der Psychoanalyse.

Studieren mit Kind

die Kinderkrippe des Studentenwerks

Neben der Psychologischen Beratung rückt in den 60er Jahren auch die Kinderbetreuung als neues Aufgabengebiet in den Fokus. Das Studentenwerk Tübingen richtet daher erstmalig eine Kindertagesstätte für Studentenkinder ein. Ein Augenzeuge erinnert sich:

Seit Beginn des Sommersemesters hat nun auch Tübingen eine Kindertagesstätte für Studentenkinder. Damit konnte endlich ein besonders dringlicher Notstand beherrschbar werden, um dessen Beseitigung sich schon seit Jahren die verschiedensten Seiten bemüht hatten. Bereits im Jahr 1961 versuchte der damalige Jugendreferent des Allgemeinen Studentenausschusses, Interesse für das Projekt einer Kindertagesstätte zu wecken. Aber zunächst stieß man lange auf taube Ohren: das Problem »Studentenkinder« war anscheinend zu ungewohnt. Andere Universitätsstädte hatten damals bereits ihre Studentenkindergärten: in Tübingen dagegen herrschte wohl noch die Meinung, Studenten hätten zu studieren; an heiraten und an Kinder sollen sie gefälligst später denken. An der Tatsache freilich, dass es Studentenehepaare mit Kindern gab, konnte man trotzdem nicht vorbeigehen, zumal die Zahl von Semester zu Semester wuchs. So wurde dann schließlich am 20. Juli 1964 ein Komitee der Universität zur Gründung einer Kindertagesstätte ins Leben gerufen(...)

Schließlich meldete sich eines Tages in den Semesterferien 1968 beim AStA eine Kindergärtnerin, Frau Dietrich, die sich bereit erklärte, eine Studentenkinderkrippe in Tübingen aufzumachen, wenn ihr eine geeignete Wohnung zur Verfügung gestellt werden könnte. Ohne große Hoffnung schrieb der AStA an die Stadt und bat, eine Wohnung zur Verfügung zu stellen. Woran niemand geglaubt hatte, trat ein: die Stadt bot nicht nur eine Wohnung, sondern sogar zwei zur Auswahl an. Oberbürgermeister Gmelin zeigte sich in einem Gespräch mit Frau Dietrich und dem AStA-Sozialreferenten überaus aufgeschlossen und sicherte

die Unterstützung der Stadt zu, wenn ein öffentlicher Träger für die Kinderkrippe gefunden würde.

Wer aber sollte die Trägerschaft übernehmen? Der an chronischem Geldmangel leidende AStA kam von vornherein kaum in Betracht. Der nächstliegende Träger war auf jeden Fall das Tübinger Studentenwerk, das bisher allerdings einer Kinderkrippe recht skeptisch gegenübergestanden hatte. Da jedoch das Projekt inzwischen greifbare Formen angenommen hatte, zeigte sich auch das Studentenwerk plötzlich entgegenkommend, und am 2. Dezember 1968 beschloss sein Beirat, die Trägerschaft zu übernehmen. Nun ging alles recht schnell. Die Stadt stellte die Wohnung Grabenstraße 17 zur Verfügung und ließ sie sogar noch renovieren. Sie gab einen einmaligen Zuschuss von 2.000 DM und sicherte einen jährlichen Zuschuss zu den laufenden Kosten von 7.000 DM zu; vom Landkreis Tübingen kamen 1.000 DM, von der Universität 5.000 DM. Das Regierungspräsidium stellte Mittel aus dem Landesjugendplan in Aussicht, die Firma Bosch stiftete einen Kühlschrank, eine Waschmaschine, eine Geschirrspülmaschine, der Rotary-Club gab 500 DM für Spielzeug, mehrere Tübinger Firmen beteiligten sich finanziell an der Einladung. Die Klinikverwaltung stellte Betten zur Verfügung und erklärte sich bereit, gegen Verrechnung die Verpflegung zu übernehmen.

Pünktlich am 15. April konnte die Kindertageskrippe eröffnet werden: in vier Räumen, darin Küche, Bad, Toiletten und Abstellraum für Kinderwagen, wurden fünfundzwanzig Kinder untergebracht. Leiterin der Krippe ist Frau (...), eine Kinderpflegerin und eine Säuglingsschwester stehen ihr zur Seite. Da im Hinblick auf Kindertageseinrichtungen in Tübingen ebenfalls eine konkrete Notlage besteht, kann die jetzige Kinderkrippe kaum mehr als ein Anfang sein, der möglichst bald erweitert werden sollte.

Autor: Paul Klein

Quelle: Aus »Attempto« Heft 31/32, 1969



Der Kinderladen

ein geglücktes Projekt antiautoritärer Pädagogik

Ende der 1960er Jahre hat sich der Charakter des Studentenwerks grundlegend gewandelt: Während der Verein vorher hauptsächlich von der Initiative der Mitglieder abhängig war, wird er nun von öffentlicher Hand regelmäßig bezuschusst, um Projekte zu unterstützen, die der sozialen Förderung der Studierenden dienen. Ein solches Projekt ist auch der so genannte Kinderladen.

Ich habe eigentlich immer zu wenig getan, war selten bei den Sitzungen des Elternplenums, ich habe zu wenig Putzdienste geleistet und die geforderte Elternarbeit in der Regel von Gretel miterledigen lassen. Der Kinderladen war mir jedoch nicht gleichgültig, zumal dort von 1974 bis 1979 meine drei Kinder Sophie, Lasse und Clara eine glückliche Vorschulzeit verbrachten und ich dieses selbstverwaltete Projekt als Teil des alternativen Netzwerks sah, in der ich an anderer Stelle die geforderte »Mitarbeit« ableistete. So betrachtete ich den Kinderladen als eine Unternehmung der »Alternativen« Szene (bzw. der »neuen sozialen Bewegung«), wesensverwandt dem, was ich selbst beim Club Voltaire und beim alljährlichen Tübinger Festival machte, also nicht als Abstellplatz für meine Kinder, sondern als einen Ort, wo ihnen eine Betreuung zuteilwurde, die den Grundsätzen der Selbstverwaltung und Selbstorganisation, übertragen auf das kindliche Alter, entsprach(...)

Gemessen an der eigenen, als sehr ungleich gefühlten Vorschulzeit, war die Kinderladenzeit meiner Kinder immer strotzend voll mit Programmatik und Leben, und alle Aktivität stets auf den Entwicklungsstand der Kinder, also auf die Kindgesundheit, bezogen. Es ist dort nicht nur die feste Ordnung des zeitlichen Ablaufs und der regelmäßigen Verrichtungen: tägliches Kinderplenum, gemeinsames Frühstück und Mittagessen (mit Tischdecken und »jeder räumt seinen Teller auf«), der tägliche »Zehner« als Taschengeld, der eigene Kleiderhaken und das Kleiderfach. Es gab auch die regelmä-



Der Kinderladen war im Clubhaus untergebracht

ßigen Feste, wenn z.B. ein Kindergeburtstag zu feiern war. Hierzu kamen die fest etablierten Aktivitäten wie wöchentliches Schwimmen in Hallenbad oder Freibad, das Skifahren auf der Schwäbischen Alb, sobald Schnee lag, sogar eine Woche Skifahren auf der Hütte in Damüls in den Alpen war Programmpunkt, oder die vielen zusätzlichen Unternehmungen oft zusammen mit den Eltern, das Zelten im Lautertal oder im Schönbuch oder die regelmäßigen Kinderladenfeste, bei denen sich Gebäude und Garten in einen alternativen Kinderspielplatz verwandelten.

Aufgrund der sozialen Bindungen und Verhaltensprägungen, die der Kinderladen bewirkte, entwickelten sich als übergreifendes Netz von Kontakten über den eigentlichen Rahmen der Einrichtung hinaus Kontakte zwischen den Eltern, die sich ins Privatleben fortsetzten. Kontakte zwischen den Kindern, die, was weithin Ausnahme sein dürfte, schon im Vorschulalter regelmäßig beieinander übernachteten oder mit anderen Familien in Urlaub fuhren, so dass die Grenzen aufgehoben waren. Wenn ich sagen sollte, worin das Besondere des Kinderladens lag, so glaube ich, dass es etwas mit der Entwicklung eines kindgemäßen Selbstwertgefühls zu tun hatte.

Autor: Eckard Holler

Quelle: Auszug aus der Publikation des Studentenwerks mit dem Titel »Kita-Lesebuch« aus dem Jahr 1990

Speisemeisterei in Hohenheim

Die Speisemeisterei in Hohenheim diente während vieler Jahre in Hohenheim unter unterschiedlichen Vorzeichen als Mensa. Nach Fertigstellung des Mensa-Neubaus 1985 wurde sie in ein ambitioniertes Restaurant, das sich in Stuttgart großer Beliebtheit erfreut, umgewandelt. Auf der Internetseite der Universität Hohenheim wird zur Geschichte der Speisemeisterei folgendes ausgeführt:

Der Speisemeistereiflügel entstand bereits 1773. Er diente Herzog Carl Eugen und seiner späteren Gemahlin Franziska von Hohenheim als Wohnung.

Damals befanden sich im Erdgeschoß eine kleine katholische Kapelle, drei Repräsentationsräume – das Vestibül (heute Franziskazimmer), die Galerie und ein Saal – sowie ein »Cabinet« und eine Kutschenremise. In der Mansarde waren in sparsamer Art die herzoglichen Wohnräume und die Kavalierräume für das Gefolge eingerichtet. Das nach Südosten gelegene Eckzimmer war das Schlafgemach des Herzogs. Hier starb er am 24. Oktober 1793.



Blick in die Speiseräume der Hohenheimer Mensa

Nach 1818 diente der Kavalierrbau weiterhin als Wohngebäude, wurde aber zum Teil zu einer Mensa umgebaut und erhielt so den Namen »Speisemeisterei«. Bis 1970 blieb diese Nutzung für das Obergeschoß, bis 1985 für das Erdgeschoß erhalten.

Ab 1985 wurden im Zuge einer Generalsanierung die drei Repräsentationsräume instandgesetzt und eine öffentliche Gaststätte eingerichtet. Die Räume im Obergeschoß zeigen wieder die historische Grundrissform und Ausschmückung, beherbergen aber heute Büros.

Quelle: Internetseite der Universität Hohenheim



Luftaufnahme der Speisemeisterei

Das Studenten-Klubhaus



Die Rückseite des Clubhauses mit Terrasse

Auch heute noch ist das Klubhaus in der Wilhelmstraße mit seiner sonnigen Außenterrasse ein beliebter Treffpunkt für viele Studierende. Das Gebäude wurde aus Sorge um die Zukunft der Studentenschaft geschaffen.

Es bedurfte vieler williger Hände und Herzen, um die Saatkörner zu streuen, aus denen das Klubhaus erwachsen ist. Aus der McCloy-Spende wurde für den Bau des Klubhauses der Betrag von einer Viertelmillion Mark zur Verfügung gestellt, deren Annahme mit der Bedingung verbunden war, Aufenthalts-, Lese- und Klub-Räume für die Studierenden in nächster Nähe zur Universität zu schaffen. Der Staat stellte den Bauplatz gegenüber der Universität und im März 1953 wurde ein erster Entwurf vorgelegt (...)

Ein Wettbewerb, an dem sich namhafte Architekten beteiligten, brachte mit dem Entwurf von Prof. Gutbrod, Stuttgart, des Erbauers der Stuttgarter Liederhalle, eine Lösung, die nach längeren Diskussionen angenommen wurde. Im Dezember 1953 wurde der Bau begonnen (...). Prof. Gutbrod nahm die Konkurrenz mit den benachbarten Giganten nicht auf. Er löste sich jedoch nicht ganz aus dem »forum academicum«, dessen südlichen Abschluss das Klubhaus bilden sollte. Er wählte, wie auch für den ersten Entwurf vorgesehen war, den Abschluss durch die grüne Kulisse, um dem Universitätsplatz über die Wilhelmstraße hinaus Raum zu geben. Zwischen Bäumen und Häusern sieht man durch die hohen Fenster in das Innere der großen Halle, während die äußeren Wandflächen durch den dunklen Backstein und schwarzen Verputz unauffällig bleiben. (...)

Auch die Eingänge ohne Portalwirkung heben, wie alles an der Fassade, die klare Grenze zwischen außen und innen auf und führen unmittelbar in die Klubräume. In der großen zweigeschossigen Diele erhält die unmittelbar zum Obergeschoß führende Freitreppe von der

zum Garten geöffneten Südwand volles Licht. Die verschiebbaren Glaswände verbinden die Halle mit dem breit vorgelagerten Balkon, von dort führt die äußere Freitreppe in den Garten hinab (...)

Ein reiches Deckenleben entfaltet sich unter diesem großen Dach: der Festsaal mit der Laienbühne (oder mit oberer und unterer Tanzfläche), Konferenzzimmer, Schreib- und Arbeitsräume, die Treppendiele und die große Halle, in denen über 100 Sitzplätze zwanglos um Tische gruppiert sind, ein mit schönen Hölzern getäfertes Musikzimmer, behagliche Klubräume, auch solche besonders für Studentinnen, eine Kantine mit Stehbar und einigen sitzfesten Ecken, die Geschäftsräume des AstA und des Studentenwerkes und viele andere, studentischen Aufgaben dienende Einrichtungen sind hier in einer höchst wirkungsvollen Ordnung mit – und ineinander gruppiert. Wenn Häusern eine gesellschaftsbildende Kraft innewohnt – hier kann sie wirken.

Quelle: Attempto 35/36, 1970

(...) das Clubhaus von Rolf Gutbrod, dem Architekten der Stuttgarter Liederhalle, wurde in der Nachkriegszeit vom amerikanischen Kongress gestiftet, »um die studentische Gemeinschaft in der Demokratie zu fördern«. Es sollte sowohl Mittelpunkt des studentischen Lebens als auch Begegnungsstätte für die unterschiedlichen Fakultäten und Nationen sein. Als studentischer Treffpunkt dient es auch heute noch und erfreut sich offensichtlich größter Beliebtheit. Mittags brummt der Café-Betrieb in den Räumen, und auf der Außenterrasse ist an warmen Tagen kein Platz mehr frei. Dass der Bau die 50 überschritten hat und in seinen vergleichsweise bescheidenen Nachkriegsära-Formen heutigem Exzellenzdenken nicht mehr entspricht, stört hier anscheinend keinen. (...)

Autorin: Amber Sayah

Quelle: Stuttgarter Zeitung vom 20. Januar 2010

Mensa Wilhelmstraße

Rückblick

Mit Beginn des Sommersemesters 1966 konnte das Studentenwerk erstmals die Türen des Mensaneubaus in der Wilhelmstraße öffnen und Essen ausgeben.

Damit ist endlich ein Notstand behoben, unter dem unsere 11.000 Studierenden und das Studentenwerk seit Jahren gleichermaßen gelitten haben. Mag der Neubau von allen Beteiligten vorerst auch noch weiterhin täglich eine Vielzahl von Improvisationen fordern und jedem einzelnen einen in unserer Zeit sonst nicht üblichen Arbeitseinsatz abverlangen, so ist doch tröstlich zu wissen, dass es sich hierbei um Anlaufschwierigkeiten handelt, die jeder große und technisch komplizierte Neubau, bei zudem äußerst schlechter Arbeitsmarktlage, mit sich bringt. (...)

Kritische Vorschau

Welche Auswirkungen erwarten wir nun vom Mensaneubau? Dass er die Mensaprobleme lösen soll und muss, ist Hauptziel. Doch durch seine zentrale Lage im Universitätsbereich wird verständlich, dass er über den Rahmen einer Verköstigungsstätte für die Studierenden hinaus Abhilfe auch für andere durch die Gesamt-

entwicklung der letzten Jahre entstandene Engpässe bieten muss. Steht auch die Lösung der geschilderten Mensaprobleme im Mittelpunkt, so sind doch gleichzeitig auch für die gesamte Arbeit des Studentenwerks, für die studentische Geselligkeit neue Möglichkeiten geschaffen.

Ein dem Mensabau durch einen Verbindungsgang angegliedertes Gebäude wird die Hauptverwaltung des Studentenwerks aufnehmen. Sie ist heute noch im Studentenklubhaus gegenüber der Neuen Aula so eng zusammengepfertcht, dass die Durchführung der Aufgaben des Studentenwerks hierunter erheblich leidet und auf die Einstellung notwendigen Verwaltungspersonals bisher aus Raumgründen verzichtet werden musste (...) Ferner befindet sich im Mensaneubau ein Erfrischungsraum mit 120 Sitzplätzen, ein öffentliches Restaurant mit 150 Plätzen und ein Bierkeller, der 80 Trinkfreudige aufnehmen kann. Diese Einrichtungen werden das im Gedanken an eine Universität von 4.000 bis 5.000 Studierenden erbaute und längst viel zu kleine Klubhaus und seinen Erfrischungsraum wirksam entlasten und ihm damit seinen Sinn als Mittelpunkt studentischen Lebens, als Begegnungsstätte unter den Fakultäten und zwischen deutschen und ausländischen Studierenden wiedergeben (...). Ferner ist zu bedenken, dass Zug um Zug mit einer Verlegung der Medizinischen Fakultät und der Naturwissenschaften in das Erweiterungsgebiet auf dem Schnarrenberg zu rechnen ist. Hierdurch werden immer mehr Studierende vom Zentrum der Stadt abgezogen. Im Endausbau werden voraussichtlich rund 5.000 Studierende so weit vom Mensaneubau in der Wilhelmstraße entfernt sein, dass eine Versorgung durch diese eine zentral gelegene Mensa nicht mehr möglich sein wird. Die Folge muss der Bau einer zweiten Mensa im Erweiterungsgebiet sein. Dies ist allgemein anerkannt, der Platz, an dem dieser zweite Mensaneubau entstehen soll, liegt fest, Vorplanungen laufen bereits. (...)

Blick von der Wilhelmstraße
auf das fertig gestellte
Mensa-Gebäude



Baukosten

Der gesamte Komplex wird, entsprechend dem Kostenvoranschlag vom 18. Dezember 1961, 10.500.000 DM kosten. In diesen Gesamtkosten sind der Abriss des Reitstalls und des Gasthofs »Posthörnle«, der Architektenwettbewerb, die Honorare und Nebenkosten wie die zu erwartenden Anliegerleistungen enthalten. Nach Auskunft der Bauleitung wird dieser Kostenvoranschlag, trotz der Teuerungen der letzten fünf Jahre, eingehalten werden können... Bauherr ist das Land Baden-Württemberg. Ihm gebührt unser größter Dank, denn es trägt die finanzielle Hauptlast des Gebäudes. Doch hat eine erhebliche Spende der Max-Kade-Foundation die Finanzierung und den Anstoß zur Baudurchführung erleichtert (...)

Die Architektur des Gebäudes

Während der Küchentrakt und das Verwaltungsgebäude des Studentenwerks reine Stahlbaukonstruktionen sind, ruht auf der Decke über der Eingangshalle der Mensa und des Restaurants ein Stahlskelettbau. Die Mensabauteile sind dreigeschossig, das Verwaltungsgebäude des Studentenwerks ist zweigeschossig. Die klaren Linien von Pfeilern und Glas ergeben einen großzügigen, hellen Gesamteindruck. Die zwölf bis vierzehn Meter hohen, wie Stufen, doch nicht regelmäßig miteinander verbundenen Gebäudeteile finden ihr Gegengewicht im Küchentrakt des Komplexes. Innenhof und Verwaltungsgebäude des Studentenwerks sind aus dem – trotz aller Auflockerung wie aus einem Guss wirkenden – Bauwerk kaum wegzudenken (...)

Autor: Fedor Sibeth

Quelle: Attempto 6/57

Auch heute noch wird das denkmalgeschützte Gebäude sehr geschätzt, wie der nachfolgende Ausschnitt aus einem Zeitungsartikel der Stuttgarter Zeitung belegt.

(...) Zu den wenigen herausragenden Bauten der kompromisslosen Nachkriegsmoderne in Tübingen rechnet das Landesamt für Denkmalpflege auch die Mensa von Paul Baumgarten (...). Sein Mensa-Gebäude besteht aus zum Teil aufgeständerten und gegeneinander verschobenen Kuben, die sich trotz des großen Volumens dem Maßstab ihrer Umgebung anpassen. Spätere Einbauten, die vor allem das weiträumige Foyer verstellen, verkraftet er ohne schwerwiegende Qualitätseinbußen. Die Speisesäle sind angenehm dimensioniert, hell und lichtdurchflutet und erinnern mit ihren raumhohen Verglasungen und den Verstreben ein wenig an Gewächshäuser. Ebenso wie das Clubhaus spiegelt die Mensa »eine Offenheit und Großzügigkeit, die in den 1960er Jahren als befreiend für die junge deutsche Demokratie sowohl in der Gesinnung als auch in der Architektur« angesehen wurde heißt es im Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege.

Autorin: Amber Sayah

Quelle: Stuttgarter Zeitung vom 20. Januar 2010



Speisesaal der Mensa Wilhelmstraße in den 1960er Jahren.

Das Studentendorf WHO

Im Wintersemester 1972/1973 begann ich mein Jura-studium an der altherwürdigen Universität Tübingen. Aus einfachen Verhältnissen stammend und in Lud-wigsburg wohnend, musste die Frage pendeln oder in Tübingen wohnen wohlervogen werden. Wenn im Ju-biläumsjahr allerorten das Thema Wohnungsknappheit oder gar Wohnungsnot die Schlagzeilen beherrscht, so gab es damals zumindest auch eine studentische Wohnungsnot, die das Studentenwerk nach Kräften zu lindern bestrebt war.

Auch meine Hoffnungen ruhten darauf. Aber selbst als BAFÖG-Empfänger aus einem Arbeiterhaushalt mit zwei Kindern hatte ich keine Chance. So landete ich zunächst in einem Verbindungshaus, im Laufe des Studiums in zwei weiteren privaten Quartieren, teuer und gewiss nicht komfortabel.

Als auf Waldhäuser-Ost neue Studentenwohnungen fertig wurden, bewarb ich mich erneut und hatte Glück. Ich gehörte zu den Erstbeziehern der Sechser-Ein-heiten mit gemeinsamer Küche und Aufenthaltsraum. Ein tolles Konzept. Auch deshalb, weil wie am Beispiel meiner Mitbewohner deutlich wurde, die Mischung aus Studenten verschiedener Fachrichtungen sich durchaus

belebend auf das Zusammenleben auswirkte. Mathe-matik, Physik, Chemie, Sprachwissenschaft, Psychologie und Rechtswissenschaft prägten die Fachgemein-gelage auf meinem Stockwerk und bot vielfach Anlass zu interdisziplinären Diskussionen.

Dort konnte ich in Ruhe und angenehmer Wohnumge-bung mein Staatsexamen vorbereiten, wie nicht wenige andere Juristen auch, die in Waldhäuser-Ost wohnten. Nach dem Examen wurden wir einige Wochen lang auf die Folter gespannt bis zur Zusendung der Ergebnisse. Als es soweit war, versammelten sich jeden Morgen die Jura-Exaministen auf der Wendeplatte und warteten auf das Postauto. Die Ergebnisse kamen über mehrere Tage verteilt und ich gehörte zu denen, die am längs-ten auf die Folter gespannt wurden.

Schnell hatte sich herumgesprochen, dass diejenigen, die durchgefallen waren, ein DIN A4 Kuvert erhielten und die mit bestandenen Examen und einer Zulas-sung zur mündlichen Prüfung ein kleines Briefkuvert. Da schaute man natürlich ganz besonders genau hin. Nicht wenige schlichen mit hängendem Kopf von dannen mit ihren großen Kuverts. Immerhin betrug die Durchfallquote damals rund 40 Prozent. Ich war noch nie davor und danach so froh, ein kleines bescheide-nes Briefkuvert zu erhalten.

Der große Reiz der fachlichen Vielfalt auf einer Stock-werksebene wurde aber auch zur Herausforderung im interkulturellen Zusammenleben, wenn, wie bei mir damals, zwei Türkinnen, ein Iraner, zwei Schwaben und ein Norddeutscher diese Zufallsgemeinschaft bildeten. Stein des Anstoßes war insbesondere und immer wie-der die Nutzung der Küche. Während die zwei schwä-bischen Bewohner (darunter ich) diese eher unterge-ordnet nutzten und sich eher den leiblichen Genüssen der Mensa des Studentenwerks hingaben (war auch preiswerter als selbst zu kochen), dufteten fast täglich türkisch-orientalische Speisen durch das Stockwerk.



Markantes Merkmal des Komplexes sind drei farbige Hochhäuser

Durchaus positiv, wenn nicht Töpfe, Pfannen und Teller oft mehrtägig offen herumgestanden hätten. Im Laufe der Zeit ergaben sich dazu immer wieder Debatten, deren Häufung eine gegenseitige Minderung der Tole-ranzschwelle zur Folge hatte.

Aber mit gegenseitigem Verständnis, Kompromis-sen, Gefälligkeiten und besserem Kennenlernen wurde schließlich das Eis gebrochen zwischen Schwaben und Türkinnen und das weitere Zusammenleben erfolgte höchst angenehm mit vielen gemeinsamen Kochevents.

Vieles mehr wäre zu berichten. Zu jener Zeit ahnte ich nicht, ein paar Jahre später als für das Studentenwesen verantwortlicher Dezernent in der Zentralen Verwaltung unter der Ägide von Präsident Adolf Theis auch für das Studentenwerk zuständig zu sein. Dort lernte ich das Studentenwerk mit all seinen Aufgaben und seiner Verantwortung unter seinem Geschäftsführer Dr. Pört-ner kennen und schätzen.

Quelle: Ein Originalbeitrag für diese Festschrift

Über den Autor: Roland Klenk (Jahrgang 1952) ist ein deutscher Kommunalpolitiker (CDU). Nach dem Jurastudium in der Verwaltung der Universität Tübingen tätig, zunächst bis 1986 als persönlicher Referent des Präsidenten, dann als Dezernatsleiter. Von 1989 in verschiedenen Funk-tionen im Ministerium für Wissenschaft und Kunst, später Parlamentsrat im Landtag von Baden-Württemberg. 2002 Oberbürgermeister in Leinfelden-Echterdingen. Zweimal wiedergewählt.

Luftaufnahme des Studentendorfes WHO

Mehr Raum für studentisches Wohnen

Wohnheim Pfleghof

(...)1435 wurde das Gebäude errichtet. Es gehörte zu Schloss und Kloster Bebenhausen und war als Altenteil für die Mönche gedacht. Die Pfleghof Kapelle am Schulberg war ihrer Hauskapelle(...) Während des Krieges fand der Pfleghof vorübergehend als Lazarett Verwendung und beherbergte Verwundete. Nach dem Krieg bewahrten die umliegenden Handwerker alte Geräte auf dem Speicher auf; so mußten 1947 beim Umbau erst einmal alte Metzger-Haken, Säcke, Kisten und Kasten beiseite geräumt werden, bevor auf die Initiative zweier Professoren mit der Einrichtung eines Studentenwohnheimes begonnen werden konnte(...)

Am 1. November 1948 war es dann soweit: die ersten der 47 Zimmer konnten belegt werden, 98 Studenten fanden Unterschlupf und teilten sich die Räume.(...) Das Studentenwerk sucht die Bewohner nach sozialen Gesichtspunkten aus und bittet sie daher im Vergleich zu der übrigen Wohnsituation mit relativ günstigen Mieten zwischen 45 und 70 Mark zur Kasse.(...)

Quelle: »Wo Klosterbrüder kelterten«, Auszug aus einem Artikel im Schwäbischen Tagblatt vom 31. Oktober 1973

Das Studentenwohnheim im Geigerle

Das Studentenwohnheim – eine in der Architektur sehr junge Bauaufgabe – ist aus dem Gesamtkonzept einer Universität oder Hochschule nicht mehr wegzudenken(...)

Das Studentenzimmer bewusst klein gehalten, als Klausur der Konzentration besonders förderlich, ermöglicht durch seine Einrichtung die »kleine Zusammenkunft« der Studenten. Die Stockwerksküche mit dem dazugehörigen Tagesraum, als Einheit zusammengefasst, ist Treffpunkt der Stockwerksgemeinschaft. Die Versammlung um den »häuslichen Herd« wird durch eine frei im Raum stehende Kochstelle verdeutlicht. Hier kann sich die Beziehung von Mensch zu Mensch anbahnen und entwickeln.(...)

Nach einer Bauzeit von dreizehn Monaten konnten am 1. Juli 1960 alle Zimmer des neuen Studentenwohnheims im Geigerle belegt werden. 119 Studenten, davon 78 Studenten und 41 Studentinnen, haben damit ihre Unterkunft gefunden(...).

**Autor: Werner Luz
Quelle: Attempto 8/60**

Das Studo

(...)nun steht es unübersehbar als markanter Orientierungspunkt auf der Wanne: das Studenten-Dozentenwohnheim, kurz »Studo« genannt, oder – wie sein würdevoller offizieller Titel lautet – die »internationale Begegnungsstätte für Professoren, Dozenten und Studenten und Wohnheim für ausländische Professoren und Dozenten« in Verbindung mit dem »Studentenwohnheim Wanne«.

Initiator und Bauträger war der 1962 gegründete »Verein Internationaler Studenten- und Dozentenwohnheime Tübingen«(...). Mit seinen Gründungs- und Mitgliedsbeiträgen in Höhe von einer halben Million DM gab der heute 35 Mitglieder zählende Verein die Initialzündung zum Bau des kostspieligen Objekts, dessen Herstellungskosten schließlich rund 10,8 Mio. Mark betragen: rund 70 Prozent davon hatte das Land zu tragen, der Rest kam vom Bund und von der »Stiftung Volkswagenwerk«.(...)

36 Ein- bis Dreizimmerwohnungen enthält der Wohnungstrakt. Das vierzehngeschossige Hochhaus bietet 217 Studenten Platz, schon seit Ostern 1968; die Hälfte der zur Verfügung stehenden Zimmer soll ausländischen Kommilitonen zugutekommen, die es in Tübingen bei der Wohnungssuche doppelt schwer haben. Ein Einzelzimmer kostet 98 DM Miete, ein Doppelzimmer 140 DM(...).

Quelle: Attempto 36/70

Studentenwohnheim für die Universität Hohenheim

Der Neubau Schwerzstraße 1 (Architekt: Rolf Gutbrod) ist der erste Bauabschnitt von insgesamt drei Studentenwohnheimen. Er wurde auf einem zwischen Stuttgart-Birkach und Stuttgart-Hohenheim von Westen nach Osten abfallenden unter Landschaftsschutz liegenden Gelände errichtet, welches von gegenüberliegenden Ortsteilen und von der Schnellstraße Stuttgart-Reutlingen aus gut eingesehen werden kann.(...) Aus dem Planungsgedanken »Birkach-Wohnen« (Studenten nicht isolieren, sondern integrieren) und »Hohenheim-Schloss-Studieren« ergab sich die Notwendigkeit, die Dorfsilhouette so wenig wie möglich zu stören und das Gelände so weit wie möglich zu schonen. Es wurde versucht, dies durch ein gegliedertes, nicht massiv wirkendes Gebäude zu erreichen(...)

Das Raumprogramm wurde in einem neun-geschossigen Baukörper verwirklicht. Da das Gelände nach Osten und Norden abfällt, ragt an diesen Stellen das Untergeschoss voll aus dem Erdreich heraus. Dies wurde für die Unterbringung der Gemeinschaftsräume genutzt. Im ersten bis achten Obergeschoss wohnen in 64 Einbettzimmern und 9 2-Bett-Zimmern insgesamt 102 Studierende. Im stark gegliederten Grundriss und in der äußeren Erscheinung verweisen die Studentenwohnheime auf Rolf Gutbrods Wohntürme »Jorinde und Joringel« in der Gropiusstadt Berlin(...) Das Wohnheim wurde zum Wintersemester 1969 bezogen

Quelle: Die Bauverwaltung 2/1973

Das Studentendorf Waldhäuser-Ost (WHO)

Nach der Fertigstellung des dritten Bauabschnitts, der seit Anfang Mai schrittweise bezogen wird, gehört das Tübinger Studentendorf auf Waldhäuser Ost mit 1.546 Plätzen zu den größten Wohnheimkomplexen in Baden-Württemberg. 3.316 oder 16,9 Prozent der fast 19.000 Tübinger Kommilitonen können jetzt in einem mit öffentlichen Geldern geförderten Wohnheim nächtigen(...) Zum dritten Bauabschnitt auf Waldhäuser Ost, der das bislang 1.200 Plätze umfassende Studentendorf-Projekt komplettiert, haben Bund und Land jeweils 4,74 Mio. Mark beigesteuert. die Mehrkosten in Höhe von 273.000 Mark musste das Studentenwerk selber aufbringen... Aus der Erfahrung der letzten Jahre hat das Studentenwerk Lehren gezogen »weil das schlichte Doppelzimmer alter Art nicht mehr oder höchstens noch zu Beginn des Wintersemesters an Studienanfänger zu vermieten ist«, besteht der dritte Bauabschnitt nur noch aus Einzelzimmern und Appartements, die am begehrtesten sind(...)

Quelle: Auszug aus einem Artikel im Schwäbischen Tagblatt vom 13. Mai 1977



Blick auf das Studo



1975 bis 1992

Studieren und leben auf dem Campus

Das Studentenwerk als umfassende Servicestelle für die Studierenden

Ich heiße Anton Schäfer und bin 23 Jahre alt. Meine Familie bewirtschaftet einen großen Betrieb mit Milchkühen und einer großen Landwirtschaft in Niedersachsen. Irgendwann werde ich den Hof übernehmen. Daher habe ich mich entschieden, an der Universität Hohenheim Agrarwissenschaften zu studieren.

Mir gefällt es hier in Süddeutschland und auf dem Campus in Hohenheim mit seinem schönen Schloss. Ich hatte Glück und wohne seit meinem Studienbeginn in den Erdhügelhäusern gleich hier auf dem Campus.

Das ist wirklich ein besonderes Wohnheim, erst wenige Jahre alt und von der einen Seite in Erdhügel eingebettet und mit Grasdächern versehen. Von meinem Zimmer im obersten Stock blicke ich auf den schönen Garten mit Teich. Man fühlt sich fast wie mitten in der Natur. Mit etwa zehn Kommilitonen teile ich mir die Gemeinschaftsküche, wir kochen oft zusammen und sitzen dann bis spät abends auf dem Balkon. Oder wir gehen rüber in die Thomas-Müntzer-Scheuer, um zu feiern. Die Feten dort sind wirklich legendär.

Mit einigen Kommilitonen bin ich auch schon in Tübingen auf der Morgenstelle gewesen. Der Schulfreund eines Mitstudenten studiert dort Biologie und hat uns von den Mega-Partys in der dortigen Mensa erzählt. Das wollten wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Die Mensa ist wirklich riesig, entsprechend viele Leute waren da und haben die ganze Nacht gefeiert. Da geht es bei uns in der Thomas-Müntzer-Scheuer (TMS) dann doch etwas familiärer zu. Doch ausgelas-

sen feiern können wir mindestens genauso gut. Dann steht öfters mal nachts die Polizei vor der TMS, und in der darauffolgenden Woche gibt's ein wenig Zoff mit dem Studentenwerk, welches das Kommunikationszentrum, wie es offiziell heißt, betreibt. Doch alles in allem sind die Mitarbeiter dort sehr nett und drücken bei den Partys auch mal ein Auge zu. Seit einigen Monaten verdiene ich mir noch etwas dazu, indem ich stundenweise hinter der Theke der TMS stehe und Getränke verkaufe.

Nach meinen Vorlesungen gehe ich meist mit anderen in die Mensa zum Mittagessen. 2,40DM zahle ich hier für das Stammessen I, das wirklich lecker und reichlich ist. Das Stammessen II wähle ich eher selten, weil es um einiges teurer ist. Ab und an gönne ich mir auch einmal einen Kaffee oder etwas Süßes in der Cafeteria oder hole mir in der Pause ein belegtes Brötchen. Wenn allerdings viele gleichzeitig Vorlesungsende haben, ist die Cafeteria ziemlich überlaufen und man muss Schlange stehen.

Direkt auf dem Campus befindet sich auch das BAföG-Amt. Hier konnte ich schnell und unkompliziert bei meinem Sachbearbeiter vorbeigehen. Er hat mich bei der Antragstellung umfassend beraten – ein solcher BAföG-Antrag ist ja doch ganz schön umfangreich. Jetzt erhalte ich knapp 500DM an BAföG. Mit der zusätzlichen Unterstützung durch meine Eltern und meinem Job in der TMS komme ich ganz gut über die Runden.

Autorin: Nicole Lang

Zwei Studentenwerke

vom Verein zur Anstalt des öffentlichen Rechts

Ein radikaler Einschnitt in die Geschichte des Vereins ergab sich 1975, als das Land Baden-Württemberg die Studentenwerke als Anstalten des öffentlichen Rechts neu gründete. Das Tübinger Studentenwerk e.V. war jedoch nicht bereit, sein Vermögen und die Arbeitsverhältnisse der Mitarbeiter auf die neue Anstalt zu übertragen. Da eine Enteignung durch den Staat rechtlich nicht möglich war, wurde ein Vertrag zwischen Anstalt und Verein geschlossen, der vorsah, dass nur die Einrichtungen, die sich im Eigentum des Landes befanden bzw. für die das Studentenwerk laufende Zuschüsse bekam, auf die Anstalt übergangen. In Tübingen gibt es also seit Mai 1975 zwei Studentenwerke.

Der 10. Geburtstag des Studentenwerks in öffentlicher Rechtsform mag aber als Anlass zum Rückblick dienen; es sei erlaubt, sich die Situation Mitte der 70er Jahre noch einmal zu vergegenwärtigen (...) Am 4. Februar 1975 hat der baden-württembergische Landtag das Studentenwerks-Gesetz beschlossen und neun Studentenwerke als Anstalten des öffentlichen Rechts errichtet, die ihrer jeweiligen Landesuniversität zugeordnet wurden; ihr Zuständigkeitsbereich wurde außerdem auf die übrigen Hochschulen der jeweiligen Region ausgedehnt. (...)

»In Tübingen war all das ein wenig komplizierter. Das Tübinger Studentenwerk e.V. wollte das ihm gehörende Vermögen nicht auf die neue Anstalt übertragen und dachte auch nicht daran, sich aufzulösen.«

Maßgebend für diese landespolitischen Entscheidungen waren vor allem zwei Überlegungen: Einmal enthielt das 1971 in Kraft getretene Bundesausbildungsförderungsgesetz BAföG das Gebot, den Bereich der Ausbildungsförderung nur Studentenwerken zur Durchführung zu übertragen, die Anstalten des öffentlichen Rechts waren. Außerdem hatte sich der Tätigkeitsbereich der Studentenwerke seit Mitte der 60er Jahre in seinem Umfang ähnlich wie bei Hochschulen und Universitäten selbst erheblich erweitert; der finanzielle Aufwand für das BAföG machte ein Vielfaches der Ausgaben der Studienförderung im Rahmen des Honnefer Modells aus; die Zuschüsse an die Studentenwerke, vor allem zur Verbilligung des Mensaessens waren stark gestiegen, insbesondere weil man zahlreiche neue Mensen errichtet hatte, um die Studenten-Lawine auffangen zu können. Auch auf dem Sektor des Wohnheimbaus waren seit 1970 gewaltige finanzielle Anstrengungen unternommen worden, um die studentische Wohnsituation zu verbessern. Kurz gesagt: Die Kosten für den Sozialbereich-BAföG, Investitionen und Mensa-Zuschüsse hatten einen Anteil von bis zu 15 Prozent der Kosten einer Hochschule erreicht. In dieser Situation reichte der öffentlichen Hand der nur indirekte Einfluss auf die privatrechtlichen Studentenwerks-Vereine nicht mehr aus. Der Staat wollte mehr und unmittelbar einwirken und kontrollieren können. Er entschied sich daher für die öffentlich-rechtliche Lösung.

Die privatrechtlichen Vereine konnten natürlich von den Landesparlamenten nicht aufgelöst werden. In der Praxis war es aber so, dass in fast allen Hochschulstädten die Studentenwerke als e.V.s ihre Auflösung beschlossen und ihr Vermögen, das sie überwiegend mit öffentlichen Mitteln oder studentischen Beiträgen finanziert hatten, auf die neu errichteten Anstalten übertrugen. (...) Auch wurde das stärkere Engagement der öffentlichen Hand, das die Rechtsform der Anstalt des öffentlichen Rechts beinhaltet, als Ausdruck gesteigerter Verantwortung des Staates für den Sozial-

bereich an den Universitäten begrüßt und als Anerkennung für die bisher geleistete Arbeit der Vereine und ihrer ehrenamtlichen Organe gewertet.

In Tübingen war all das ein wenig komplizierter. Das Tübinger Studentenwerk e.V. wollte das ihm gehörende Vermögen nicht auf die neue Anstalt übertragen und dachte auch nicht daran, sich aufzulösen. Die Vereinsgremien, die von Studentenvertretern dominiert wurden, lehnten die Landtagsentscheidung ab und nutzten ihren rechtlichen Spielraum als Verein voll aus.

»In den zehn Jahren seines Bestehens hat sich das Studentenwerk Tübingen zu einem mittleren Unternehmen mit rund 320 Mitarbeitern entwickelt (...).«

Man behielt die Arbeitsbereiche (Wohnheime, Fahrschule, Waschküche, Druckerei u.a.), für die das Land keine laufenden Zuschüsse zahlte, und trat den Rest (BAföG, Mensen, Cafeteria, Psychotherapeutische Beratungsstelle, Kitas (1978) mit der Mehrzahl der Mitarbeiter notgedrungen an das neue Studentenwerk ab. Die kritische Haltung des Landes gegenüber dem Tübinger Studentenwerk e.V. war mit beeinflusst durch Schwierigkeiten, die dem Verein bei der Errichtung und Finanzierung des Studentendorfes Waldhäuser-Ost ins Haus standen. Das ursprünglich für 22 Mio. DM konzipierte Dorf kostete schließlich fast 40 Mio.; solcherlei Probleme führten dazu, dass dem Verein bereits mehrere Jahre vor der Verabschiedung des Studentenwerksgesetzes die Verantwortung für den Bau des Studentendorfes entzogen und auf den Universitätspräsidenten als Treuhänder übertragen wurde. Dem Verein wurde lediglich die vorübergehende Bewirtschaftung des Studentendorfes bis zur Errichtung des Studentenwerks als Anstalt zugestanden. (...)

Zum 1. Mai 1975 konnte also das neu errichtete Studentenwerk Tübingen Anstalt die meisten Arbeitsbereiche vom Verein übernehmen. Man versuchte, die Übergangsprobleme in einem Generalvertrag zu regeln; hierüber kam es jedoch nach kurzer Zeit zum Streit in Form eines voluminösen Prozesses, bei dem es in erster Linie um die Frage ging, wem die Rücklagenmittel aus der Bewirtschaftung des Studentendorfes Waldhäuser-Ost zustanden. Dieser Prozess wurde erst im Jahr 1980/1981 durch einen Vergleich beendet.

In den zehn Jahren seines Bestehens hat sich das Studentenwerk Tübingen zu einem mittleren Unternehmen mit rund 320 Mitarbeitern entwickelt, das in Tübingen, Reutlingen, Sigmaringen und Trossingen Sozialeinrichtungen zugunsten der Studenten der einzelnen Hochschulen betreibt: das Studentenwerk bewirtschaftet



Info-Magazin der neu gegründeten Anstalt aus dem Jahr 1990

tet sechs Mensen in Tübingen, Reutlingen und Sigmaringen, in denen rund 2,1 Mio. Essen jährlich ausgegeben werden. Es betreibt acht Cafeterien in Tübingen, Reutlingen und Trossingen mit fast 3,5 Mio. DM Umsatz. In der Förderungsabteilung werden rund 7.500 Förderungsanträge mit einer Auszahlungssumme von mehr als 35 Mio. DM bearbeitet. Die Zahl der Wohnheimplätze ist auf 2.100 gestiegen, in den Kindertagesstätten können 100 Plätze angeboten werden, und die Psychotherapeutische Beratungsstelle des Studentenwerks wird jährlich von etwa 400 Ratsuchenden aufgesucht. Für 1985 erwartet das Studentenwerk einen Jahresumsatz von rund 28 Mio. DM. (...)

Finanziert werden die Aufgaben des Studentenwerks zum einen durch eigene Erträge aus Mensen, Cafeterien, Wohnheimen usw. in Höhe von 17,9 Mio. DM = 62 Prozent. 9,0 Mio. DM erhält das Studentenwerk als Zuschuss vom Land Baden-Württemberg ... Die studentischen Beiträge zum Studentenwerk (39 DM je Semester) schlagen mit 1,9 Mio. DM im Budget des Studentenwerks zu Buche. (...)

»Das Kultusministerium meint in Dinge eingreifen zu müssen, die besser von den Universitäten vor Ort geregelt werden können.«

Soweit das Studentenwerk für einzelne Aufgabenbereiche Zuschüsse erhält, ist es natürlich vom Zuschussgeber abhängig; die Mensapreise zum Beispiel werden faktisch vom Land Baden-Württemberg bestimmt. In den nicht bezuschussten Arbeitsbereichen ist der Entscheidungsspielraum naturgemäß größer, aber auch hier – und dies gilt vor allem für die Wohnheime – ist es häufig schwierig, soziale Aufgabenstellung einerseits und wirtschaftliche Solidität andererseits unter einen

Hut zu bringen. Die Eigenständigkeit des öffentlichen Unternehmens Studentenwerk gegenüber dem Land wird jedenfalls umso größer sein, je höher die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Studentenwerks ist.

Quelle: Aus dem Info des Studentenwerks vom April 1985

»Das Kultusministerium meint in Dinge eingreifen zu müssen, die besser von den Universitäten vor Ort geregelt werden können.« so kommentiert Hoheneims Universitätspräsident Turner die Diskussion, die in den vergangenen Wochen um das Sozialwerk der Hohenheimer Universität entbrannt ist. Nach dem Wunsch des Ministeriums soll sich das Sozialwerk, ein eingetragener Verein, der unter anderem für die Mensa, die Kindertagesstätte und die studentische Krankenversorgung zuständig ist, selbst auflösen, um in eine Anstalt des öffentlichen Rechts umgewandelt zu werden. Begründung: Angeblich kann die Vergabe von Studienförderungs-Geldern nur solchen Anstalten übertragen werden. Auf einer Mitgliederversammlung des Sozialwerks am Donnerstag konnte allerdings ein Vertreter des Kultusministeriums keine diesbezügliche Rechtsvorschrift anführen. Zahlreiche Mitglieder ließen erkennen, daß sie argwöhnen, das Ministerium wolle auch mit diesem Schritt nur stärkere Kontrollmöglichkeiten in der Universität erhalten. Die Versammlung lehnte das Ansehen der Auflösung durch einen fast einstimmigen Beschluss ab. (...)

Über die Quelle: Stuttgarter Zeitung vom 15. Dezember 1972

Vom Honnefer Modell zum BAföG

mehr Chancengleichheit bei der Ausbildungsförderung

Einen wichtigen Entwicklungsschritt in der Geschichte der Studentenwerke stellte die Einführung des Bundes-Ausbildungsförderungs-Gesetzes (BAföG) im Jahr 1971 dar. Nun hatten die Studierenden einen Rechtsanspruch auf Förderung; ein Bundesgesetz, nicht mehr nur Richtlinien – wie beim Honnefer Modell – bestimmte nun, wie viel finanzielle Unterstützung einem Studenten zustand.

Die erste Ausbildungsförderung für Studierende gab es bereits 1957 – nach dem »Honnefer Modell«. Das Geld wurde in diesem System aufgrund von Richtlinien vergeben. Gefördert wurden nur Studierende an Universitäten und gleichgestellten Hochschulen mit besonders guten Leistungen. 1971 trat dann das Bundesausbildungsförderungsgesetz – das BAföG – in Kraft. Größte Neuerung in diesem Gesetz ist der Rechtsanspruch auf Ausbildungsförderung, der somit auch einklagbar ist. Bis heute ist dadurch eine Rechtssicherheit für Studierende gewährleistet. Voraussetzung für eine Förderung nach dem BAföG sind nicht in erster Linie die Studienleistungen, sondern das Einkommen der Eltern (Elternabhängigkeit) und der Ehegatten/Lebenspartner. (...)

Alle zwei Jahre muss die Bundesregierung die BAföG-Bedarfssätze, Freibeträge und Sozialpauschalen überprüfen und dem Bundestag und dem Bundesrat berichten, um »der Entwicklung der Einkommensverhältnisse und der Vermögensbildung, den Veränderungen der Lebenshaltungskosten sowie der finanzwirtschaftlichen Entwicklung Rechnung zu tragen« – so die Regelung des § 35 BAföG (...)

Bis 2015 trug der Bund 65 Prozent der BAföG-Kosten, 35 Prozent zahlten die Länder. Die Darlehensrückzahlungen der ehemaligen BAföG-Geförderten (derzeit etwa 610 Mio. €) fließen in die allgemeinen Bundes- und Landeshaushalte (...)

Seit 2015 hat der Bund die Finanzierung des BAföG zu 100 Prozent übernommen. Im Jahr 2016 betragen die BAföG-Ausgaben des Bundes 2,9 Mrd. €. Als Alleinzahler bestimmt der Bund nunmehr auch allein über das BAföG.

»Bis 2015 trug der Bund 65 Prozent der BAföG-Kosten, 35 Prozent zahlten die Länder.«

(...) Der BAföG-Förderungsbetrag ist individuell hoch und nicht alle erhalten den BAföG-Höchstsatz. (...) Eine Vollförderung (von 537 bis 735 € monatlich) erhalten Studierende, die bereits eine gewisse Zeit voll erwerbstätig waren oder deren Eltern nur über ein geringes Einkommen verfügen. Bei der Teilförderung müssen die Eltern wegen der Höhe ihres Einkommens einen bestimmten Betrag zum Ausbildungsunterhalt beitragen. Der durchschnittliche BAföG-Förderungsbetrag betrug im Jahr 2016 monatlich 464 €. (...)

Nach einem gesonderten Antrag können Auslandsaufenthalte (Studium oder Praktikum) mit BAföG gefördert werden. Mehr als 252.000 Studierende absolvierten seit 1974 einen Teil ihres Studiums mit BAföG im – meist europäischen – Ausland.

Quelle: Internetseite des DSW

Die neue Mensa

auf der Morgenstelle

Der Großteil der Arbeit des Tübinger Studentenwerks e.V. wurde durch die neu gebildete Anstalt fortgesetzt. So wurde auch die vom Universitätsbauamt nach Plänen des Stuttgarter Architekten Jörg Herkommer errichtete neue Mensa Morgenstelle übernommen, wo sich die Universität mit den Naturwissenschaften und den Kliniken ansiedelte.

Die Neubauten der Naturwissenschaften auf der Morgenstelle sind seit ihrer Inbetriebnahme in den Jahren 1972 bis 1974 längst ein fester Begriff geworden. Seitdem nun zum Beginn des Wintersemesters 1975/1976 auch die neue Mensa eröffnet werden konnte, stellt sich das Institutsgebiet zum ersten Mal als abgerundete Gesamtanlage dar. (...)

Nach der Festlegung des Raumprogramms wurde der Neubau der Mensa im Jahr 1969 zum Thema eines Architektengutachtens mit drei Teilnehmern, von denen der Bauherr sich für den Entwurf des Stuttgarter Architekten Dipl.-Ing. Jörg Herkommer entschied, der mit der weiteren Planung und Bauausführung beauftragt wurde. (...)

(...) Die neue Mensa ist als die zentrale Speisestätte des gesamten Erweiterungsgebiets der Universität anzusehen, ihr Einzugsgebiet umfasst künftig auch die Medizinischen Fachbereiche auf dem Schnarrenberg mit Ausnahme des Klinikpersonals, das in einem eigenen Kasino verköstigt wird. Potentielle Essensteilnehmer sind auch die Studenten, die in den Wohnheimen von der Wanne bis zum Gebiet Waldhäuser-Ost untergebracht sind. Bei der Aufstellung des Programms war demnach von ca. 8.300 Personen auszugehen:

Die Kapazität entspricht mit 6.000 Essen etwa siebenzig Prozent dieser Zahl und ist damit ausreichend auch für etwaige Erweiterungen des Institutsgebiets Morgenstelle. (...)

Die besondere Lagesituation der Mensa ist bereits eingangs kurz gestreift worden: eine enge bauliche und funktionelle Anbindung an die Institutsgruppe war erwünscht, und außerdem sollte sich der Eingang des Mensabaus einladend zum gegebenen Zugangsweg öffnen, der sich mit leichter Steigung von den Parkplätzen und von der Nordringstraße her zum Institutsgebiet hinaufzieht. Diese Bedingungen beeinflussten den funktionellen Aufbau des Grundrisses und die Gebäudeerschließung:

Das Bauwerk erhebt sich nach Süden mit zwei Geschossen zur Talseite hin, der Eingang erfolgt auf der unteren Ebene, in der neben der geräumigen Eingangshalle mit Garderobe, Informationsmöglichkeiten und Buchladen die Cafeteria mit über 300 Plätzen und im rückwärtigen Teil die Lagerzone untergebracht sind. Das obere Geschoss umfasst neben dem großen und kleinen Mensasaal den Küchen- und Verwaltungsbereich. Hier erfolgt auch die Anlieferung über den Betriebshof von Norden her, während der Fußgänger aus dem Institutsgebiet und vom Hörsaalzentrum die Mensa über einen kleinen, terrassierten Gartenhof auf der oberen und unteren Ebene erreichen kann.

Der Hauptmensasaal mit seinen 1.150 Plätzen wird über drei Aufgangstrepfen erreicht, die direkt an die Ausgabetheken heranführen, die für Menü- und Wahlessen eingerichtet sind. Im Augenblick ist das Wahlessen noch auf den kleineren Saal mit 250 Plätzen beschränkt. Der Weg zu den Abgangstrepfen führt an mehreren automatischen Rückgabebändern vorbei, die zu zwei Geschirrspülanlagen laufen, deren Betrieb weitgehend automatisiert ist. Ein Blick auf den Grundriss macht deutlich, dass die Küche mit ihren Betriebsanforderungen im Obergeschoss nahezu denselben Raum beansprucht wie die Speisesäle. (...)

Die reibungslose Beköstigung von bis zu 6.000 Personen stellt schon an einen normalen Kantinenbetrieb

große Anforderungen. Das Problem der geregelten Essensausgabe verschärft sich aber bei den Mensen zusätzlich, weil nicht mit einem geregelten Zustrom der Essensteilnehmer gerechnet werden kann, sondern die Belastung, je nach Ende der Lehrveranstaltungen, stoßweise und ungleichmäßig auftritt. Personell und technisch ist deshalb im Ausgabebereich eine erhebliche Kapazität vorzuhalten, um schnelle Bedienung zu ermöglichen. (...)

Autor: Detlef Lembke

Quelle: Attempto 57/58, 1976

Zeitzeugenberichte zur Eröffnung der neuen Mensa

Die Kapazität der Küche ist so geplant, dass täglich 5.600 Essen gekocht und ausgegeben werden können. Gegenwärtig bereitet die Küche mittags rund 2.000 Stammessen und 700 Wahlessen zu, abends etwa 200. In der Mensa Morgenstelle arbeiten jetzt 54 Mitarbeiter (...). Neben der Küche gibt es eine eigene Metzgerei, in der vier Metzger arbeiten, und eine Konditorei mit zwei Konditoren, die alle Cafeterien des



Studentenwerks in Tübingen beliefert. Zwei moderne Einrichtungen, die die Mensa Wilhelmstraße nicht kennt, seien hervorgehoben: Die Lager- und Förderanlage für Kartoffeln, die 1.000 Zentner fasst und bei Bedarf automatisch zur Schäl-Anlage transportiert; die andere ist die automatische Spül-Anlage, die mit einem Förderband die Speiseplatten in die Spülmaschine eingibt. (...)

Autor: Dr. Krlewski, Geschäftsführer

Quelle: Auszug aus der Tübinger Universitätszeitung vom Herbst 1975

(...)Ende August / Anfang September rollte Lastwagen um Lastwagen vor der Mensa an, alles wurde sachgemäß abgeladen und angenommen, aber wohin mit dem Eierschneider und der Paniermaschine, mit dem Mehlsieb und der Küchenwaage. Man stolperte über Kabel und Bauschutt, aber wo gehobelt wird, fallen Späne. Damit mussten wir uns und müssen uns noch heute abgeben (...) am 1. und 6. Oktober wurden wir dann vollzählig; lauter neue Gesichter, Gestalten, die unwissend und neugierig herumstanden und sich oft verließen, so fingen die ersten Personalprobleme an (...). Ein Wunder der Technik ist unsere Spülmaschine: Sie schluckt die ganzen Essensplatten mit Suppentassen und Besteck; ein Magnet, der ein Bestandteil ihres Innenlebens ist, hebt automatisch die Tassen und das Besteck weg und lässt sie in die gesonderte Bahn einer anderen Spülmaschine gleiten. (...)

Autorin: Gabriele Kaupp, Hauswirtschaftsleiterin

Quelle: Auszug aus der Tübinger Universitätszeitung vom Herbst 1975

Blick in den Speisesaal der Mensa Morgenstelle

Speiseversorgung im Wandel der Zeit

ein Rückblick auf 15 Jahre Hochschulgastronomie

Als Wolfgang Hospach, Leiter der Stabsstelle Hochschulgastronomie, 1995 beim damaligen Studentenwerk Tübingen anfang zu arbeiten, war allerhand anders, als es heute ist. Zum besseren Verständnis der Veränderungen sei ein Rückblick in die Vergangenheit gestattet.

Damals ...

In Tübingen gab es vier Mensen mit Essenangeboten: als große Einrichtungen die Mensen Wilhelmstraße und Morgenstelle, als kleine Mensa den Prinz Karl; dazu das Schlatterhaus als Einrichtung der evangelischen Kirche, in dessen Räumen wir unser Essen ausgaben. Die Mensa Prinz Karl und das Schlatterhaus wurden von der Mensa Morgenstelle beliefert. Die damaligen Essenbewertungen favorisierten interessanterweise immer das Essen im Schlatterhaus – obwohl es in der Morgenstelle, im Prinz Karl und im Schlatterhaus dasselbe Essen war. Entscheidend war wohl die Atmosphäre im kleinen Haus mit gemütlichem Ambiente.

Es gab damals das Menü I mit Fleisch, das Menü II vegetarisch, ein Eintopfgericht und das Wahlessen zur Kombination diverser Speisen. Für die drei erstgenannten Essen konnte täglich im studentischen Essenmarkenverkauf die gewünschte Essenmarke gegen bar erworben werden. Bedienstete mussten die Essenmarken separat – zu angekündigten, streng vereinbarten Terminen kaufen. Dabei wurde über Namen und Anzahl der ausgegebenen Essenmarken genau Buch geführt.

Man kann es sich heute kaum vorstellen, aber der Speiseplan wurde damals noch mit der Schreibmaschine geschrieben und wöchentlich ausgedruckt, verteilt und ausgelegt. In den Küchen der Mensen wurden zudem noch Produkte aus der eigenen Metzgerei verarbeitet. Fleisch- und Wurstwaren produzierten wir selbst und ließen sie über einen internen Fahrdienst verteilen. Die Wurst für die belegten Brötchen gehörte ebenso zu unserem Cafeteria-Sortiment wie Saiten sowie täglich

warmer Fleischkäse. Die Mensen wurden mit küchenfertigem Fleisch, selbstgemachten Hack oder Kassler beliefert. Der Speiseplan orientierte sich eher an gutbürgerlichen Gerichten, exotisch wurde wenig gekocht. Der Salat wurde noch selbst geputzt, ebenso die Kartoffeln geschält. Vom Kartoffelkeller aus wurden zunächst mit einer Transportschnecke die Kartoffeln in die sogenannte Gemüseküche gehoben, gewaschen und vorgeschält und über ein Laufband ausgegeben. In der Mensa Wilhelmstraße wurde in dieser Zeit noch täglich ein warmes Abendessen angeboten. Hier wurden täglich bis zu 1.000 Essen verkauft. Dazu war ein Koch mit einer kleinen Mannschaft verantwortlich. Die »Erfrischungsräume« – so wurden die Cafeterien damals noch genannt – wurden mit Kuchen, Torten, Berlinern und süßen Stücke aus der hauseigenen Konditorei versorgt.



Wolfgang Hospach, Leiter der Stabsstelle Hochschulgastronomie

Zwischenzeitlich ...

Seit den frühen 90er Jahren wurde bereits ein Essen aus biologischen Zutaten im Wahlessenbereich angeboten. Die Ware wurde hierfür extra über Großhändler zugekauft und in einem abgetrennten Bereich der Küche zubereitet. Ein vegetarisches Essen täglich war damals schon Standard. Die Mensen standen auch in hohem Maße für Veranstaltungen von studentischen und kommerziellen Einrichtungen zur Verfügung. Diese fanden zunächst in

der Mensa Wilhelmstraße statt, hier war alles von Kommerz bis Pop und Comedy vertreten; später immer mehr in der Mensa Morgenstelle. Die Mensa auf dem Berg galt als größte Halle in und um Tübingen und gab den Raum für die großen studentischen Partys ab, aber auch für riesige türkische Hochzeiten. Donnerstags und samstags im Semester war oft Party. Legendär war das »Fest auf zwei Ebenen«. Auch große festliche Bälle und Konzerte aller Art von Rock bis Orchester fanden statt. Peter Kraus und George Moustaki sind z.B. dort aufgetreten.

Auch der »Bierkeller« unter der Mensa Wilhelmstraße war durch die Jahrzehnte mit seinen diversen Pächtern – anfangs jugoslawische, dann griechische, später studentische Gruppen – als Betreiber beliebte Anlaufstelle für die jungen Leute der jeweiligen Zeit.

Und heute ...

Seit 2007 gibt es ein fusioniertes Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim, hervorgegangen aus den zuvor selbständigen Studentenwerken Tübingen und Hohenheim. Die Speisebetriebe heißen jetzt »Hochschulgastronomie« und konkurrieren heute auch mit einer Vielzahl von lokalen Gastronomie-Betrieben, die rund um die Mensen entstanden sind. Die Mensa Schlatterhaus wird nicht mehr betrieben, die Mensa Prinz Karl und die Mensa Morgenstelle wurden saniert, die Sanierung der denkmalgeschützten Mensa Wilhelmstraße hat Mitte 2019 begonnen. Die Mensen haben alle Free-Flow-Bereiche erhalten, in denen sich der Gast sein Essen selbst zusammenstellen kann. Bezahlt wird mit einer Chipkarte. Diese ist bei Studierenden gleichzeitig der Studenenausweis, Bedienstete haben eine Chipkarte ihrer Hochschule als Mitarbeiterausweis. Die Metzgerei und Konditorei sind geschlossen. Die Zutaten zur Produktion werden größtenteils küchenfertig oder halbfertig zugekauft und sind sogenannte »convenience« Produkte. Salat kommt in allen Variationen bereits fertig geputzt und gewaschen in die Küchen. Gleiches gilt für Kartoffeln, die geschält, aber roh in der gewünschten Schnitt-

form täglich angeliefert werden. Die Fertigungstiefe ist deutlich zurückgegangen, es ist eine Zulieferindustrie für küchenfertige Produkte entstanden, hochspezialisiert und kostengünstiger.

Die Dokumentationspflichten zur Hygiene sind enorm gewachsen, ein Eigenkontrollkonzept wurde eingeführt: Ein Warenwirtschaftssystem begleitet die Küche von der Speiseplanerstellung bis zur Abrechnung der bezogenen Waren. Monitore zeigen die angebotenen Speisen und listen Preis, Inhaltsstoffe und Allergene auf. Den gedruckten Speiseplan gibt es nur noch in Einzelfällen, heutzutage informieren sich die Gäste im Internet. Dafür hat sich die Vielfalt der Zubereitungen erhöht, es kommen immer mehr internationale Gerichte zum Einsatz. Der in den neunziger Jahren begonnene Bologna Prozess an den Universitäten spiegelt sich in den Mensen in der Essensvielfalt wieder.

Auch die Angebotspalette in den Cafeterien hat sich nun erweitert. Backwaren kommen weiterhin täglich frisch in die Verkaufsregale, geliefert von externen Handwerksbetrieben. Dazu kommen auch tiefgefrorene Artikel und Aufbackwaren. Warme Snacks und Wraps, Salate to go runden das Bild ab. Das Essverhalten hat sich weitreichend verändert, so dass das klassische Mittagessen eher weniger nachgefragt wird, dafür aber Produkte to go. Angebote für den kleinen Hunger boomen. Seit wenigen Jahren ist ein Trend zur veganen Ernährung, mindestens aber zur Fleischreduktion beim Essen spürbar. Fairtrade, regionale Herkunft der Lebensmittel, Nachhaltigkeit wird jetzt nachgefragt. Ernährung ist zum Lifestyle geworden. Die nächste Generation entwickelt ihren eigenen Blick auf die Essensangebote.

Was aber geblieben ist: Schnitzel mit Pommes, Käsespätzle und Linsen mit Saiten sind im Schwabenlände immer noch die ungekrönten Könige an der Essensausgabe.

Autor: Wolfgang Hospach

Libellus querulus

ein Tübinger Mensa-Kritiker

In Tübingen gab es im Jahr 1983 einen eifrigen Kritiker, der sich »Ache« nannte und das Mensaessen gegenüber dem Geschäftsführer Rudolf (»Rudi«) Pörtner sowohl destruktiv als auch konstruktiv beurteilte und mit Zeitbezug nicht sparte. Auch wenn diese Aktion fast vierzig Jahre her ist, wollen wir sie hier dokumentieren. Sehen bzw. lesen Sie selbst:

**Donnerstag, 10. März 1983
Mittags**

Nur ein voller Bauch »mit Nachschlag« kann gemäßigt demokratisch wählen! Das sollst du dir zu Wahlzeiten merken. Ich weiß jetzt was ich tue! Grober Senat: Liste der Räte VV - Kleiner Senat: GEW - Ätch! Jetzt hast Du es! Mit Nachschlag hätte ich die Liste der »Vernunft statt Ideologie« gewählt. Werde auch Du vernünftig!
ACHE

Freitag, 11. März 1983

Lieber Rudi! - Heute war das Essen wirklich ausgesprochen lecker! Nur an einigen Kleinigkeiten müßten wir Anstoß nehmen:

1. Tomatensobe gehört nicht zu Kartoffelsalat, sondern zu Spaghetti.
2. Die Bratwürstchen schmeckten penetrant nach Fisch.
3. Die Portionen waren wie üblich zu klein - die Lauferei zum Nachschlagschalter macht mit der Zeit müde - und dort sind auch die Portionen zu klein
4. Eine Frage: Warum gibt es Spanferkel nur im Wahlessen, und nicht im Stammessen? Auch ein Gast des Stammessens wünscht sich ab und zu mal Gutes!
5. Es gibt viel zu selten Apfelstrudel mit Vanillesobe! Hier gilt in besonderem Maße die Kritik von Punkt 3.
6. Es gibt zu wenig Birnen!

Das wär's für heute - bis Montag dann. - Nichts für ungut. Gell - weiter so! Gruß an die Küche. Es geht voran in dieser Mensa!

Mittwoch, 16. März 1983

Hallo Rudi!
Der Bohnensalat war aber arg daneben. Ich habe ihn gar nicht gemocht. Deshalb hat der neben mir ihn gegessen. Aber der hatte auch nicht gefrühstückt. Das Essen war kalt. Alle Kommilitonen (auch der mit dem Bohnensalat) stimmten mir lebhaft zu. Mit Verdrub sehe ich, daß du immer noch zu faul bist, in den Kummerkasten zu schauen. Damit du nicht frustriert bist, erzähle ich Dir, daß ich mich auf den morgigen Apfelstrudel freue. Das läßt hoffen. Übrigens: Die Sache mit dem Nachschlag klappt auch noch nicht! Kein Wunder, wenn du unsere Post nicht studierst. Merke Dir: Unter den Massen weilen - von den Massen lernen.
(Mao Tse Tung) Gruß ACHE

Freitag, 18. März 1983

Ja, was fällt denn dir ein! Wir sind hungrig! Weißt du warum? Tu nicht so, als würdest du nicht, worum's geht! So was scheinheiliges! - Sagt Dir das Wort »Nachschlag« irgendetwas? Na? Uns schon! Na also, jetzt weißt du es. Und was ist nun mit dem Nachschlag? Richtig! Er hat Dich mal, und schon reißt der Schlendrian ein! Wir waren wirklich fassungslos. Ich hoffe, das war ein einmaliges Versehen, sonst müßten wir uns doch überlegen, ob wir in Zukunft daheim essen. Nun ins Detail: - der Suppe fehlte nur eins: Der Geschmack - ansonsten schweigen wir heute lieber... - Trotz aller Widersprüche zu dir, wünsche ich mir ein schönes Wochenende
Gruß ACHE

Dienstag, 22. März 1983

Lieber Rudi! Wir sind beglückt! Endlich hast Du in Deinen Kummerkasten geguckt. Reuevoll gestehen wir ein, daß wir schon an Dir gezweifelt haben. Jawohl, richtig gezweifelt. Wir dachten schon, das ist nur ein Zierdekasten - so zur Dekoration. So sind wir nun voll guter Hoffnung, daß eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Dir und uns zum Wohle der Menschheit ihren Anfang nehmen wird und auch in Tübingen endlich der Aufschwung Einker hält! Nichtsdestotrotz zum heutigen Essen: Bemerkenswert und sinnvoll war diesmal die Aufteilung der Speisen auf dem Faltblatt. Bemängeln mußten wir leider:

1. Der Reis in der Suppe paßte nicht zum Reis im Hauptgericht.
2. Die Sobe war die gleiche wie gestern abend.
3. Das hat uns gewundert: Eins von 4 Hühnern hatte kleine Steinchen im Bauch. Lustig, gell! im Bauch schon, aber im Mund nicht!

Nach so viel Lob erwarten wir, daß es nächste Woche Apfelstrudel gibt. Viele Grüße auch an die Köche und Köchinnen' bis morgen
ACHE.

Mittwoch, 23. März 1983

Rudolf! Gespannt warten wir auf Deine Auswertung unserer wertvollen wissenschaftlichen empirischen Analysen. Mein Anliegen ist: Das Essen kostet mich zu viel Geld! Ich möchte gerne Eintopf essen, aber der heißt manchmal komisch und schmeckt dann auch so. Käsespätzle, Serbischer Bohnentopf! Rudi, kennst Du Milchnudeln mit Himbeersobe? Frage mal den Koch der TU Berlin, der kennt sich aus, besser als Du? Kartoffelbreiproblem: a` gibt es zu oft. b` schmeckt deshalb auch nicht besser - ich habe Zahnbluten vor Vitaminmangel. Apfelstrudel - Apfelstrudel - Apfelstrudel - Ps.: Heute gibt's wieder keinen Apfelstrudel. Sauerei! Entschuldigung. Unser Schreiber ist heute etwas indisponiert: das liegt natürlich am Vitaminmangel. Der ist da, weil es heute keinen Salat gab. Kapiert? Beim Salat gibt's übrigens auch keinen Nachschlag. Das Nachschlagproblem ist also noch immer ungelöst. Weiter: Serbisches Reisfleisch/Käsespätzle. Das sind die Eintöpfe, die gut schmecken. Wenn Du das mißverstanden hast, dann lies das bitte nochmal! Also dann tschüss.
ACHE

Mittagsuniversität

besondere Erfahrungen in der Tübinger Mensa

In diesem Gastbeitrag erinnert sich Christoph Marksches, heute ein prominenter Theologie-Professor in Berlin, an die besonderen Erfahrungen mit der so genannten »Mittagsuniversität«, einer Gruppe aus promovierenden und assistierenden Theologen, die sich regelmäßig in der Tübinger Mensa trafen.

Meine Erinnerungen an Mensen aus Studien- und Assistententagen haben wenig mit den Erfahrungen zu tun, die ich heute mache, wenn ich gelegentlich mit Studierenden oder Gästen von auswärts in eine Berliner Mensa gehe. Die Mensa der Humboldt-Universität, die ich dann meist benutze, bietet ein üppiges, sehr frisches Salatbuffet, und man rechnet mit einer aufladbaren Karte bequem an der Kasse bargeldlos ab. Neben der allgemeinen Mensa gibt es ein etwas gehobenes Angebot in einem benachbarten Lokal, das den Vergleich mit anderen Restaurants der Umgebung nicht zu scheuen braucht und nichts mehr mit der alten Professorenmensa aus realsozialistischen Tagen zu tun hat. Es schmeckt. Ganz analoge Erfahrungen mache ich auch in der Mensa der Freien Universität, aber beide Mensen werden auch von ein und demselben Studierendenwerk bewirtschaftet.

Denke ich dagegen an die Mensen meiner Studien- und Assistentenzeit – und insbesondere an die Tübinger Mensa in der Wilhelmstraße – dann fallen mir leicht verbeulte Blechtablette ein und eine mit Schutzhäubchen gekleidete ältere Dame, die kurz vor Schluss der Mittagsöffnung der Mensa mit lauter Stimme »Plaaaaate« durch den Raum ruft, um die letzten Blechtablette auf das Band in die Spülmaschine zu bekommen. Ein Salatbuffet gab es, wenn ich mich richtig erinnere, noch nicht, meist ein kleines Komponenten-Schälchen mit frischem Blattsalat und Dressing. Bezahlt wurde mit Münzen, die mancherorts in der Mitte ein Loch trugen und erlaubten, eine bestimmte Zahl von Komponenten zu dem zu ergänzen, was auf das Blechtablett mit einer großen Kelle gefüllt wurde. Meine Erinnerungen verschwimmen:

Marburg, München, Tübingen, Besuche in Gießen, Münster und Berlin (West); wenn die Unterschiede groß und Bestimmtes für einzelne Orte charakteristisch war, dann habe ich es jedenfalls vergessen. Geblieben sind in der Erinnerung nur nebensächliche Details.

Eine Ausnahme bildet die Tübinger Mensa in der Wilhelmstraße, die ich in den Jahren 1985 bis 1994 als Student der evangelischen Theologie, klassischen Philologie und Philosophie und dann als Assistent besuchte – ich nenne alle drei Studienfächer, weil der Weg zur Mensa durchaus unterschiedlich lang war: Von einer Vorlesung im Hörsaal des Philologischen Seminars hatte man es besonders leicht, da überquerte man nur die Wilhelmstraße, noch tief beeindruckt von den Vorlesungen der Gräzisten Gaiser und Kannicht (in aller ihrer Unterschiedlichkeit). Auch der Weg vom Kupferbau, in dem die meisten Vorlesungen der Theologen stattfanden, zur Mensa war nicht sehr weit; Scharen von Studierenden aus den großen Vorlesungen von Eberhard Jüngel wälzten sich vom Kupferbau zur Mensa. Niemand vertiefte sich in die Nachrichten eines Handys, beantwortete auf dem Laptop die dringendsten Mails oder besprach sich über irgendwelche Angebote aus dem Internet. Einige strickten zum nicht geringen Missvergnügen ihrer Dozierenden oder lösten Kreuzworträtsel. Die, mit denen ich vom Kupferbau, aus dem Philologischen Seminar oder sogar den weiten Weg aus dem philosophischen Institut zur Mensa machte (und später aus dem kleinen Palais neben der Stiftskirche, das die inzwischen gestrichene Professur für Sprachen und Kulturen des christlichen Orients beherbergte), kommentierten aber oft sehr leidenschaftlich das Gehörte. Nie werde ich eine Diskussion über Recht und Grenze eines erkenntnistheoretischen Konstruktivismus vergessen. Einer der Kombattanten stieß beim Diskutieren mit einer Straßenlaterne zusammen. Seit diesem Erlebnis auf dem Weg zur Mensa misstraue ich dieser philosophischen Position und votiere für maßvollen Realismus. Die Wirklichkeit kann sich einem in den Weg stellen.

Vorbereitete Blechtablette an der Ausgabelinie der Mensa Wilhelmstraße



Da das Theologicum im seinerzeit durchaus noch medizinisch genutzten Klinikviertel lag, habe ich – wenn mich nicht alles täuscht – die Mensa Prinz Karl in der Altstadt

»Denke ich dagegen an (...) die Tübinger Mensa in der Wilhelmstraße (...) dann fallen mir leicht verbeulte Blechtablette ein (...)«

ein einziges Mal besucht, sonst meist in der Wilhelmstraße gegessen. Nachdem ich zur Vorbereitung dieses Beitrags über den Bau mit seinen großen Fensterflächen und hellblauen Fenstern noch einmal nachgelesen habe, verstehe ich auch eher, warum: Damals wusste ich natürlich noch nicht, dass der Berliner Architekt Paul Baumgarten diese Mensa in den Jahren 1966 bis 1968 gebaut hatte. Aber ich fühlte mich in den hellen und hohen Räumen einfach viel wohler als in den niedrigen Gaststubenräumen der Mensa Prinz Karl. Heute weiß ich, dass mich mit gutem Grund die hellen, hohen Räume der Tübinger Mensa an Bauten meiner Heimatstadt Berlin erinnerten – der Konzertsaal der Universität der Künste ist ebenso von Baumgarten entworfen wie die Evangelische Kirche am Charlottenburger Lietzensee. Vielleicht habe ich unwillkürlich den Bau für ein Stück Berlin im Schwabenland gehalten, das mir manchmal ziemlich fremd vorgekommen ist, obwohl ich es schätzen und lieben gelernt habe.

Nach Tübingen bin ich gekommen, als ich dorthin zum Wintersemester 1985/1986 von München gewechselt war. Ich lebte in einem sehr schönen Zimmer im Erdgeschoss eines Hanghauses in Hirschau bei Tübingen. Gleich im ersten Semester besuchte ich auf Anraten meiner damaligen Freundin und heutigen Ehefrau (sie war Stifts-Stipendiatin und aß meistens im dortigen Speisesaal) eine Übung zu antiken jüdischen Syn-

agogen: »Die Synagoge in talmudischer Zeit«. Man las hebräische, aramäische und griechische Texte, studierte Inschriften und analysierte Baubefunde; die Übung wurde entsprechend auch von einem Juden und einem Archäologen angeboten. Selbstverständlich luden die beiden Dozenten die überschaubare Menge der Studierenden der Übung einmal zum Abendessen nach Hause ein (das war damals oft üblich). Bei diesem Abendessen in einer gemütlichen Dachwohnung voller Bücher in Tübingen-Hageloch stellte sich nicht nur heraus, dass der klassische Archäologe über die Kapitelle einer Synagoge am See Genezareth promovierte, die ich gut kannte. Zu meiner grenzenlosen Überraschung stammte er aus Berlin und war Absolvent eben des Gymnasiums, an dem ich auch mein Abitur abgelegt hatte. So verbrachten wir den restlichen Abend mit dem Austausch von Erinnerungen an das Kollegium der Schule und dürften auf diese Weise die übrigen Mitstudierenden nicht wenig gelangweilt haben.

Es fügte sich jedenfalls, dass ich mich im Laufe des Winters mit den beiden Dozenten anzufreunden begann, da nicht nur das Gespräch über jüdische und christliche Literatur der Antike und über die Archäologie der Alten Welt viel Vergnügen machte, sondern sich bald viele weitere Gesprächsthemen und Aktivitäten ergaben. Früh schon war in diesen Gesprächen von der »Mittagsuniversität« die Rede und von dieser Institution, die für mich untrennbar mit der Mensa in der Wilhelmstraße verbunden ist, möchte ich erzählen. Wie es sich für einen Historiker gehört, habe ich recherchiert und das mir Berichtete ebenso wie das Erinnerte überprüft. Aber wie es zu einem solchen Stück Erinnerung passt, habe ich darauf verzichtet, Namen und andere überprüfbare Details zu nennen. Denn auf diese Weise kann ich eventuell verbliebene Fehler als (vom Historiker verantwortete) literarische Freiheit erklären, mit der in nahezu jeder historischen Erzählung die Lücken der Erinnerung und fehlende Kenntnis ausgeglichen werden.

Christoph Markschies



Was war die »Mittagsuniversität«? Es handelte sich um eine Gruppe von Promovierenden und Assistierenden der Evangelischen Theologie in Tübingen, die sich jeden Tag und eher später als früher (meiner Erinnerung nach um 13:00 Uhr, also eine Stunde vor der Schließung und eine Dreiviertelstunde, bevor der martialische Ruf »Plaaaaate« durch den Raum scholl), an einem bestimmten Tisch am südlichen Ende des Hauptraumes in der Nähe der Fenster an der Schmalseite versammelte. Erst jetzt, bei den Recherchen zu diesem Beitrag, habe ich erfahren, dass man durchaus nicht einfach in die Runde mitkommen durfte. Potentielle neue Mitglieder mussten vorgestellt werden und die älteren entschieden über eine Zulassung. Eher also eine »Mittagsakademie« in der Universität. Da in der »Mittagsuniversität« zu den ungeschriebenen Regeln gehörte, dass über die in Arbeit befindliche Qualifikationsschrift nicht gesprochen werden durfte, gern in Andeutungen formuliert und um die Ecke gedacht wurde, gehörte vermutlich ein gewisser bildungsbürgerlicher Habitus zu den Voraussetzungen der Aufnahme. Aber da eben nicht nur Assistierende und Promovierende am Tisch saßen, sondern auch ein Student vor dem Examen wie ich, nahm man offenbar dazu das auf, was man für hoffnungsvollen Nachwuchs hielt oder auch einfach nett fand.

Von der Notwendigkeit, durch die Gruppe aufgenommen zu werden, ahnte ich, wie gesagt, damals nichts. Irgendwann wurde ich mitgenommen und besuchte von da an die »Mittagsuniversität« regelmäßig. Jedenfalls für drei Jahre. Als ich selbst 1988 nach dem Examen Assistent bei Luise Abramowski wurde, fehlte ich von da an dienstags, weil die Magistra – wie sie ein ihr gleichaltriger Bamberger katholischer Kollege und Freund nannte –, an diesem Tag mit mir Mittagessen ging. Und weil ich 1988 geheiratet hatte und meiner Frau in den Ort ihres Vikariats nach Mössingen gefolgt war, besuchte ich seither natürlich auch nur noch an den Tagen die »Mittagsuniversität«, die ich nicht am häuslichen Schreibtisch verbrachte.

In eben diesem Jahr 1988 kam aber die »Mittagsuniversität« zu besonderen Ehren (genauer gesagt im Dezember des Jahres): Der eine der beiden Dozenten aus der Übung zur Synagoge heiratete seine langjährige Freundin, die natürlich in Berlin lebte (und übrigens gelegentlich in eben jener Akademie der Künste Eintrittskarten verkaufte, in der Paul Baumgarten bis zu seinem Tod 1984 Mitglied war). Das Fest fand, weil die Dachwohnung in Hagelloch dafür nun doch zu klein war, in der Wohnung des anderen Dozenten in

»Alle am Tisch waren in Rollen geschlüpft und niemand gab sich selbst.«

Böblingen statt. Und wie es sich für solche Hochzeiten ziemt, gab es natürlich auch ein festliches Überraschungsprogramm für das Paar – und im Rahmen dieses Programms wurde, um die Berliner Ethnologin und Historikerin in die merkwürdigen Lebensgewohnheiten ihres Tübinger Ehegatten einzuführen, die »Mittagsuniversität« nachgespielt. Aus der Mensa in der Wilhelmstraße hatte man einige Blechtablette und, wenn mich nicht alles täuscht, auch Besteck entliehen und natürlich wurde der schrille Ruf »Plaaaaate« in Böblingen eher noch durchdringender geboten als in Tübingen. Alle am Tisch waren in Rollen geschlüpft und niemand gab sich selbst. Der judaistische Dozent spielte den Studenten Christoph Markschies, der damals vor allem Nicki Pullover trug, eine inzwischen nur noch selten zu sehende Form eines Pullovers aus Kunstsamtstoff. Damit war das wesentliche Charakteristikum des Studenten auch schon getroffen – bei einer großen Geburtstagsfeier schaute der erwähnte Neutestamentler Martin Hengel den Studenten, der ganz unpassender Weise statt eines Anzugs wieder seinen grauen Lieblingsnicki trug, an und fragte mehr

sich selbst als den Pullover tragenden Gast: »Soll ich vielleicht Nickis produzieren?« (Zum Verständnis der Szene ist es wichtig sich klarzumachen, dass der Tübinger Neutestamentler Mitinhaber eines schwäbischen Familienunternehmens war, das vor allem Unterwäsche und Schlafanzüge herstellte). Ich selbst spielte bei der erwähnten Festaufführung der »Mittagsuniversität« im Dezember 1988 einen Assistenten von Eberhard Jüngel, den ich wegen seiner Begabung und Bildung ebenso bewunderte wie fürchtete. Er gab in diesen Jahren eine Übung über mittelalterliche Logik, die sein akademischer Lehrer und Chef besuchte; ein unerhörter Vorgang in damaligen Zeiten. Dieser Assistent, damals nach meiner Erinnerung der Älteste in der Runde, liebte den Münchener Dirigenten Sergiu Celibidache, fuhr oft zu seinen Konzerten in die bayerische Hauptstadt und besuchte auch die Dirigierkurse, die der Maestro anbot. Aber wie es den Regeln der »Mittagsuniversität«, um die Ecke zu denken, entsprach, fiel natürlich niemals der rumänische Name des Künstlers. Es sollte ja in Anspielungen gesprochen werden. »Der Dirigent, der den Bruckner noch ruhiger nimmt als Günter Wand« – so wurde in der »Mittagsuniversität« formuliert. Der systematische Assistent hätte vermutlich sogar den Namen des damaligen Chefdirigenten des NDR Sinfonieorchesters nicht direkt ausgesprochen und auch ihn trefflich verschlüsselt. Diese Anspielungen wurden natürlich kunstvoll variiert: »Der Maestro, dem die Berliner den grässlichen Karajan vorgezogen haben«. Ich weiß noch, dass ich mich vor der Reaktion dessen, den ich im Dezember 1988 nachspielte, etwas fürchtete, denn er war und ist ein durchaus kritischer Zeitgenosse. Intellektuelle Fahrlässigkeit lag und liegt ihm ebenso wenig wie geistloses Scherzen. Aber zugleich habe ich ihn als sehr sensiblen Zeitgenossen mit viel Aufmerksamkeit für die Menschen, die ihm am Herzen lagen, in Erinnerung. Und ich verdanke seiner Begeisterung, dass ich 1992 unbedingt Karten ergattern wollte und ergattert habe für das erste Konzert, das Sergiu Celibidache auf

Wunsch des Bundespräsidenten Weizsäcker wieder mit dem Berliner Philharmonischen Orchester gab. Er dirigierte im Konzerthaus am Gendarmenmarkt Bruckners siebente Symphonie, exakt vierzig Jahre nach dem Bruch, der eintrat, als das Orchester nicht für Furtwänglers begnadeten jungen Vertreter entschied, sondern für den in Berlin wohlbekannten Herbert von Karajan. In den vierzig Jahren hatte Celebidache jeden Kontakt zu den Philharmonikern abgelehnt und so war das Berliner Publikum sehr bewegt, nicht nur vom Bruckner, sondern auch von der erkennbaren Ver-söhnung. Natürlich war das Konzert dann auch Thema der »Mittagsuniversität«, so wie Literatur, Theater und vieles andere mehr, was ich längst vergessen habe.

Als ich im Wintersemester 1985/1986 zur »Mittagsuniversität« stieß, war deutlich erkennbar, dass sich bereits ein erster Generationswechsel vollzogen hatte. Mit Ausnahme des systematischen Assistenten, der zur Gründergeneration gehörte, waren nach und nach jüngere wissenschaftliche Mitarbeitende und interessanter studentischer Nachwuchs dazu gekommen. Immer wieder spielte in den Gesprächen ein Grieche aus Gründungszeiten eine Rolle (auch ein Schüler von Eberhard Jüngel), den ich freilich niemals zu Gesicht bekam, weil er längst nach Griechenland zurückgekehrt war. Gleiches galt für einen Juristen mit rechtsphilosophischen Interessen und seine Frau, die, wie ich inzwischen weiß, auch zur Gründungsgeneration der »Mittagsuniversität« nach 1981 gehörten, aber längst anderswo lebten. Offenkundig spielte das interdisziplinäre Umfeld, das der Tübinger Systematiker Eberhard Jüngel anzog, eine formative Rolle bei der Entstehung des so besonderen Mittagstisches in der Tübinger Wilhelmstraße. Wenn man sich klarmacht, dass Jüngels erste Arbeiten durchaus stark von neutestamentlichen Fragestellungen geprägt waren, verwundert es auch nicht, wenn an antiken biblischen und nichtbiblischen Texten interessierte Menschen zu der Runde stießen. Der begeisterte Archäologe mittendrin wurde vermut-

lich wegen seiner menschlichen Qualitäten, aber auch wegen einer sehr ausgeprägten wissenschaftlichen Gründlichkeit integriert. Diese Gründlichkeit verband ihn nämlich mit dem systematischen Assistenten, dessen Urteil über meine schauspielerischen und sonstigen Fähigkeiten ich als Student so fürchtete. Er vermochte nicht nur bei Tisch gebildet um die Ecke zu denken, sondern drückte sich – wie sein akademischer Lehrer Jüngel – gern sprachlich ebenso gewitzt wie präzise aus: Der judaistische Assistent hatte zwei jüngere Geschwister, die der Einfachheit halber von ihm nie mit Vornamen, sondern mit den Attributen »der alte L.«, »der mittlere L.« und »der junge L.« apostrophiert wurden. Aber obwohl alle seine Kompetenz achteten und sich vor seinem Urteil fürchteten, habe ich doch von ihm keine herablassend kritische Antwort, sondern viel eher interessierte und respektvolle Rückfragen in Erinnerung.

Die geistreichen Mahlzeiten der »Mittagsuniversität« waren nie langweilig, die Zeit verging im Fluge und ohne den markanten Ruf, die Blechtablette abzulegen, hätte man noch lange weiterreden können. Was bleibt? Und vor allem: Was hat das mit dem damaligen Studentenwerk und heutigen Studierendenwerk Tübingen zu tun?

Auf den ersten Blick bleibt nicht viel. Ich erinnere mich gut, dass regelmäßig ein Mitarbeiter des Universitätsarchivs Flugblätter einsammelte, während die »Mittagsuniversität« noch in geistreichen Anspielungen deutsches Bildungsgut und Alltagsthemen verhandelte. Für mich gehört die »Mittagsuniversität« zu dem, was meine Studienzeit in Tübingen so wertvoll machte. Schon der Name »Mittagsuniversität« macht in Verbindung mit der Regel, dass nicht über die unmittelbare Tagesarbeit in der Theologie gesprochen werden durfte, deutlich, dass hier die Idee einer »Universitas Litterarum« und ihres »Studium Generale« noch ganz lebendig war. Der ebenso heitere wie ernste Um-

gang mit den bildungsbürgerlichen Traditionen am Tisch der Baumgarten-Mensa gefiel mir nicht nur – er hat meinen eigenen Umgang mit solchen Traditionen geprägt und bestimmt ihn bis heute. Und schließlich die Idee, sich zum Mittag in entsprechender Runde zu versammeln? Sie prägte nicht nur zu Zeiten Immanuel Kants in Königsberg die deutsche Universität. Die Idee ist ja in vielen Universitätsstädten hierzulande wie auch anderswo immer noch lebendig. Die »Mittagsuniversität« wirkt also fort, so oder so. Sie war außerdem kein Solitär in der deutschen Bildungslandschaft.

Und was hat das Studierendenwerk Tübingen nun mit all dem zu tun? Ich wage die These, dass ohne die heitere und offene Architektur der Mensa von Paul Baumgarten die Gedanken vielleicht nicht so hochgefliegen wären und die sprachlichen Einfälle nicht so im Raum hätten tanzen können, wie sie es konnten in den neun Jahren, die ich dort in unvergesslicher Gemeinschaft gegessen habe – so lange jedenfalls, bis der Mark und Bein erschütternde Ruf ertönte und die verbogenen Blechplatten auf das Wand gelegt wurden, nicht sehr sanft. Und nicht nur dieses Detail bleibt unvergessen.

Quelle: Ein Originalbeitrag für diese Festschrift

Über den Autor: Christoph Johannes Markschies (* 3. Oktober 1962 in Berlin-Zehlendorf) ist ein deutscher evangelischer Theologe und Professor für Antikes Christentum. Von 2006 bis 2010 war er Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit Juli 2020 ist er Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Diverse Ehrendoktoren.

Wozu Psychologische Beratung?

ein Erklärungsversuch

Psychologische Beratung war lange Zeit keine angebotene Leistung des Studierendenwerks. Warum sie aus heutiger Sicht dennoch notwendig ist, erklärt Stefan Balz, aktueller Leiter der PBS.

Seit jeher – und erstaunlich ähnlich bis heute – ist Studieren mit vielfältigen persönlichen Herausforderungen verbunden. Die Entscheidung für ein Studium im Allgemeinen und die Wahl eines Studienfachs (oder auch mehrerer Fächer) im Speziellen stellt für viele Studierende die erste große, selbst zu verantwortende Weichenstellung im Leben dar. Sie ist in der Regel von hoher Relevanz für die Identitätsentwicklung und kann bei gutem Verlauf des Studiums für viel positives Selbst-Erleben sorgen, andererseits aber auch viel Verdross und Beschwerden nach sich ziehen, wenn sich die mit dem Studium verknüpften Erwartungen und Hoffnungen nicht oder zumindest nicht ausreichend erfüllen.

Über die Konfrontation mit akademischen Anforderungen hinaus geht die Aufnahme eines Studiums für viele Studierende mit allerlei weiteren Heraus- und mitunter auch Überforderungen einher. War für die meisten bislang die Herkunftsfamilie der Lebensmittelpunkt, gilt es – sofern die Hochschule nicht vom Elternhaus aus besucht wird – nun, sich zumindest partiell vom bisherigen Lebensumfeld zu verabschieden und einen neuen Lebensmittelpunkt zu schaffen und zu gestalten. Neben der Überwindung praktischer und mitunter hoher Hürden wie dem Erlangen eines Studienplatzes, dem Finden einer Wohnung oder eines Zimmers und der Sicherstellung einer hinreichenden finanziellen Lebensgrundlage, gilt es, am neuen Ort ein soziales Netz aufzubauen, was für viele Studierende eine nicht zu unterschätzende Aufgabe darstellt. Großen Chancen hinsichtlich der Entwicklung von Autonomie und des Erlebens von Selbstwirksamkeit stehen Risiken von Scheitern, Enttäuschung und sozialer Vereinzelung entgegen.

Die Gesamtheit der Anforderungen hat für einen nicht geringen Teil der Studierenden zur Folge, dass der Lebensabschnitt des Studiums keineswegs ein immer einfacher und unbeschwerter ist, sondern mit teils erheblichen psychischen Beanspruchungen einhergeht.

Die psychische Gesundheit Studierender war im anglo-amerikanischen Raum bereits in den 1950er Jahren Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Im deutschsprachigen Raum wurde die psychische Situation Studierender erstmals 1954 vom Deutschen Studentenwerk aufgegriffen und ab Mitte der 1960er Jahre vermehrt diskutiert. Schon damals war zu erkennen, dass viele Studierende unter psychischen Beeinträchtigungen litten und insofern ein Bedarf an psychotherapeutischer Unterstützung gegeben war. Damit einher gingen Forderungen nach psychologischen bzw. psychotherapeutischen Beratungsstellen an den Hochschulen, die beginnend in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre zunehmend eingerichtet wurden. Die meisten psychologischen, psychosozialen oder psychotherapeutischen Beratungsstellen an deutschen Hochschulen werden von den jeweils ortsansässigen Studenten- und Studierendenwerken betrieben.

Autor: Stefan Balz



Stefan Balz, Leiter der PBS

Kurzmeldungen aus dem StuWe

Thomas-Müntzer-Scheuer in Hohenheim eingeweiht

Zum Gedenken an den Bauernführer und Freiheitshelden Thomas Müntzer, der während des deutschen Bauernaufstandes am 27. Mai 1525 hingerichtet worden ist, hat die Studentenschaft der Universität Hohenheim am vierhundertfünzigsten Jahrestag dieses geschichtlich bedeutsamen Ereignisses vor kurzem ihr neues Kommunikationszentrum eingeweiht. Die »Thomas-Müntzer-Scheuer, in der früher Schafe untergebracht waren und Stroh gelagert wurde, wurde mit einem Aufwand von etwa 250.000 Mark ausgebaut und soll künftig eine Begegnungsstätte für die 2.200 Studenten der Universität Hohenheim mit der Bevölkerung und der arbeitenden Jugend sein.

Quelle: Stuttgarter Zeitung vom 4. Juni 1976

Reutlingen hat eine neue Mensa

Für die rund 4.000 Studenten der Pädagogischen Hochschule und der Fachhochschule Reutlingen ist jetzt eine neue Mensa eröffnet worden. Der aus dem Mensa Programm des Landes finanzierte und seit 11 Jahren geplante Bau hat – wie der Leiter des Tübinger Studentenwerk Wolfgang Kralewski erläuterte – 16,4 Mio. Mark gekostet. Die bisherige Mensa, die mit 2.000 Essen völlig überlastet gewesen war, ist für das Fach Technik vorgesehen. Man geht davon aus, dass künftig mindestens 50 – 60 Prozent der Studenten in der Mensa essen werden.

Quelle: Stuttgarter Zeitung vom 11. Januar 1977

Thema »Franzosenwohnungen«

Seit dem 6. Dezember 1979 steht es fest: die leerstehenden bisher von Angehörigen der französischen Streitkräfte genutzten Häuser an der Ludwig- und Eugenstraße werden von der Stadt Tübingen gemietet. Ein Haus mit 16 Wohnungen (Eugenstraße) will die Stadt selbst nutzen, um dort Obdachlose und

Asylanten unterzubringen. Das Haus Ludwigstraße 15 mit 30 Zimmern wird an das Tübinger Studentenwerk e.V. untervermietet. Über das dritte Haus Eugenstraße mit knapp 50 Zimmern soll ein Mietvertrag mit dem Studentenwerk abgeschlossen werden.

Seit der Besetzung wird landauf landab die Meinung vertreten, dass nur durch diese zwar nicht legale, aber doch legitime Aktion neuer Wohnraum für Zimmer suchende Studenten erschlossen worden sei. Die bürokratischen Wege hätten wieder mal nicht zum Ziel geführt. Diese Auffassung ist unrichtig: nachdem sich Stadt, Universität und Studentenwerk, Landtags- und Bundestagsabgeordnete, Gemeinderatsvertreter und Bürger seit Monaten bei den zuständigen Bundesstellen und den französischen Behörden um die Freigabe der Wohnungen bemüht hatten, stand vor Ende November fest, dass die Wohnungen in aller Kürze den deutschen Stellen übergeben werden sollten.

Quelle: Auszug aus dem Info des Studentenwerks vom Dezember 1979

Die neue Mensa in Hohenheim

Am 14. Oktober 1985 wurde die neue Mensa den Studenten als neuer Mittelpunkt auf dem Campusgelände übergeben. Die Universität Hohenheim ist eine reine Campus-Universität, deren Gestalt geprägt wird durch das frühklassizistische Schloss und die ausgedehnten Parkanlagen. Das Baugrundstück für den Neubau der Mensa liegt unmittelbar westlich vom Schloss am Ende der historischen Achse Grabenstraße. Die Mensa sollte sich in dem heterogenen Gefüge von unterschiedlichen Gebäuden nicht an einen vorhandenen Bautypus anlehnen, sondern es sollte ein neuer Haustypus mit eigenständigem Stimmungswert gefunden werden. (...) Es wurde ein Haus, dessen Gestalt vom Dach geprägt wird und dessen Grundriss sich ebenerdig mit der Landschaft verbindet. Im

Erdgeschoss der Eingangs- und Foyer-Ebene sind zwei getrennte Speisesäle mit zusammen 600 Plätzen sowie eine Cafeteria mit 300 Plätzen untergebracht, im Untergeschoss eine zentrale Spülküche sowie Personalumkleide-, Lager- und Technikräume.

Quelle: Aus einer Mitteilung der OFD



Die Mensa Hohenheim

Modellversuch »Künstler an Hochschulen«

Das Studentenwerk Tübingen ist Träger des Modellversuchs »Künstler an Hochschulen« der zum Jahre 1986 für die Universität Tübingen und die Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in Reutlingen eingerichtet wurde. Der Modellversuch ist auf einen Zeitraum von 5 Jahren angelegt und soll 1990 abgeschlossen werden. Jährlich stehen Mittel in Höhe von 50.000 DM zur Verfügung, die je zur Hälfte vom Bund und vom Studentenwerk aufgebracht werden. Ziel des Modellversuchs besteht darin, das kulturelle Angebot für Studenten dadurch anzureichern, dass Künstler an die Hochschulen geholt werden, um mit studentischen Gruppen künstlerische Aktivitäten zu entwickeln. Dabei sollen unterschiedliche Kunstrichtungen wie bildende Kunst, Theater, Musik, Foto und Video, Pantomime, Tanz usw. berücksichtigt werden.

Quelle: Aus Info des SW Tübingen

Studentenwerk kauft Wohnheim der Arbeiterwohlfahrt mit 120 Plätzen

Am 8. August 1990 wurde der Kaufvertrag zwischen den Herrn Bauer und Seifert, den Inhabern einer Ludwigsburger Immobilienfirma, und dem Studentenwerk Tübingen über den Erwerb des Studentenwohnheims Hartmeyerstraße 2 in Tübingen, des bisherigen Wohnheims der Arbeiterwohlfahrt, unterzeichnet. Zum Preis von 3,0 Mio. DM geht das Wohnheim nach langwierigen Verhandlungen auf das Studentenwerk über und bleibt damit als Studentenwohnheim mit sozialer Mietgestaltung erhalten. Mit der Vertragsunterzeichnung endete nach fast 4 Monaten ein Drama, das Anfang April durch die Ankündigung der Arbeiterwohlfahrt eingeleitet wurde, das 1965 errichtete Gebäude an einen privaten Interessenten verkaufen zu wollen.

Quelle: Auszug aus dem Info des Studentenwerks vom September 1990

Neues Wohnheim in Reutlingen

Das neue Wohnheim in Reutlingen ist Anfang Dezember bezugsfertig und verfügt über 107 Plätze. Es ist mit einem kleinen Gästehaus der Fachhochschule für auswärtige Dozenten verbunden. Die Lage des neuen Heims ist äußerst günstig, da es unmittelbar neben den Hochschulgebäuden liegt und eine gute Verkehrsanbindung zur Stadt besteht. Das Gebäude fällt durch seine unkonventionelle Form ins Auge: sie soll – so Architekt Bidlingmaier – anzeigen, dass den jungen Menschen über die Erfüllung der Grundbedürfnisse des Wohnens hinaus die Möglichkeit gegeben werden soll, selbst ihre Kommunikationsformen zu entwickeln und zu gestalten. Sie können sich zurückziehen in eine abgeschirmte Arbeitsklausur und persönliche Ruhezone, sie können durch die Zusammenfassung von 5–6 Einzelzimmern zu einer Wohngruppe eine lockere und enge Gemeinschaft um ihre Wohnküche bilden, diese ist zur Galerie orientiert.

Quelle: Aus dem Info des Studentenwerks 11/92

Die Erdhügelhäuser

unterirdisches Wohnen in der Fruwirthstraße seit 1983

Die Grasdach- und Erdhügelhäuser in der Fruwirthstraße wurden unter dem Gesichtspunkt der passiven Solar-Architektur von dem Architekten H. Schmitges aus Mönchengladbach gebaut (DECHAU, 1987). In dem Wohnheim sind 158 »Studentenbuden« untergebracht. Die Gebäude liegen, was man nur von der Nähe sieht, in einer leichten Mulde, so dass die drei- bis viergeschossige Bauweise niedriger erscheint. (...) Im rückwärtigen Bereich wurden die Häuser bis hinauf zum Dach von Erdhügeln schützend umgeben. (...) Die Sonnenseite liegt jeweils in einer Mulde. Je zwei zu einer Gruppe zusammengefassten Häusern ist ein Feuchtbiotop zugeordnet, das die Tag/Nacht Temperaturdifferenz absenkt und das noch nicht versickerte Regenwasser aufnimmt. Außerdem ist solch ein Teich auch eine Augenweide. ... Eine ganze Reihe von Einzelüberlegungen im ökologischen Sinne von Energieeinsparung sind bei der Entwurfsarbeit maßgebend gewesen:

- Rückwärtige Umhüllung durch Erdhügel und Grasdächer sollen die Transmissionswärmeverluste vermindern
- Grasdächer reduzieren den Wartungsaufwand. Man kann so ein Grasdach zwar nicht total sich selbst



überlassen, aber es reicht, einmal jährlich unerwünschte Bäumchen und Büsche zu »jäten«.

- Durch die Grasdächer wird eine Menge des anfallenden Regenwassers reduziert, weil durch die »Schwamm-Wirkung« Spitzenbelastungen nach Regenschauern nivelliert werden.
- Durch Rankpflanzen mit Abstand vor der Fassade wird (wenn die Pflanzen einmal da sind) eine Zone mit geringerer Luftzirkulation unmittelbar vor der Fassade geschaffen: Wärmeverluste durch Windauskühlung werden reduziert
- Fenster sind nur zur Sonnenseite orientiert. Das bedeutet - vor allem bei im Winter tief bis in die Räume hineinscheinender Sonne - passive Nutzung der Sonnenenergie
- Die Anzahl der zu öffnenden Fenster ist auf das erforderliche Minimum reduziert. Das reduziert auch die Wärmeverluste durch Fugen.
- Die Teiche vor den Südfassaden gleichen die Tag/Nacht-Temperaturdifferenzen aus und schaffen ein ausgeglichenes, besseres Klima für die Studentenzimmer
- Aufwendungen für die Kanalisation konnten minimiert werden, weil durch Gründächer, Teiche und unversiegelte Oberflächen die Spitzenbelastungen nach heftigen Regenschauern größtenteils durch Speicherung vermindert werden können
- Durch Glastüren erhalten die rückwärtigen Korridore und das Treppenhaus Licht indirekt durch die Studentenzimmer. Simple Vorrichtungen, die beim Verlassen der Bude zwangsläufig geöffnet bleiben, lassen sich von innen leicht vorschieben, um den Einblick zu behindern.



Blick auf eines der 6 Häuser, die in Erdhügel »hineingebaut« wurden

Viele der Bewohner unterlaufen allerdings diesen Trick, indem sie die Glastüren mit Plakaten oder ähnlichem bekleben. Dadurch fällt dann eine Schattenseite des Konzepts besonders auf: Korridore, Treppenhäuser und im Split-Level jeweils acht bis zehn Studentenzimmern zugeordnete Küchen-/Gemeinschaftsräume liegen - abgesehen von dem Licht des zwar üppig bemessenen, pyramidenförmigen Glasdachs über dem Treppenhaus - ziemlich im Dunkeln. Jedenfalls für die unteren Geschosse wird es problematisch. (...)

Quelle: Internetseite der Landeshauptstadt Stuttgart, Amt für Umweltschutz

Der Streit um die Eugenstraße

ein Studentenwohnheim erhitzt die Gemüter

Ein einschneidendes Ereignis für das Studentenwerk war der Baubeginn für zwei Familien-Wohnhäuser in der Eugenstraße am 3. Oktober 1989. Das Studentenwerk plante, auf freiem Gelände der Grundstücke Ludwigstraße 15 und Eugenstraße 55/57, die beide ursprünglich der Unterbringung von Angehörigen der französischen Streitkräfte in Tübingen dienten, Wohnraum für Studenten zu errichten. Die Bewohner der Eugenstraße 55/57 und der »Lu 15« und ihre Unterstützer hielten den Plan, der von der Stadt Tübingen genehmigt war, für unvertretbar. In monatelangen Verhandlungen unter Federführung des Unipräsidenten Theis wurde um das Projekt gerungen. Nachdem das Studentenwerk angekündigt hatte, Anfang Oktober mit dem Bau zu beginnen, wurde auf dem Baugelände eine Barrikade errichtet. Über den weiteren Ablauf informieren ein paar Auszüge aus Zeitungsberichten. 1989 war dieses Thema das, zu dem beim »Schwäbischen Tagblatt« die meisten Leserbriefe eingegangen waren. Seit nunmehr dreißig Jahren wohnen in dem Komplex studentische Familien mit Kindern.

Der Streit um ein geplantes Studentenwohnheim in Tübingen ist am Dienstagvormittag eskaliert. Zwischen Angehörigen der autonomen Szene und der Polizei kam es auf der Straße zu heftigen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf 26 Personen vorläufig festgenommen wurden. Gegen sie und weitere Anwohner eines ehemals besetzten Hauses in der Südstadt laufen nun Ermittlungen wegen Widerstands gegen Vollstreckungsbeamte und wegen Raubs eines Polizei-Sprechfunkgeräts. Außerdem prüft die Polizei den Verdacht des Landfriedensbruchs.

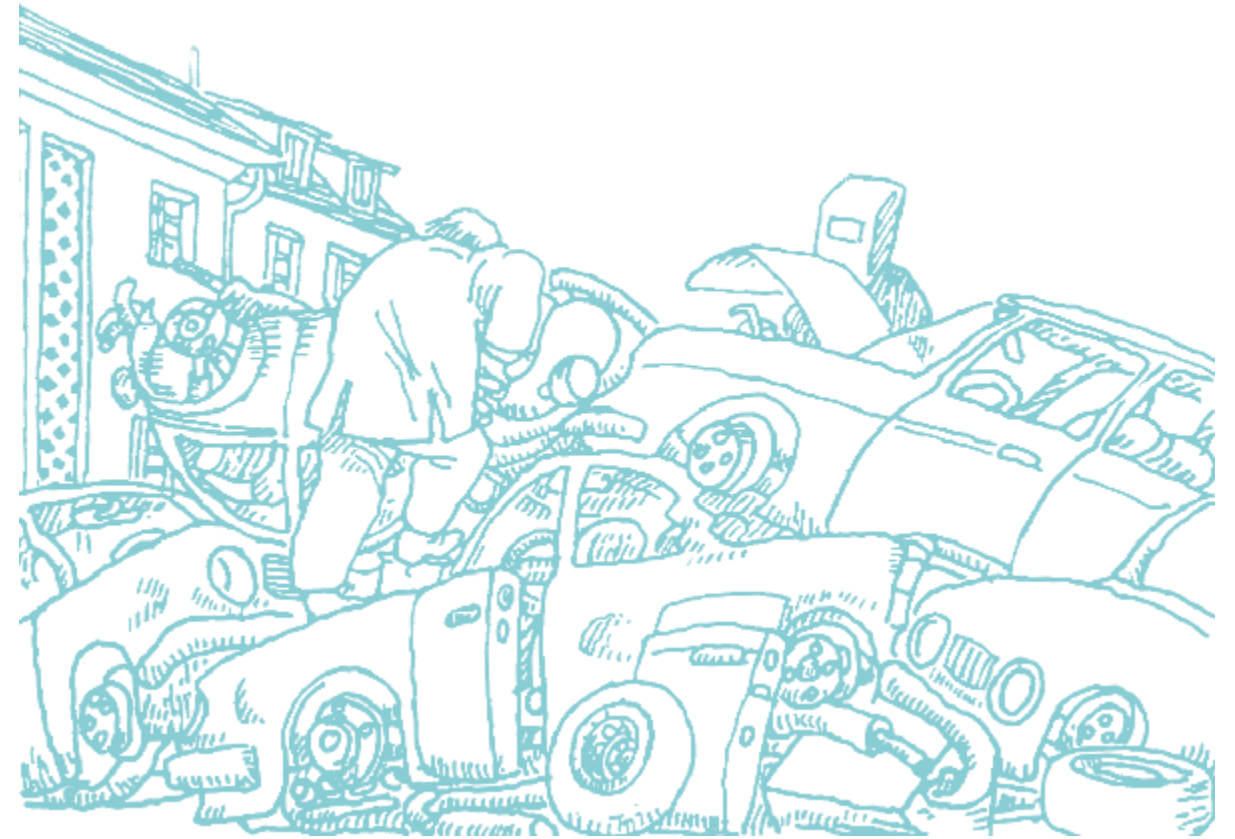
Gestern Vormittag ließ die Stadt Tübingen die von Bewohnern des Hauses Ludwigstraße 15 und ihren Sympathisanten errichtete Schrott-Barrikade aus etwa 25 Autowracks, Kühlschränken, Möbeln und sonstigem

Altmaterial beseitigen, mit der die Zufahrt zu dem Hofgrundstück blockiert werden sollte. Das im Dezember 1979 von jungen Leuten widerrechtlich besetzte damals querstehende Haus gehört seit dem 1. April 1989 dem Studentenwerk ebenso wie das bereits 1988 gleichfalls aus Bundesvermögen erworbene benachbarte Mietshaus Eugenstraße 55/57, die beide seither an die Bewohner vermietet sind, die allerdings bisher die Miete nicht oder teils nicht bezahlen. Angesichts der bestehenden studentischen Wohnungsnot will das Studentenwerk auf dem Hofgrundstück hinter diesen beiden Gebäuden ein Studentenwohnheim für 72 Studenten bauen. Dagegen wehren sich die 27 Bewohner und ihre Freunde mit allen Mitteln, weil sie den Hofraum behalten und keine »Betonwüste« hinterm Haus haben wollen.

Quelle: Auszug aus Stuttgarter Zeitung vom 4. Oktober 1989

Nur mit Polizeischutz konnte das Studentenwerk gestern das Baugrundstück für seinen bereits genehmigten Wohnheimbau räumen und die künftige Baustelle einzäunen lassen, weil die renitenten Mieter in den beiden Nachbarhäusern ihres Hinterhofs eine Barrikade aus 25 Schrottautos aufgetürmt hatten ... Drohbriefe an Baufirmen und an den Geschäftsführer des Studentenwerks als dem Bauträger für das neue Heim lassen ebenfalls wenig Gutes erwarten. Die Barrikade ist jetzt zwar fort, nicht gewichen ist aber der Wille zum Widerstand gegen das Bauvorhaben bei den Nachbarn vor allem des Hauses in der Ludwigstraße 15 ... Die Bewohner haben aus der Erfahrung, dass der Staat bei entschlossenem Widerstand immer wieder einmal zurückwich, offenbar den falschen Schluss gezogen, dass es in der Tübinger Südstadt eine Art rechtsfreien Raum gebe. Das lässt nicht auf Solidarität der streitbaren Mieter mit den wohnungssuchenden Studenten hoffen, sondern eher weitere Konfrontationen befürchten.

Quelle: Auszug aus der Stuttgarter Zeitung vom 4. Oktober 1989



(...) Dass ihn, wenn er sich in der Öffentlichkeit bewegt, Passanten mit der Geste des Halsabschneidens bedenken, dass ihm zugerufen wird : »Ach der Pörtner, dass der sich noch auf die Straße traut«, »das ist zwar gar nicht schön« so der Studentenwerkschef, aber so etwas müsse man halt wegstecken. Ein Päckchen ohne Absender aber, das ihm in der vergangenen Woche zugestellt wurde, das ging ihm dann doch zu weit. In der Sendung war nämlich nichts anderes als ein Drohbrief (»Pörtner, pass auf, bis Deine Falle auch zuschnappt!«) und eine tote Ratte (...) Es ist ja wirklich zuallermindest fraglich, ob solche Päckchen – falls es einen Zusammenhang mit der Ludwigstraße gibt – irgendetwas dazu beitragen können, den politischen Konflikt um das Selbstbestimmungsmodell in der Lu 15 zu lösen.

Quelle: Auszug aus dem Schwäbischen Tagblatt vom 13. Dezember 1989

Schwieriger erster Spatenstich fürs neueste Werk des Studentenwerks...
Zeichnung: Sepp Buchegger

Verdiente Persönlichkeiten

Georg Obieglo

Zusammen mit dem damaligen Rektor Prof. Wenzel von der PH Reutlingen waren wir beide abwechselnd Vorsitzende der Vertreterversammlung. Nach dem Schließen der PH war ich das dann allein bis zu meinem Ruhestand 2006. Meine subjektiven Erlebnisse dort: Ich war gelinde entsetzt über die Aufmüpfigkeit und Frechheit in der Argumentation einiger Studentenvertreter gegenüber Präsident Theis. Mit mir gingen sie »handsamer« um. Wahrscheinlich war ich als kleiner »Pimpelmeier« für die Studiosi in Tübingen nicht satisfaktionsfähig!

Präsident Theis kam am Anfang jedes Mal 10 bis 15 Minuten zu spät zu jeder Sitzung. Als Vorsitzender fing ich jedoch »Punkt« an, also kein akademisches c.t. Nach etlichen Sitzungen war auch der Präsident um Punkt anwesend! Einmal besuchte mich Präsident Theis in Reutlingen an der FH in meinem Büro. Er war ja starker Raucher. Höflich fragte er an, ob er im Büro bei mir rauchen dürfe. Ich untersagte es ihm mit dem Hinweis auf den Teppichboden in meinem Rektorat und dem dann über Tage anhaltenden Rauchergeschmack in der Luft. Er hat es stets akzeptiert. Meine liebe Frau konnte es einfach nicht glauben, dass ich ihm das Rauchen untersagt hatte. Später habe ich sogar die Ehre erhalten, einen Artikel in der Uni-Postille zu veröffentlichen. Das Eis war gebrochen. Mit seinen Nachfolgern Hans Werner Ludwig, Eberhard Schaich und Bernd Engler war das Verhältnis bis heute sehr herzlich. Ich werde vom jetzigen Rektor immer wieder an die Uni eingeladen, obwohl ich ja schon so lange aus dem »Geschäft« bin. Das freut mich ungemein!

Über den Autor: Jahrgang 1940 in Schlesien, aufgewachsen im Kreis Bayreuth, ab 1961 Studium der Verfahrenstechnik an der TH München. Seit 1971 Dozent an der Ingenieurschule Reutlingen, 1978 Promotion zum Dr.ing. an der TU Stuttgart, von 1981 bis 2006 Rektor der Hochschule Reutlingen.

Irmgard Priester

Es muss Mitte der 70er Jahre gewesen sein, als ich seitens der Staatlichen Hochschule für Musik Trossingen in die Vertreterversammlung des damaligen Studentenwerks Tübingen gewählt wurde. Ich erinnere mich an die erste Sitzung im altherwürdigen Senatssaal, dessen Wände mit allen Magnifizenzen der Universität Tübingen geschmückt waren.

In den Sitzungen der Vertreterversammlung ging es in der Hauptsache um Angelegenheiten der Universität Tübingen und der Hochschule Reutlingen, Belange der Musikhochschule Trossingen waren eher selten. Der Parkraum in Tübingen war bereits damals sehr eingeschränkt, die Folge davon war, dass ich fast nach jeder Sitzung einen Strafzettel an meinem Wagen vorfand.

1978 war die Stelle des Leiters des Studentenwerkes ausgeschrieben, Rudolf Pörtner hatte sich beworben und wurde, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, einstimmig gewählt. Herr Pörtner nahm sich kurz nach seiner Amtseinsetzung einen Tag Zeit, um mir verschiedene Einrichtungen des Studentenwerks Tübingen zu zeigen. Wir waren im damals ganz neuen »Waldhäuser Ost«, zum Mittagessen in der Mensa Morgensstelle und zum Kaffeetrinken in der Mensa Prinz Karl. Es war ein hochinteressanter und informationsreicher Tag für mich. Sehr gerne erinnere ich mich an diese Zeit.

Ich wünsche dem Studentenwerk Tübingen-Hohenheim alles Gute für die kommenden Jahre und ein segensreiches Wirken für die Studierenden der dem Studentenwerk angehörigen Universitäten und Hochschulen.

Über die Autorin: Prof. Irmgard Priester studierte an der Hochschule in Trossingen, später in Stuttgart und Freiburg Klavier und Liedgestaltung. Sie konzertiert hauptsächlich als Kammermusik- und Liedpianistin. Irmgard Priester hat seit 1981 eine Klavierprofessur an der Musikhochschule in Trossingen.

Adolf Theis

Adolf Theis hat als Vorsitzender des Verwaltungsrates auch die Arbeit des Studentenwerks entscheidend beeinflusst. Für ihn war der Zuständigkeitsbereich des Studentenwerks kein fremdes Terrain, es war ein besonderer Bezirk auf der großen Landkarte der Universität. Wichtige Entscheidungen konnten nur mit seiner Zustimmung getroffen werden, im täglichen Kram ließ er dem Geschäftsführer und seinen Mitarbeitern freie Hand. Auch das Studentenwerk hat von seiner Weitsicht, seinem Einfallsreichtum und seinem Durchsetzungsvermögen profitiert.

Am 24. Dezember 2013 ist Adolf Theis, Präsident der Universität Tübingen von 1972 bis 1995, nach kurzer schwerer Krankheit verstorben ... Präsident Theis, gebürtiger Badener, hatte nach dem Studium der Rechte in Heidelberg und Freiburg und den juristischen Staatsexamen bereits eine umfassende berufliche Erfahrung in der Landesverwaltung, danach im Bundeswissenschaftsministerium und im Bundeskanzleramt vorzuweisen, als er nach mit großer Mehrheit erfolgter Wahl am 1. Oktober 1972 im Alter von 39 Jahren das Amt des Präsidenten der Universität übernahm. Adolf Theis trat das Präsidentenamt unter außerordentlich schwierigen Rahmenbedingungen an ... Einen wichtigen Abschnitt in dieser Phase bildete das glanzvoll verlaufene, mit zahlreichen hochrangigen Kongressen wissenschaftlich hoch erfolgreiche 500-jährige Universitätsjubiläum im Jahr 1977. Auch ein zweites Ziel, die Reform der Universitätsverwaltung, konnte in dieser Phase erfolgreich vorangebracht werden. Aus der klassischen Rektoratsverwaltung schuf Präsident Theis auf dem Hintergrund seiner vorausgehenden Erfahrungen eine umfassende leistungsfähige Dienstleistungsorganisation für die Wissenschaft. Ein weiterer erfolgreicher Schwerpunkt der Tätigkeit von Herrn Theis war der Ausbau und die Pflege internationaler Beziehungen. (...)

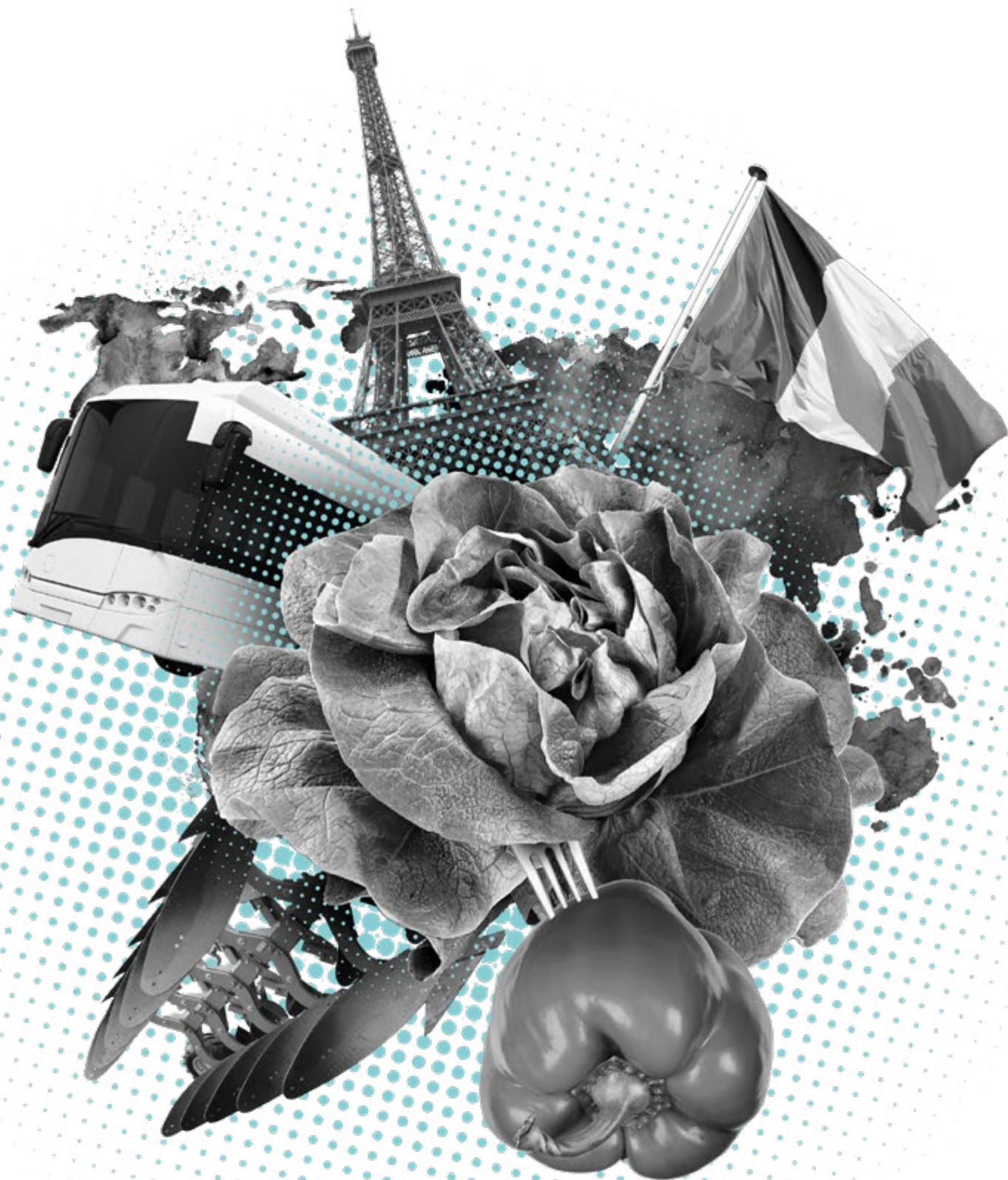
Mit seinem für Außenstehende unvorstellbarem persönlichen Einsatz, jederzeitiger Ansprechbarkeit, mit seiner Bereitschaft zum Diskurs und zum Zuhören, mit Geduld und Gelassenheit, mit Gespür für den richtigen Augenblick, mit einer stupenden Kenntnis von Personen und Institutionen und mit Überzeugungskraft hat er die Geschicke der Universität 23 Jahre mit nachhaltiger

»Adolf Theis trat das Präsidentenamt unter (...) schwierigen Rahmenbedingungen an...«

Wirkung bis heute geprägt, den Grund für ihre heutige Geltung mit gelegt und dabei immer den Grundkonsens auch bei konfliktträchtigen Entscheidungen zu wahren vermocht. Die Universität hat ihm für seine Verdienste 1995 die Würde des Ehrensenators verliehen. Sie hat allen Grund, seiner in Respekt und Dankbarkeit bleibend zu gedenken.

Autoren: Ingrid Gamer-Wallert und Georg Sandberger

Quelle: Nachruf Newsletter Uni Tübingen aktuell Nr. 1/2014: Leute



1992 bis 2007

Blick über den Tellerrand

Zunehmende Internationalisierung des Studierendenwerks

Mein Name ist Laura Königfeld, ich bin 20 Jahre alt und studiere im zweiten Semester Französisch und Geschichte auf Lehramt an der Universität Tübingen. Für diesen Studiengang habe ich mich entschieden, weil ich die französische Sprache und Kultur liebe. Mit meinen Eltern waren wir fast jeden Sommer in Frankreich, meist an der Atlantikküste. Nach dem Abitur arbeitete ich für ein Jahr in Paris als Au-pair bei einer Familie mit drei Kindern – es war total aufregend, in einer Stadt wie Paris zu leben.

Denn eigentlich komme ich aus Balingen, einer Kleinstadt auf der Schwäbischen Alb. Hier in Tübingen zu wohnen, finde ich klasse. Mit den vielen Studierenden überall ist immer was los und mit dem Semesterticket kommt man einfach und günstig zur Vorlesung oder zur WG-Party. Passenderweise wohne ich in einem Wohnheim im Französischen Viertel. Die Gebäude hier gehörten früher zur Hindenburgkaserne, die bis Anfang der 90er Jahre vom französischen Militär genutzt wurde. Jetzt wohnen hier knapp 600 Studierende in den ehemaligen Kasernengebäuden.

In unserem Viertel ist viel geboten: Es gibt eine Studentenbar, einen Musikraum, einen Kinosaal, eine Werkstatt, einen Raum mit Dartscheibe und Billardtisch und natürlich einen Raum für Partys. Es wird einem also nicht langweilig, und man kann immer und überall Kommilitonen treffen. Wenn wir Lust haben, können wir sogar einen Stocherkahn ausleihen und damit den Neckar entlangfahren.

Eine solche Stocherkahnfahrt durften vor einigen Wochen auch einige Franzosen erleben. Sie waren beim Studentenwerk Tübingen zu Gast und arbeiten selbst für den CROUS Aix-Marseille. Der CROUS ist das Pendant zum hiesigen Studentenwerk. Seit Jahrzehnten gibt es einen engen Austausch zwischen beiden Institutionen. Mal fahren einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Tübingen für einige Tage nach Aix-en-Provence. Dann wiederum kommen einige Franzosen nach Tübingen. Ich war während des Austauschs als Dolmetscherin aktiv und konnte mir so etwas dazuverdienen. Ich arbeite bereits fürs Studentenwerk als Tutorin und betreue internationale Studierende bei ihrem Start hier in Tübingen. Ich begleite sie zum Beispiel bei der Anmeldung aufs Rathaus, zeige ihnen alles Wichtige an der Uni oder gehe mit ihnen ins Kino. Es macht großen Spaß, Studierende aus anderen Ländern kennenzulernen, und ich freue mich schon auf mein Auslandssemester in Frankreich in einem Jahr.

Während der französischen Austauschwoche fand in den Mensen eine französische Woche mit leckeren Gerichten aus unserem Nachbarland statt. Das habe ich mir natürlich nicht entgehen lassen und war in dieser Woche gleich drei Mal in der Mensa. Neben verschiedenen Arten von Flammkuchen gab es an einem Tag Lammragout provenzalischer Art und an einem anderen Tag Coq au vin. Manchmal habe ich dann doch wieder Lust auf richtig leckeres schwäbisches Essen. Dann setze ich mich in den Zug und fahre nach Hause zu meinen Eltern. Da schmeckt es dann doch am besten!

Autorin: Nicole Lang

Eine frühe Luftaufnahme
des Französischen Viertels



Schwerter zu Pflugscharen

studentisches Wohnen im Französischen Viertel

In Tübingen ergaben sich Anfang der 90er Jahre starke Veränderungen auf dem Wohnungsmarkt vor allem dadurch, dass die Präsenz der französischen Truppen zurückgefahren wurde. Mit der Aufgabe der Thiepval-Kaserne kamen Gebäude in dieser Umgebung und im Bereich Eugenstraße/Ludwigstraße hinzu. Als Anfang der 1990er-Jahre auch die Hindenburg-Kaserne geräumt wurde, konnte das Studentenwerk hier rund 600 Plätze für Studenten schaffen. Der nachfolgende Gastbeitrag von Gabriele Steffen und Andreas Feldtkeller beleuchtet den Prozess der Planung und Umsetzung im französischen Viertel.

Universität & Stadt

Zu den am häufigsten zitierten Aussagen über Tübingen gehört sicher der Satz von Walter Jens »Tübingen hat keine Universität, Tübingen ist eine Universität«. Stadt und Universität scheinen unauflöslich miteinander verflochten, überall in der Stadt trifft man auf die Uni, die Uni gehört nicht der Stadt, eher wird die »Universitätsstadt« in einer Reihe mit Dienstleistern wie Unibibliothek, Uniwäscherei, Universitätsbäckerei gesehen. Auch studentisches Wohnen hat von Beginn an die Stadt geprägt, in unterschiedlichen Formen – als Mitwohnen im professoralen oder Tübinger Familienhaushalt, in jüngerer Zeit zunehmend in WGs, die inzwischen längst zum lukrativen Renditeobjekt von Immobilieninvestoren geworden sind. Und dazu gehören wesentlich die Wohnheime, erst mitten im Herz der Stadt entstanden, dann der städtebaulichen Entwicklung der Universität folgend aus der Innenstadt heraus in zunehmend eigenen Bereichen, wo man unter sich ist und mit der Stadt nicht viel zu tun hat.

Die Südstadt – das »Jenseits«

Und dennoch gibt es in Tübingen Bereiche, in denen von der Universität kaum etwas zu merken ist: nicht nur die im 20. Jahrhundert eingemeindeten, früher selbständigen Dörfer, sondern ein großer Teil des Tübinger

Stadtgebietes, insbesondere die Tübinger Südstadt, im »Jenseits« der Stadt. Von der Altstadt durch Neckar, Bahnlinie und Bundesstraße getrennt, war sie funktional und sozial immer sehr gemischt, umtriebig, geprägt von Arbeiten und Wirtschaften, urbaner als viele andere Tübinger Stadtteile, praktisch ohne universitäre Nutzungen, dagegen immer auch Standort für das in der Universitätsstadt Unerwünschte – Gaswerk, Fabriken, Obdachlosenunterkünfte, Kasernen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war hier ein Quartier mit einer kompletten französischen Infrastruktur entstanden, von Mannschaftsgebäuden und Panzerhallen bis hin zu Schulen, Kino und Supermarkt, ein eigener abgeschotteter Bereich, für die Stadtbevölkerung nur ausnahmsweise zugänglich.

»Dass die französische Garnison im Oktober 1990 ihren Abzug(...) ankündigte, kam überraschend«

Abzug der Garnison – Interessenkonflikte und »Südstadt poker«

Dass die französische Garnison im Oktober 1990 ihren Abzug für die beiden Folgejahre ankündigte, kam überraschend. Noch kurz zuvor hatte die Stadtverwaltung auf eine entsprechende Anfrage die Antwort erhalten, mit einem Abzug sei nicht zu rechnen.

Die Nachricht löste eine intensive und kontroverse öffentliche Debatte aus. Vielzählige Bedürfnisse und Anforderungen kamen zur Sprache, Sozialinitiativen, Kulturschaffende und viele Einzelne artikulierten ihre Vorstellungen und Wünsche, auch die Befürchtung, die Stadt würde zu kurz kommen, über den Tisch gezogen werden. Das war ja die entscheidende Frage: Wer sollte über die Gelände verfügen können, und zu welchem Zweck? Intensive Verhandlungen folgten. Die ersten

Erfahrungen bei den Gesprächen mit dem Land waren wenig ermutigend. In Runden beim Regierungspräsidium und dem zuständigen Ministerium wurden Ansprüche aller möglichen Behörden und Träger öffentlicher Belange angemeldet und aufgelistet, etwa großflächige LKW-Stellplätze, Lagerflächen, Behördenräume und vor allem Sammelunterkünfte für die in großer Zahl eintreffenden Aussiedler und Flüchtlinge. Auch die Universität war dabei; Universitätspräsident Theis dachte laut Presse (ST 27. November 90) über 2.000 Studentenwohnheimplätze im Kasernenareal nach. Medien und kritische Öffentlichkeit sprachen von »Südstadt-Poker«, »Südstadt-Gerangel«, »Wettlauf« mit Gewinnern und Verlierern. Überschriften erinnerten manchmal an Sportberichterstattung:

»Erst kommt die Stadt – dann die Uni. Liegenschaftliche Abwicklung der Erbmasse liegt fest / Tübingen will Planungshoheit sichern« (ST 16. Oktober 1990), »Beim Wettlauf um leere Kasernen: Die Stadt fällt zurück. Oberfinanzdirektion korrigiert sich zugunsten der Uni« (ST 27. November 1990). »Sammellager in Tübingen? Regierungspräsidien werden zusammenarbeiten« (GEA 1./2. Dezember 1990), »Nüchternheit ist eingekehrt. Die (Über-)Planung der Südstadt hat auch ihre Tücken« (GEA 18. Januar 1991).

Glückliche Bedingungen für das Studentenwerk

In dieser Situation trifft das Studentenwerk auf dreifach glückliche Verhältnisse zur Realisierung neuer An-

gebote für studentisches Wohnen, gerade für diejenigen, die auf erschwingliche Angebote angewiesen sind.

–im Bereich der Bauleitplanung dank der Einführung des städtebaulichen Entwicklungsbereichs (BauGB § 165ff.) auf die Wahlmöglichkeit funktionaler und sozialer Vielfalt (Mischungen), die seit den 1960er Jahren mit Einführung der Baunutzungsverordnung bei uns weder realisiert noch gängig sind,

–im Bereich der Stadtgestaltung im Umgang mit »gewachsener« Bausubstanz durch angestrebte konsequente Zivilisierung der vorgefundenen militärischen Bestände (beispielsweise wurden im Bereich der ehemaligen Hindenburgkaserne von vorgefundenen 49 Gebäuden bzw. Gebäudeteilbeständen nicht mehr als 15 niedergelegt, die übrigen umgenutzt und umgebaut),

–entsprechende Fördermittel, die dafür sorgen, dass solche glücklichen Verhältnisse tatsächlich praktisch genutzt werden und am Ende auch praktisch angetroffen werden.

So kann schließlich der Bauforscher Daniel Fuhrhop die früheren Konversionsareale in der Tübinger Südstadt folgendermaßen charakterisieren: »Hier steht das vorbildlichste Stück Stadt, das in den letzten Jahren in unserem Land um- und neu gebaut wurde« (2020, S. 55).

Eine neue Stadt der kurzen Wege

Dominante Vorstellung des Landes war die großflächige Aufteilung einzelner – jeweils eigener – Bereiche v.a. für die »Unterbringung« von Aussiedlern, Asylsuchenden und eben auch Studierenden. Dem entgegen standen die frühzeitig präsentierten Ziele und Eckpunkte der Stadtsanierung: Nutzungsmischung – gemischt genutzte Stadtquartiere mit einem breiten Spektrum von Wohnformen, Arbeitsnutzungen und öffentlichen Einrichtungen; Kompaktheit und Dichte; als Voraussetzung die Ergänzung der großformatigen Kasernenstruktur durch kleinparzellierte Stadthausbebauung; öffentliche Straßenräume, die für die angrenzende dichte Bebauung als Bereich des Alltagslebens dienen, Erschließung besonders zu Fuß, mit Fahrrad und ÖPNV; Verbindung von Alt und Neu; stadtstrukturell die Einbindung der Südstadt in die Gesamtstadt durch funktionale Verflechtungen und Aufhebung der trennenden Verkehrsachsen.

Und entstehen sollte dieses urbane, lebendige Stadtquartier, die »Stadt der kurzen Wege« als Gegenentwurf zum bisher dominanten Modell der Wohnsiedlung, nicht durch große Investoren, sondern vorrangig durch die künftigen Nutzerinnen und Nutzer, die sich engagieren und in ihr Quartier investieren.

Dass zu diesen Nutzerinnen und Nutzern auch – und von Beginn an – Studierende gehören, war dann eigentlich selbstverständlich. Ein Leitgedanke der gesamten Konversion war die wahrnehmbare Zivilisierung des ehemaligen Militärgeländes, nicht durch »Plattmachen«, sondern durch neue Nutzungen und Ideen. Und durch einen neuen Namen: Der Begriff »Französisches Viertel« war im Mai 1991 das Ergebnis eines bürgerschaftlichen Ideenwettbewerbs, den die Stadt zur Erinnerung an die französische Geschichte ausgeschrieben hatte. Er wurde umgehend anstelle der bisherigen Begriffe »Hindenburg-Areal« oder »Hindenburg-Kaserne«



Blick in eine Wohnheimküche im Provenceweg

eingeführt, die nach dem Willen des Gemeinderats konsequent getilgt werden sollten.

Für die Stadt der kurzen Wege trifft das Studentenwerk auf vielfältig überraschende Gelegenheiten. Dies geht weitgehend darauf zurück, dass die neue Stadtstruktur nicht als Teil eines entsprechenden Fachgebietes angesehen wird, sondern als Zusammenwirken unterschiedlicher Fachgebiete, die sich ganz neu auf die Suche nach Neuem begeben.

Die Umsetzung

Im März 1991 wurde die Verteilung der ersten Tranche der freiwerdenden Liegenschaften bekannt gegeben: Eines der acht in den 1930er Jahre entstandenen Mannschaftsgebäude soll der Unterbringung von Asylsuchenden dienen. Dem Studentenwerk werden drei ganze und zwei halbe Mannschaftsgebäude für rund 560 Wohnplätze zum Kauf angeboten. Das Casino an der Reutlinger Straße soll an die Universität gehen für das Collegium Artium. »Ansonsten Verkaufsangebot an die Stadt mit der Empfehlung, die anderen im südlichen und westlichen Teil freiwerdenden Gebäude bis zur Klärung der endgültigen Verwendung den Interessenten an einer Zwischennutzung zu überlassen« (ST 22. März 1991).

Bereits im Oktober 1991 war Baubeginn, das Studentenwerk hatte vier Architektur- und drei Ingenieurbüros beauftragt (Information Nr. 146/1993). Im November 1992 berichtet die »Information« des Studentenwerks über den kürzlichen Einzug der ersten der 560 künftigen Bewohnerinnen und Bewohner in die beiden Mannschaftsgebäude, die als erste nach kaum einjähriger Bauzeit fertiggestellt wurden (Information Nr. 141/1992). 1993 wurden dann im Sommer die Familienbauten bezogen und anschließend die übrigen zwei Häuser. »Die Baukosten belaufen sich insgesamt auf über 25 Mio. DM für 564 Plätze. Dies entspricht einem Durchschnittspreis von rund 45.500 DM pro Platz«. Zur Finanzierung erhält das Studentenwerk aus Landesmitteln 19,3 Mio. DM, 4,5 Mio. werden vom Studentenwerk durch Kreditaufnahme, 1,8 Mio. aus Eigenmitteln finanziert. So konnte das Deutsche Studentenwerk als Dachverband aller deutschen Studentenwerke bereits im April 1993 nach Tübingen einladen, »um am Beispiel der Hindenburgkaserne die gelungene Konversion einer Kaserne in studentischen Wohnraum zu demonstrieren. Dem Studentenwerk Tübingen ist es als erstem gelungen, in kürzester Zeit eine solche Umwandlung erfolgreich durchzuführen« (Information Nr.146/1993).

Die städtische Entwicklung setzte auf ein Vorgehen in Stufen. Während für die Neubebauung mehr Zeit nötig war, sollten die Altbauten möglichst schnell in Gebrauch genommen werden – auch durch Zwischennutzungen, in provisorischer und experimenteller Form. Die mit einfachen Mitteln, aber qualitativ vom Studentenwerk umgebauten Mannschaftsgebäude waren dagegen quasi von Anfang an da, in der langfristig vorgesehenen Nutzung. Städtebaulich gaben diese Mannschaftsbauten die Struktur, das Gerüst vor, dies ging auch in die Vorgaben zum städtebaulichen Wettbewerb ein. Diskussionsbedürftig war zunächst der städtische Wunsch, auch hier für Mischung zu sorgen – die Wohnheime nicht einem eigenen Campus zuzuordnen, sondern sie im städtischen Kontext

zu verankern, teils auch durch Teilung von Gebäuden. In den übrigen Mannschaftsgebäuden bzw. –hälften fanden ein Beschäftigungsunternehmen, ein Multimedia-Innovationszentrum (heute Firma für Farbmanagement), ein Selbstbauverein und ein barrierefreies inklusives Wohnprojekt Platz. Die Flüchtlingsunterkunft konnte dem dezentralen Konzept der Stadt entsprechend nach einiger Zeit aufgegeben werden.

Das zu Anfang von der Universität geplante Collegium Artium ist leider schon in den ersten Jahren auf der Strecke geblieben.

Leben in den ersten Jahren

Vielfältige kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten sorgten von Beginn an für einen lebendigen Stadtteil, für dessen Umbruchsituation sich viele begeistern konnten: Sommertheater in der Panzerhalle, Sommertheater im Kasernenhof, Stadtteilstelle unterschiedlicher Gruppen, Theaterprojekte und Ausstellungen, legendär wurde die Werkstatt mit der Kuh von Dieter Thomas Kuhn & Co.



Das Wohnheim im Provenceweg 1, 7, 9

Einen Eindruck über die Aktivitäten der ersten Jahre geben die »Tage offener Südstadttüren« vom 1./2. Juli 1995, vorgestellt in einem »Kurz-Reiseführer« in der Südstadt-Zeitung (Nr. 14, 6/1995): Nach dem Schwerpunkt im Loretto am Sa.1. Juli folgte am So.2. Juli ein reichhaltiges Programm im Französischen Viertel. Beteiligt waren der Kinderladen Villa Kunterbunt, Ivo Lavettis Hausratverwertungshof, die Elektrorecyclingwerkstatt. Erwähnt sind das Mannschaftsgebäude mit Sozialwohnungen, Verwaltungs- und Sozialräumen für die Beschäftigten, Bürgerzentrum (!) mit Sozialräumen und Kantine, Cafeteria (später Quartier), in den »Pferdeställen«, Ateliers, Werkstätten, Jugendtreff, Baustoffrecycling, der barrierefreie Block 004 (damals in Umbau), das Projekt P14 stellt sein großes Baugruppenvorhaben vor, die Vertreterinnen und Vertreter der Stadt sind präsent.

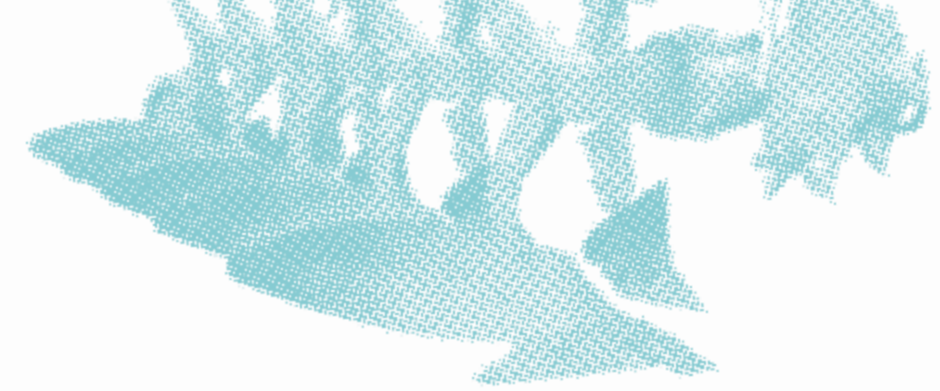
Auch die Wohnheime stehen auf dem Programm dieser Feier-Tage: In Haus 92f gibt es eine Ausstellung von Studierenden, bunte Bildtafeln von Dieter Löchle; in der südlichen Hälfte des Nachbarblocks leben Studierende mit Kindern, dort ist auch eine Kita für

die Kleinsten eingerichtet, von einer studentischen Elterninitiative betrieben; die Nordhälfte hat der Verein zur Förderung gemeinschaftlicher Wohn- und Lebensformen in ein Zuhause für 50 Leute verwandelt und mit Café im Keller Zeichen seines Gemeinschaftsanspruchs gesetzt (Zeitschrift Südstadt Nr. 14, 6/1995; ST »Südstadthimmel auf Erden«, 30. Juni 1995).

Einen lebendigen Eindruck von den ersten fünf Jahren im »etwas anderen Studentendorf« gibt das Tutorium des Studentenwerks auf Bitten der Redaktion in der »Information« im Juni 1997. Vieles wird noch vermisst in den ersten Pionierjahren: in den Wohnheimen selbst zunächst die Einrichtung der WGs, Gemeinschaftsräume und Treffpunkte, im Umfeld u.a. Radwege und Zigarettenautomaten. Keinesfalls sei man – wie manche meinen könnten – weit ab vom Schuss oder die »Tübinger Bronx«, es herrscht eine »Gründerzeitstimmung«, Lage und Umfeld sind etwas Besonderes, eben weil es kein reines Studentendorf ist – durch Wagenburgen, Flüchtlinge, Sozialwohnungen und »ganz normale Familien« und durch die alte Bausubstanz, die Raum für Künstlerinnen und Künstler, Gastronomie und Gewerbe



So sieht das Französische Viertel heute aus der Luft aus.



bietet. Man trifft Dieter Thomas Kuhn in der Nachbarschaft, feiert Partys in der Panzerhalle, findet passende Möbel bei Ivo Lavetti. Mit Interesse beobachtet man nun das Entstehen der Neubauten in der Stadt der kurzen Wege, mit etwas Sorge auch wegen Baulärm oder von einigen geforderten Parkplätzen. Das Fazit: »Schön, dass es hier noch Raum für Entdeckungen und eigene Initiativen gibt«.

Die Broschüre »Von Hindenburg zur Wagenburg« zeigt in eindrucksvollen Fotos von Annemarie Hopp das Leben in diesen transitorischen Jahren – vor allem Kinder aus den Flüchtlingsfamilien, aus der Nachbarschaft, Menschen an ihren unterschiedlichen neu geschaffenen Arbeitsplätzen. »Entgegen viel verbreiteter Auffassung entsteht dies nicht aus organischem Wachstum, sondern aus einer Planung, die unzählige kleine selbstbestimmte Entscheidungen unzähliger Mitwirkender zulässt und in sich aufnimmt. Die Vorgänge bei der baulichen Umwandlung des Areals – Abbrüche, Altlastenentsorgung, Leitungsverlegungen, Reparaturen, Umbauten, Gras wachsen lassen, Bauareale parzellieren, nächstens darauf neue Stadthäuser bauen, Straßenbau, Bäume pflanzen – all das ist begleitet von einer allmählichen Sättigung des Quartiers mit dem Stoff städtischen Lebens. Jugendliche, Kinder, Bastler, Jobsucher, Studierende, Bewegungskünstler, Asylbewerber, Heimatlose eignen sich als Erste das Gelände an und suchen sich brauchbare Plätze für ihren Alltag« (Andreas Feldtkeller in »Von Hindenburg...« , S. 81).

Studierende gehörten somit zu den ersten Bewohnerinnen und Bewohnern des Französischen Viertels, es scheint es fast, als wären sie schon immer dagewesen, wie die Gebäude und der alte Baumbestand.

»Hibuka« und Französisches Viertel

Die Straßennamen im Französischen Viertel verweisen auf alte Flurnamen und auf die französische Geschichte. So befinden sich die Wohnheime im Provenceweg

(1, 7, 9), im Wankheimer Täle (1) und im Landkutschersweg (4, 6, 10). Während der Begriff »Französisches Viertel« überregional bekannt ist, lebt in der Darstellung im Internet auf den Seiten des Studentenwerks die Hindenburgkaserne und die Dorf-Vorstellung weiter: »Das Wohnheim ist im Studierendendorf HiBuKa im Französischen Viertel angesiedelt« (<https://www.mystuwe.de/wohnen/wohnheime/>), es gibt eine eigene Internetseite (<http://www.hibuka.de>). Die Bilder zeigen Wohnungen und Räume mit Qualität und heutigem Standard.

Als Besonderheiten der Wohnheime wird neben dem Studententreff »Sieben« und dem eigenen Stocherkahn zum Ausleihen der Stadtteiltreffpunkt Werkstatt – haus aufgeführt. Im Werkstadthaus – bürgerschaftlich getragen, in einem Baugemeinschaftsprojekt angesiedelt – sind Studierende als Nutzerinnen und Nutzer präsent, bauen sich dort ihre Bücherregale und Betten, reparieren ihre Fahrräder, einige sind auch weitergehend für neue Projekte engagiert. Auch im öffentlichen Raum gehören Studierende zum Erscheinungsbild – man muss nur eine Weile eine Bushaltestelle, die dort Aus- und Einsteigenden beobachten, zum Beispiel vom gegenüberliegenden Bäckercafé aus.

Nach energetischer Sanierung und Fassadengestaltung vor rund 10 Jahren sind die Wohnheim-Gebäude jetzt eher als zusammengehörig erkennbar, sie fügen sich aber wie selbstverständlich ins Quartier ein. Bei Rundgängen und in Veröffentlichungen zum Französischen Viertel werden sie eher wenig beachtet, im Vordergrund stehen dort die Neubauten in ihrer großen baulichen Vielfalt, den unterschiedlichen Nutzungen, dem überregional beachteten Baugruppenkonzept. Aber auch ein differenzierter Blick auf diese acht vormals identischen Mannschaftsgebäude ist lohnend, in ihren baulich unterschiedlichen Konzepten und Nutzungen (die sich teils im Lauf der Zeit schon geändert haben). Lohnend ist der Vergleich untereinander, aber auch im Vergleich mit

anderen Orten – dieses Kasernenmodell wurde ja quasi von der Stange vielerorts realisiert. Sehr unterschiedlich ist der Umgang damit. Zum Beispiel die (kürzlich in Augsburg sehr kontrovers diskutierte) Frage: Kann und darf man in Nazi-Architektur wohnen und (gern) leben? (Dort haben die Abriss-Befürworter gewonnen).

Auch weiteren Fragen würde man gerne noch nachgehen: Macht ein lebendiges Viertel als Standort für ein Wohnheim einen Unterschied für die Studierenden? Für ihr Leben, ihren Kontakt zur außeruniversitären Welt, ihren Ort in der übrigen Stadtgesellschaft? Und die Wohnheime mit ihren Räumen und Engagements als Ressource – inwieweit werden sie vom Viertel wahrgenommen?

Über die Autoren: Gabriele Steffen war von 1990–1998 Erste Bürgermeisterin der Stadt Tübingen.

Andreas Feldtkeller (* 28. September 1932 in Berlin) studierte Architektur an der TH in Stuttgart und Berlin. Anschließend arbeitete er auf dem Gebiet der Objektplanung sowie in Forschung und Lehre. Er war bis 1997 Leiter des Stadt-sanierungsamtes Tübingen.

Quellen und Literaturhinweise

Von Hindenburg zur Wagenburg. Ein Tübinger Militärgelände wird zivilisiert. Fotos und Text von Annemarie Hopp. Mit einem Vorwort von Ulrike Pfeil und einem Nachwort von Andreas Feldtkeller (1995), Stadt Tübingen, Kulturamt

Feldtkeller, Andreas (Hrsg.) (2001): Städtebau: Vielfalt und Integration. Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen, Stuttgart/München: DVA

Französisches Viertel Tübingen. Stadt im Wandel Nr. 15 (2015), Redaktion Armin Scharf, Matthias Gütschow, Regensburg, Stadtwandel Verlag

Stadtmuseum Tübingen: Am Rand wird's interessant. Anders wohnen im Tübinger Süden. Französisches Viertel, Wennfelder Garten, Wagenburgen (2018). Herausgegeben von Guido Szymanska, Daniela Übelhör, Wiebke Ratzeburg. Darin u.a. Beiträge von A. Feldtkeller und von G. Steffen

Fuhrhop, Daniel (2020): Verbietet das Bauen! Streitschrift gegen Spekulation, Abriss und Flächenfraß, München, Oekom

GEA: Reutlinger Generalanzeiger

ST: Schwäbisches Tagblatt Tübingen

Information: hrsg. vom Studentenwerk

Südstadt. Berichte-Informationen – Meinungen. Zeitung zur Südstadtentwicklung, Hrsg. Stadt Tübingen, Stadt-sanierungsamt

Als Reaktion auf die wachsende Wohnungsnot

das Studentendorf WHO wird erweitert

Nach 1992 konnte das Studentenwerk auch eine Reihe von Erweiterungsbauten auf dem Gelände des Studentendorfs WHO realisieren. Es ging los mit der Überbauung des Garagengebäudes, von dem im nachfolgenden Artikel die Rede ist. Später kamen noch Gebäude am Übergang zur »normalen« Wohnsiedlung Waldhäuser-Ost hinzu.

Wohnheim in schlichter Bauform

Das Studentenwerk Tübingen hat in 15 Monaten ein neues Wohnheim für 9,85 Mio. Mark errichtet und blieb erfreulicherweise im vorgegebenen Kostenrahmen. In der derzeitigen wirtschaftlichen Lage musste das Studentenwerk jedoch erhebliche Eigenmittel aufwenden. Trotzdem sind die 134 Studenten und Studentinnen in einem Bauwerk »von zwar schlichter Form«, bei dennoch »absolut gutem Standard« untergebracht wie es Architekt Peter Danner formuliert (...)

Der Neubau steht je zur Hälfte auf dem Parkgelände (abgestützt durch Stahlstützen) und der Straße. Daher musste die Straße vor dem Wohnheim von 10 auf 5, 50 Meter zurückgebaut werden, auch die Reduzierung der Stellplatzverpflichtung von ursprünglich 2 Studierenden pro Stellplatz auf nun 4 Studierende hat den Bau möglich gemacht (...) Auf den Etagen sind jeweils 2 Wohnungen mit 6 Zimmern (13 Quadratmeter) sowie ein Aufenthaltsraum (15 Quadratmeter) und eine Küche (5 Quadratmeter) mit jeweils 6 Spinden und Kühlflächen. In jeder Wohnung sind außerdem 2 Duschbäder mit WC sowie noch ein separates WC (...) Das neue Wohnheim ist etwa zur Hälfte möbliert, jedes der 72 Zimmer kostet 345 Mark monatliche Miete, die 62 unmöblierten Zimmer kosten 324 Mark. Enthalten sind alle Nebenkosten (...)

Quelle: Auszug aus einem Artikel im Schwäbischen Tagblatt vom 10. Dezember 1993

Schill wird Stuwe-Chef

neuer Geschäftsführer nach Fusion

Das fusionierte Studentenwerk Tübingen-Hohenheim wird künftig von Oliver Schill geleitet. Der Hohenheimer setzte sich gegen seinen Tübinger Konkurrenten Eberhard Raaf durch.

Die Entscheidung fiel bei der gestrigen Sitzung des Verwaltungsrats des Studentenwerks. Man habe »zwei hervorragende Kandidaten zur Wahl gehabt«, sagte Universitätsrektor und Verwaltungsrats-Vorsitzender Bernd Engler. Beide hätten »in ihrem jeweiligen eigenen Qualitätspotenzial Hervorragendes geleistet«. Angesichts der aktuellen Aufgaben habe man sich

allerdings für Schill entschieden, von dem sich der Verwaltungsrat offensichtlich neue Impulse erhofft für den Mensa-Betrieb und für die Frage, wie eine effiziente Essensversorgung in Zukunft aussehen könnte.

Quelle: Schwäbisches Tagblatt – 18. September 2007

Fusion zwischen Ungleichen

das Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim entsteht

Sozusagen als Spätfolge der Novelle zum Studentenwerkgesetz ergab sich 2007 nochmals eine radikale Veränderung für das Studierendenwerk Tübingen: Die Hochschulen in Esslingen entschieden sich 2006, die Betreuung ihrer Studierenden dem Studentenwerk Stuttgart zu übertragen. Damit rutschte die vom Studierendenwerk Hohenheim zu betreuende Studentenzahl auf nur noch rund 10.000 ab. Vor diesem Hintergrund entschloss man sich, dem Land eine Fusion mit dem Studentenwerk in Tübingen vorzuschlagen, was schließlich zum 1. Januar 2007 genehmigt wurde. Seitdem existiert das Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim, das für neun Hochschulorte zuständig ist.

Das Studentenwerk Tübingen soll bis zum 1. Oktober dieses Jahres mit dem Studentenwerk Hohenheim fusionieren. Dies beschlossen die Verwaltungsräte der beiden Studentenwerke im April. Gegen den Zusammenschluss der ungleichen Schwestern gibt es jedoch Vorbehalte.

Anlass für die Fusionspläne ist die Absicht der Esslinger Hochschulen für Technik und Sozialwesen, ihre Studierenden vom 1. Oktober dieses Jahres an vom Studentenwerk Stuttgart betreuen zu lassen. Bisher gehörten diese beiden Hochschulen zum Gebiet des Studentenwerks Hohenheim. Dieses würde ohne die beiden Fachhochschulen um knapp 5.000 auf weniger als 10.000 Studierende schrumpfen.



Oliver Schill, Geschäftsführer

Das Studentenwerk Tübingen dagegen hat in den vergangenen Jahren bereits expandiert. Es sind derzeit rund 30.000 Studierende an den Hochschulstandorten Tübingen, Albstadt–Sigmaringen, Reutlingen, Rottenburg und Trossingen.

Die Verwaltungsräte der beiden Studentenwerke, denen die Universitätsrektoren Eberhard Schaich in Tübingen und Hans–Peter Liebig in Hohenheim vorsetzen, versprechen sich von der Fusion so genannte Synergie–Effekte – Einsparungen, die für Qualitätsverbesserungen genutzt werden sollen.

Quelle: Schwäbisches Tagblatt – 10. Mai 2006

40 Jahre Mensa Wilhelmstraße

eine langjährige Mitarbeiterin erinnert sich

Die Mensa in der Wilhelmstraße kann auf eine mehr als 50–jährige Geschichte zurückblicken. Seit 2019 ist sie wegen umfassenden Sanierungsarbeiten geschlossen. Als Alternative wurde auf dem ehemaligen Schlachthof–Areal das Mensa–Provisorium Shedhalle eingerichtet. 40 Jahre lang hat auch Petra Wassermann die Geschicke der Mensa als Hauswirtschaftsleiterin mitgelenkt. Im Interview blickt sie auf diese spannende Zeit zurück.

Guten Tag, Frau Wassermann, mit 41 Jahren Tätigkeit beim SW sind Sie sicher eine der dienstältesten Mitarbeiterinnen. Sie haben in der Zeit seit 1. Mai 1979 mit drei Geschäftsführern, zwei Mensaleitern (Herr Klouda und Herr Gaiser) und zwei Küchenchefs (Herr Bunk, Herr Gaiser als Küchen– und Mensaleiter) zu tun gehabt und waren die ganze Zeit bis zum Umbau der Mensa in der Mensa Wilhelmstraße als Hauswirtschaftsleiterin tätig. Als Sie angefangen haben, war die Mensa noch ziemlich neu, heute steht sie unter Denkmalschutz und ist marode. Wie haben Sie diesen Wandel erlebt?

Mit der Eröffnung der Mensa im Jahr 1966 bürgerte sich der Begriff »Mensa Wilhelmstraße« noch nicht ein. Sie hieß bis in die achtziger Jahre hinein die »Neue Mensa«. Beliebtester Bereich der damaligen Mensa war ein richtiges Restaurant mit Namen »Zum Fergenhans«, benannt nach dem ersten Universitätsrektor Johannes Nauc–lerus (1425–1510), der eigentlich Johannes Vergenhans hieß und seinen Namen nach Humanistenart gräzisierte. Aus den großflächigen

Glasscheiben schaute man direkt auf die ebenfalls nach ihm benannte Nauklerstraße. Wer sein Essen nicht am Fließband wollte, gönnte sich einen Restaurantbesuch innerhalb der Mensa. Eine richtige Speisekarte mit diversen Speisen und Getränken aller Art, weiße Tischdecken, bodenlange Vorhänge sowie vorwiegend studentische Aushilfen aus aller Herren Länder versahen hier ihren mittäglichen Dienst als Tischbedienung für jeden einzelnen Gast. 1975 wurde die schöne, gepflegte, moderne Mensa Morgenstelle eröffnet und war nun in aller Munde. Das Restaurant in der Mensa Wilhelmstraße blieb noch bis ins Jahr 1980 erhalten. Im Jahr zuvor hatte ich meine Tätigkeit in der Mensa aufgenommen. 1981 war der Umbau des Restaurants »Zum Fergenhans« in einen modernen Wahlessensbereich erfolgt. Kellner, Tischdecken, Vorhänge waren verschwunden. Schon damals in den 80er Jahren hatten wir attraktive Spezialitätenwochen; zeitweise wurden Eis und Waffeln verkauft. Die große Eingangshalle im Erdgeschoss erinnerte immer wieder an einen Bazar mit Büchertischen, Kleider–, Schmuck und Bilderständen.



Petra Wassermann



Die alten Prägetabletts der Mensa Wilhelmstraße lösten einen Hype aus.

Die Mensa war lange Zeit ein beliebtes Zentrum für externe Veranstaltungen – wie sieht das heute aus? Was steckt hinter dem Ende der Veranstaltungsära?

Rock, Reggae, Kabarett, studentische Partys, muslimisches Beten, Hochzeit oder Ball, internationales Weihnachtsfest und griechische Silvesterparty – die Mensa Wilhelmstraße war bis weit in die 2000er Jahre für viele Gäste eine willkommene Anlaufstelle. Mit moderneren, vor allem größeren Räumlichkeiten in

Tübingen, auch durch die Übernahme vieler großer Veranstaltungen durch die Mensa Morgenstelle und später den strengen Auflagen des Brandschutzes war es dann damit irgendwann für immer vorbei. Ab 2008 boomte jedoch der »Geschirrverleih« und der zentral aus der Mensa Morgenstelle gesteuerte Kaffeeservice wurde – mit Umwandlung von jeder Mensa in ein eigenständiges Profitcenter – in jede Mensa einzeln verlagert; Catering »außer Haus« mit Lieferung oder Abholung boomte bis Frühjahr 2019 in der Mensa Wilhelmstraße, also bis kurz vor unserem Auszug von dort.

Die Mensen sind für die Studierenden da, sie sollen dort preiswert und gut gepflegt werden. Wie hat sich das Image der Mensa in diesem langen Zeitraum verändert?

Vor vierzig Jahren hatte die Mensa fast Monopolstellung, das Abendessen wurde mit manchmal über 1.000 Essen gut angenommen – jetzt ist es unrentabel und wurde aufgrund immer besserer Kucheneinrichtungen in den Studentenwohnheimen, wegen des geänderten Essverhaltens und des großen Angebots verschiedener privater Anbieter im direkten Umfeld 2018 geschlossen. Heute hat die Konkurrenz durch umliegende Bäckereien, Lieferservice (Pizza, Döner & Co, asiatische Nudelboxen usw....), preiswerte Mittagstische von umliegenden Restaurants, Cafés und Kneipen gravierend zugenommen – dadurch stagnieren unsere Essenszahlen, vor allem bei der in Innenstadtnähe gelegenen Mensa Wilhelmstraße; wir arbeiten nicht auf einem re-

Wie ging es dann in den 80er / 90er Jahren technisch in Ihrem Bereich weiter?

In den achtziger Jahren schlichen sich ganz leise erste Mängel an der Bausubstanz ein, das damalige Universitätsbauamt setzte unseren – damals noch nicht umfangreichen baulichen Wünschen nach Erneuerung oder Reparatur – jedoch Grenzen, da die Mensa noch nicht zu »kaputt« war, vor allem mit dem standardisierten Satz: »Die Universitätskliniken haben baulich und technisch immer Vorrang in Tübingen!« Der Mensaleiter hatte sich noch um Reparaturen, Technik und Maschinen selbst zu kümmern, und die Mensa Wilhelmstraße hatte noch Hausmeister, die »Mädchen für alles« waren. Einschneidend war die Inbetriebnahme einer neuen Band-Spülanlage 1990, eine Bandspüle, die in der maroden Mensa bis 2019 mit uns »durchgehalten« hat, ab 1990 hatten wir auch die geprägten Ornamentabletts im Einsatz. Verflucht und jahrelang beschimpft, waren sie bei Schließung der Mensa Wilhelmstraße plötzlich »Objekte der Begierde« – der absolut gefragte Renner. Jeder wollte ein Exemplar ergattern! Tagelang hielt der Hype um Prägetabletts an... eine Studentin bat mich um ein Tablett, weil sie es vergolden wollte. Eine Zeit lang hatten wir übrigens zwei Abhebegeräte an den Essensbändern der Essensausgabe im Einsatz, welche die Ornamentabletts auf das Essensfließband hoben. Leider laut und langsam – rückwirkend gesehen – mehr eine Lachnummer als ein hilfreicher Roboter.



Sonnenterrasse der Mensa Wilhelmstraße

lativ abgelegenen Campus wie die Mensa Morgenstelle, dazu der morbide, zunehmend sanierungsbedürftige Eindruck der Mensa Wilhelmstraße. Das Ambiente spielt eine große Rolle. Historische Räume wie z.B. in der Mensa Prinz Karl oder ein der Zeit entsprechender urbaner Chic sind gefragt.

»(...) die »Revoluzzer« der 70er und 80er Jahre gibt es nicht mehr – wenn demonstriert wird, dann eher für Umwelt und Nachhaltigkeit. (...)«

Wie unterscheiden sich die Studierenden von 1980 von denen im Jahr 2020?

Die Studenten sind angepasster ab den 2000er Jahren, die Meinung wird offen, aber höflich geäußert; die »Revoluzzer« der 70er und 80er Jahre gibt es nicht mehr – wenn demonstriert wird, dann eher für Umwelt und Nachhaltigkeit. Langzeitstudierende entfallen, und durch Einführung von Bachelor und Master klagen viele Student/Inn/en über einen langen Arbeitstag. Trotzdem haben wir bis Sommersemester 2019 immer wieder studentische Aushilfen gefunden für unsere Hilfsjobs von 12:00–14:00 Uhr, jedoch ist es jeder studentischen Aushilfskraft fast nur noch möglich 1–2 Mittagessen pro Woche zu arbeiten.

Wie hat sich das Speiseangebot in den letzten Jahren verändert?

Durch höheren Frauenanteil, Grüne und Nachfrage nach modischen Trends im Essverhalten ab den 80er / 90er Jahren wurde mehr vegetarisches Essen produziert, auch durch kritisches Bewusstsein. Vegan ist eine Steigerung der vegetarischen Variante: daher ab 2015 Einführung eines festen veganen Mittagessens in öffentlichen Kantinen in Baden-Württemberg (ab Sommersemester 2015). Deklaration der Allergene wird Vorschrift (2014); dazu kommt eine Auffälligkeit der Zunahme der Lebensmittelunverträglichkeiten und Allergien bei jungen Menschen. Gerichte aus aller Herren Länder gehören heute zum täglichen Repertoire. Die Angebotspalette wurde immer kreativer, breiter gefächerter, parallel zum Bolognaprozess immer internationaler.

War die Mensa nicht auch ein beliebter Treffpunkt für interne Veranstaltungen für die Mitarbeiter?

Ja das stimmt. Seit Beginn der Achtziger haben wir dort jedes Jahr im Dezember eine kleine abteilungsinterne Weihnachtsfeier mit Tombola, zunächst mit kleinem Menü, selbstgezimmerter Bar, viel und lauter Musik auf die Beine gestellt, die wir von Jahr zu Jahr mit neuen Ideen ausbauten und verbesserten. Immer mehr Abteilungen schlossen sich an, man beneidete

uns um das toll organisierte Fest und irgendwann wollte gern jeder dabei sein. Einmal machte unser Geschäftsführer den Versteigerer ausrangierter Dinge aus dem Geschirrlager, eine Kollegin aus seinem Sekretariat, die früher beim Landestheater gearbeitet hatte, sorgte für das passende Outfit mit Dreizack, imposantem Mantel und Holzhammer: »Zum ersten, zum zweiten, zum dritten...«. Zu Beginn jeder Weihnachtsfeier haben wir immer alle zusammen Weihnachtslieder nach von mir vorher verteilten Texten gesungen...

Mitte der Achtziger hatten die Weihnachtsfeiern schon so großen Zulauf, dass wir offiziell bei der damaligen Geschäftsführung um einen Wechsel zwischen den beiden großen Mensen Morgenstelle und Wilhelmstraße baten. Die Weihnachtsfeier wuchs dann allmählich über sich selbst hinaus zum Highlight des jeweiligen Jahres.

2007 wird das fusionierte Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim zum fast mittelständigen Betrieb. Neue Außenstellen, eine größere Verwaltung, neue Kollegen und fulminante Weihnachtsfeiern in noch größerem Rahmen sind die Konsequenz.

In Ihrer Position haben Sie auch viel mit dem Personal zu tun. Welche Entwicklungslinien sehen Sie hier? Hatten Sie mit dem Thema »Migration« zu tun?

Wir hatten »Multikulti« schon als ich in die Mensa kam, damals vorwiegend Mitarbeiter aus Griechenland, Türkei, Ex-Jugoslawien, Italien, dazu Deutsche, oft aus Schwaben. Auch Leute aus Großbritannien und Frankreich waren bei uns tätig, und die arabische Halbinsel war zeitweise schon vertreten.

In den Endachtzigern kamen nach und nach Rumänen und Russlanddeutsche dazu und nach dem endgültigen Fall des »Eisernen Vorhangs« wurden wir dann noch bunter, denn »Deutsch-Multikulti von Nord nach

Süd und von West nach Ost« kam zur ursprünglich vorwiegend schwäbischen Kerngruppe hinzu. Studentische – und Rentneraushilfen und Jung und alt – bunt waren wir immer.

Das tägliche Miteinander – für mich am Schönsten! Wie Tito seinen Vielvölkerstaat auf dem Balkan zusammenhielt habe ich mich an manchen Tagen in unserer Anstalt gefühlt. Wir haben und tun es immer noch, zusammen gearbeitet, gelacht, Tränen vergossen, gefeiert, getrauert, waren glücklich, gereizt, genervt und ein bisschen Familie waren wir dazu auch noch nach all den Jahren geworden. Die Kinder einer Familie haben unterschiedliche Fähigkeiten, wenn man sie im Betrieb erkennt, wird großes Potential frei – Küche, Service, Kassen, Dekoration, Veranstaltungen, Schriftliches und nicht zuletzt das »wer mit wem« läuft in einer Mensa in einem großen Team wie ineinandergreifende Zahnräder.



Snack- und Getränkebereich der Ausgabetheke

Der eigentliche Kampf fand und findet immer dann statt, wenn unerwartet Personal fehlt; an manchen Tagen dachte / denke ich, dass genügend Einsatzkräfte da sind, dann wendet sich schlagartig das Blatt und das wirklich täglich – großer personeller Ausfall aus vielerlei Gründen! Für alle übrigen Leute im Dienst bedeutete dies doppelter Einsatz und blanke Nerven!

Was wünschen Sie »Ihrer« Mensa für die Zukunft? Und was möchten Sie Ihren Leuten, da Sie nicht mehr viele Jahre in der Mensa arbeiten werden, zum Schluss sagen?

Natürlich wünsche ich »meiner« Mensa weiterhin viele begeisterte Gäste und ein gutes Konzept, an den jeweiligen Trends immer orientiert. Die sanierte Mensa Wilhelmstraße werde ich nur noch als Gast betreten, aber ich wünsche mir, dass es so sein mag, wie ich es vor einiger Zeit in Heidelberg erlebte, als ich als Gast dort in einer denkmalgeschützten Mensa im Grünen zwischen vielen jungen Leuten saß und ein Student sagte: »Wir lieben einfach unsere Mensa!« Viel Zustimmung der anderen Tischnachbarn war ihm gewiss. Was für ein Kompliment an eine Mensa!

Obwohl ich noch ein kleines Weilchen in der Shedhalle arbeiten werde, ist dieses Interview doch eine gute Gelegenheit zum Schluss einfach Danke zu sagen. Danke, dass es viele Kollegen mit mir ausgehalten haben und danke, dass ich von jeder Kollegin, jedem Kollegen auch etwas dazu lernen konnte, mich dadurch selbst weiter entwickelt habe.

Meine Zeit im Studierendenwerk war und ist spannend, aufregend und nie langweilig gewesen, immer wieder kamen neue Herausforderungen hinzu; ohne die vielen engagierten Kolleginnen und Kollegen des Studierendenwerks und ohne das wunderbare Mensateam wäre jedoch vieles nicht möglich gewesen. Dem Mensateam gilt mein allergrößter Respekt.



Blick in den Speise- und Kassenbereich der Mensa

Internationalität und Integration

Multikulti in der Hochschulgastronomie

In der Hochschulgastronomie des Studentenwerkes sind von Anfang an viele MitarbeiterInnen aus dem Ausland beschäftigt. Ein gelungenes Beispiel für die Integration dieser Menschen ist die Italienerin Rosina Maffia, die sich im Dezember 1993 nach über 24 Jahren in den Ruhestand verabschiedet hat.

»24 Jahre lang hat Rosina Maffia aus der italienischen Provinz Salerno in der Mensa Wilhelmstraße gearbeitet. Zwischen dem Fließband für die sauberen Teller und dem Fließband für die schmutzigen Teller, zwischen der Ausgabestelle fürs Wahlessen und der Ausgabe fürs Stammessen spielte sich ihr Arbeits-

»Viel geweint habe sie, berichten ihre Kolleginnen, gerade weil die Zeit in der Mensa eine »schöne« gewesen sei.«

leben ab, dessen wenige Stationen sie nach dem Rotationsprinzip wechselte. Daß dieses Arbeitsleben gestern zu Ende ging, hatte Rosina Maffia, die im Juli sechzig Jahre alt wurde, seit Wochen in Traurigkeit versetzt. Viel geweint habe sie, berichten ihre Kolleginnen, gerade weil die Zeit in der Mensa eine »schöne« gewesen sei.

Gestern mittag jedoch war die kleine Frau so glücklich, wie man nur sein kann, wenn ganz unerwartete Freude sich einstellt. Einige Studenten, ehrenwerte Männer und Frauen, denen aufgrund jahrzehntelanger Verbundenheit mit der Universität nicht entgangen war, daß die Frau mit dem kräftigen »Tellä bitta!« ihren Abschied nahm, hatten eine kleine Feier organisiert. »Viel Glück und viel Segen«, sangen sie zur Gitarre. Sekt und Orangensaft flossen, liebevoll gemalte

»Gestern mittag jedoch war die kleine Frau so glücklich, wie man nur sein kann, wenn ganz unerwartete Freude sich einstellt.«

Plakate kündeten von Rosinas Arbeitsleistung (10 Mio. Essen habe sie ausgeteilt) und zum Schluß wurden vor den Augen der gesamten Belegschaft sowie des stellvertretenden Geschäftsführers Karl Lutz viele Wunderkerzen abgebrannt. Wer dabei mehr gerührt war, die überraschte Rosina, die Studenten oder die Kolleg(inn)en, das war schwer zu sagen. Zwei Jahre wird die Italienerin, die wie viele ihrer Landsleute in den Siebzigern nach Deutschland kam, wohl noch in Tübingen wohnen bleiben, dann soll es zurückgehen nach Italien, wo noch zwei Schwestern wohnen, wo es wärmer ist und die Tomatensauce für die Spaghetti, Rosina bekräftigt dies mit leuchtenden Augen, doch noch etwas besser schmeckt als in der Tübinger Mensa.

Autor: Ulrich Janßen

Quelle: Artikel aus dem Schwäbischen Tagblatt vom 16. Dezember 1993



50 Jahre BAföG beim Studierendenwerk

eine Bestandsaufnahme

2021 feiert das Bundesausbildungsförderungsgesetz seinen 50. Geburtstag. Auch heute noch ist das BAföG ein wichtiges Schlüsselinstrument für mehr Chancengleichheit und soziale Durchlässigkeit an den Hochschulen.

Am 26. August 1971 wurde nach der Einstellung der seit 1957 existierenden Studienförderung nach dem Honnefer Modell das BAföG im Bundestag verabschiedet. Die Begründung: »Auf individuelle Ausbildungsförderung besteht für eine der Neigung, Eignung und Leistung entsprechende Ausbildung ein Rechtsanspruch, wenn dem Auszubildenden die für seinen Lebensunterhalt und seine Ausbildung erforderlichen Mittel anderweitig nicht zur Verfügung stehen.« Diese fand Eingang in den noch heute unverändert geltenden §1 BAföG.

Das BAföG wurde zum 1. September 1971 als Vollzuschuss eingeführt. Im Schulbereich gilt diese Regelung unverändert, im Tertiärbereich folgte bereits 1974 eine Grunddarlehensphase, 1983 eine Volldarlehensphase, und seit 1990 die hälftige Teilung in Zuschuss und Darlehen, die bis heute gilt.

Zahlreiche Gesetzesnovellen, vor allem zur Höhe der Ausbildungsförderung, folgten, da diese nach §35 BAföG alle zwei Jahre auf den Prüfstand zu kommen hat. Das vorläufig letzte 26. BAföG-Änderungsgesetz wurde am 8. Juli 2019 verabschiedet. Auch hier lag der Schwerpunkt auf einer Erhöhung der Bedarfssätze, die sukzessive bis 2021 erfolgen soll.

Die Länder führen das Gesetz über die Ausbildungsförderung gemäß Art. 85, 104a II GG im Auftrag des Bundes aus, der über Gesetz- und Zweckmäßigkeit wacht. Bis Ende 2014 wurden die Mittel für die Ausbildungsförderung zu 65 Prozent vom Bund und zu 35 Prozent von den Ländern getragen. Seit Anfang 2015 kommt gemäß §56 Abs.1 BAföG ausschließlich der Bund für diese Mittel auf. Innerhalb Baden-Würt-

tembergs sind die Studierendenwerke gemäß §2 Abs.2 AGBAföG Ämter für Ausbildungsförderung. Sie unterstehen dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst als Fachaufsichtsbehörde.

Das Gesetz über die Studentenwerke in Baden-Württemberg verabschiedete der Landtag von Baden-Württemberg am 23. Januar 1975. Es trat am 4. Februar 1975 in Kraft. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Förderungsabteilung in Tübingen noch dem Studentenwerk e.V. zugeordnet. Die Verantwortung für die Durchführung der Ausbildungsförderung oblag damals der Universität Tübingen, die nach §40 Abs.2 BAföG Amt für Ausbildungsförderung war. Mit Inkrafttreten des Studentenwerksgesetzes wurden die vom Verein betriebenen Einrichtungen, u.a. auch die Förderungsabteilung, auf das Studentenwerk als Anstalt des öffentlichen Rechts übertragen.

Die Universität Tübingen zog das Studentenwerk zunächst zur Durchführung der staatlichen Ausbildungsförderung heran. Dies bedeutete in der Praxis somit keine Veränderung für die Förderungsabteilung. Neu hinzugekommen war im Bereich der Studienfinanzierung lediglich der Darlehensfonds aus Eigenmitteln des Studentenwerks ab Oktober 1975. Aus ihm werden kurzfristig zinslose Überbrückungsdarlehen gewährt.

Die Zuständigkeit erstreckte sich auf die Bearbeitung der Anträge für die Universität Tübingen, die Pädagogische Hochschule Ludwigsburg mit Sitz in Reutlingen, die inzwischen aufgelöst wurde, die Fachhochschule Reutlingen, die Fachhochschule Rottenburg, die Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen Reutlingen, die 1999 nach Ludwigsburg verlagert wurde, die Fachhochschule Albstadt-Sigmaringen, die Staatliche Hochschule für Musik Trossingen, die Theologische Hochschule Reutlingen, die Hochschule für Kirchenmusik in Rottenburg und die Hochschule für Kirchenmusik in Tübingen.

Die Förderungsabteilung selbst war zu diesem Zeitpunkt auf zwei Standorte aufgeteilt. Ein Teil war in der Hölderlinstraße 19 untergebracht und ein Teil in der Westbahnhofstraße 55. Eine Außenstelle in Reutlingen wurde im Jahr 1978 aufgelöst. Die Förderungsabteilung war besetzt mit 1 Förderungsreferent, 4 Gruppenleitern, 19 Sachbearbeitern, 9,5 Mitarbeitern und 1 Sekretärin. Die Zahl der Mitarbeiter basierte auf einer Gesamtzahl von rund 9.900 Förderungsfällen und bedeutete damals für jeden Sachbearbeiter die Bearbeitung von 521 Förderungsakten. Entsprechend dem ersten Jahresbericht des Studentenwerks als Anstalt des Öffentlichen Rechts »verrichten die Mitarbeiter in der Förderungsabteilung daher ihre Tätigkeit unter Anspannung. Durch die Vielfalt von Gesetzesänderungen aber waren sie erneut einer erheblichen Mehrbelastung ausgesetzt. Überstunden waren keine Seltenheit und nur so konnte das Arbeitsvolumen bewältigt werden. Im Kalenderjahr 1975 wurden insgesamt 43.156.000 DM an Förderungsmitteln zur Auszahlung durch die Bundeskasse angewiesen.

Nachdem bereits im Jahr 1975 das Studentenwerk Tübingen mit der Durchführung von Rechtsstreitigkeiten in eigener Verantwortung betraut worden war, wurden ab dem 1. Januar 1980 dem Studentenwerk auch die Aufgaben des Amtes für Ausbildungsförderung übertragen. Das Studentenwerk durfte somit über alle anfallenden Aufgaben im Vollzug des BAföG in eigener Zuständigkeit entscheiden. Dies führte zunächst zu einer sehr schwierigen Personalsituation

In Tübingen war das Jahr 1982 mit einem Umzug der Förderungsabteilung verbunden. Diese war ab März 1982 erstmals »unter einem Dach« in der Karlstraße 11 in Tübingen untergebracht.

Die Entwicklung der Antragszahlen verlief zunächst gleichbleibend, bis der Bundestag im Haushaltsbegleit-

»Trotz Einführung der hälftigen Zuschussförderung im Jahr 1990, die zunächst zu einem Anstieg der Antragszahlen geführt hatte, erreichten diese im Jahr 1998 mit 4.451 Anträgen einen absoluten Tiefpunkt.«

gesetz 1983 vom 20. November 1982, das zum Wintersemester 1983/1984 in Kraft trat, die fast vollständige Streichung der Schülerförderung sowie die Umstellung der Studierendenförderung auf Volldarlehen trotz heftiger Proteste beschloss. Dies zog einen erheblichen Einbruch der Antragszahlen nach sich. Von 8.930 Anträgen im Jahr 1982 sank die Zahl der Anträge auf 5.963. Der Rückgang in den einzelnen Jahren betrug teilweise 10 Prozent. Trotz Einführung der hälftigen Zuschussförderung im Jahr 1990, die zunächst zu einem Anstieg der Antragszahlen geführt hatte, erreichten diese im Jahr 1998 mit 4.451 Anträgen einen absoluten Tiefpunkt. Wurden in den Anfangsjahren des BAföG noch über 40 Prozent aller Studierenden gefördert, lag in Tübingen der Anteil im Jahr 1998 noch bei ca. 13 Prozent. Die Höhe der ausgezahlten Förderbeträge lag noch bei 22,5 Mio. DM. »Der Grund für diese Entwicklung ist in der fehlenden, unzureichenden oder verspäteten Anpassung der BAföG-Freibeträge und Bedarfssätze an die Einkommensentwicklung zu sehen. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch Gesetzesänderungen mit teilweise restriktivem Charakter« (aus dem Jahresbericht 1998).

Mit dem 19. BAföG-Änderungsgesetz, das zum 1. Juli 1998 in Kraft trat, wurden die Fördersätze lediglich um 2 Prozent und die Elternfreibeträge um 6 Prozent angehoben. Dennoch begann ab diesem Jahr ein konstanter Anstieg der Antragszahlen, der seinen Höhepunkt im Jahr 2013 mit 11.710 Anträgen in der Inlandsförderung



Anette Unterseher, Leiterin des BAföG-Amtes

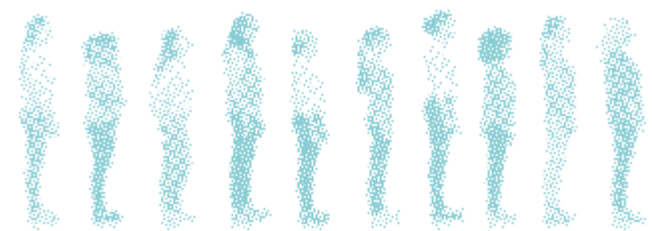
nahm. Diese Zahl ist zum einen der noch bis ins Jahr 2009 geltenden Kurzarbeit und dem doppelten Abiturjahrgang geschuldet. Natürlich beruht sie zum anderen aber auch auf der Fusion der Studentenwerke Tübingen und Hohenheim im Jahr 2007. Diese brachte für die Förderungsabteilung zusätzlich die Bearbeitung der Förderungsanträge für die Universität Hohenheim sowie die Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen und die Hochschule für Kunsttherapie Nürtingen mit sich. Die Förderungsanträge für die Nürtinger Hochschulen wurden nach Tübingen gegeben. Die Hochschule für Kunsttherapie ist mittlerweile in der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt aufgegangen. In Hohenheim verblieb ein separater Standort, der mit 1 Bereichsleiterin und 3 Sachbearbeitern besetzt war und bis heute die Anträge für die Universität Hohenheim bearbeitet.

»Teilweise standen die Studierenden während der Sprechstunde in Tübingen in Schlangen bis auf die Straße.«

Nach einer Sitzung der obersten Bundes- und Landesbehörden für das BAföG im Jahr 2010 ergab eine Berechnung mit dem Königsteiner Schlüssel, dass das Land Baden-Württemberg bis dato im Verhältnis zu den anderen Bundesländern zu wenige Anträge aus dem Bereich der Auslandsförderung bearbeitete.

Lediglich das Studentenwerk Heidelberg war zuständig für die Anträge auf Ausbildungsförderung für einen Aufenthalt in Spanien. Daher übernahm das Studentenwerk Tübingen-Hohenheim von der Bezirksregierung Köln die Zuständigkeit für die Bearbeitung von Anträgen für die Türkei und vom Studentenwerk Oldenburg für Asien. Seit dem 1. Januar 2012 ist das Studentenwerk Tübingen-Hohenheim somit außerdem für die deutschlandweite Bearbeitung der Anträge für einen Studienaufenthalt, Schüleraustausch oder ein Praktikum in großen Teilen Asiens und der Türkei zuständig.

In der Bismarckstraße 24 in Reutlingen wurde daher ein weiteres Gebäude bezogen. Hier fanden 2 Gruppenleiter, 7 Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter der Auslandsförderung, 1 Sekretariatsmitarbeiterin und 1 Verwaltungsmitarbeiterin Platz. Anfangs teilten sich diese das Gebäude noch mit 4 weiteren Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeitern der Inlandsförderung. Diese waren für die einzelnen Hochschulen im Einzugsgebiet des Studentenwerks zuständig. Bald wurde aber das komplette Gebäude mit Ausnahme der Sachbearbeiterinnen für die Anträge der Hochschule Reutlingen für die Auslandsförderung benötigt. Bei einer ursprünglichen Schätzung der vormaligen zuständigen Ämter wurde von 2.400 Anträgen ausgegangen. Ende des Jahres 2012 waren es jedoch 5.442. Dies hatte zur Folge, dass wiederum eine erhebliche personelle Aufstockung vorgenommen werden musste. Die Zahl der Beschäftigten in der Förderungsabteilung belief sich insgesamt auf 53 im Jahr 2013.



Im Jahr 2018 zog schließlich auch die Inlandsförderung nach Reutlingen. Diese ist am Listplatz 1 direkt am Bahnhof untergebracht. Notwendig wurde der Umzug, da das Haupt- und Nebengebäude der Karlstraße 11, 11a in Tübingen abgerissen bzw. saniert wird, um dort Wohnungen unterzubringen. Eine geeignete Unterbringung für das BAföG-Amt konnte in Tübingen nicht gefunden werden.

Seit dem Jahr 2013 ist ein stetiger Rückgang der Antragszahlen zu beobachten. Auch die Gesetzesänderungen 2016 und 2019 konnten keine Trendwende herbeiführen. Die Bedarfssätze für bei den Eltern wohnende Studierende wurden im Jahr 2019 auf 474 € erhöht, für auswärts wohnende sogar auf 744 €. Dennoch lag die Antragszahl im Jahr 2019 im Inland noch bei 7.826 und im Ausland bei 4.257 Anträgen. Das Fördervolumen betrug 42.737.000 €. Grund hierfür ist die stabile wirtschaftliche Lage speziell in Baden-Württemberg.

Die Antragsbearbeitung selbst hat sich nicht wesentlich verändert. Die BAföG-Formblätter existieren seit der Einführung weitgehend in derselben Form, die nur den gesetzlichen Änderungen immer wieder angepasst werden musste. Die größte Umgestaltung der Formblätter findet aktuell statt. Erstmals erfolgt auch im Hinblick auf das Layout eine komplette Überarbeitung und die BAföG-Formblätter erscheinen in ganz neuem Gewand. Eine »Bewerbung« um BAföG ist mittlerweile nicht mehr notwendig. Auch auf das Passfoto wird inzwischen verzichtet. Der persönliche Kontakt zum zuständigen Sachbearbeiter war den Antragstellerinnen und Antragstellern früher sehr viel wichtiger. Teilweise standen die Studierenden während der Sprechstunde in Tübingen in Schlangen bis auf die Straße. Inzwischen wurde der persönliche Kontakt verstärkt durch E-Mail-Kontakt ersetzt. Allerdings bevorzugen viele immer noch den persönlichen Kontakt zur Sachbearbeiterin oder dem Sachbearbeiter. Dies zeigen auch die Besucherzahlen des BAföG-InfoPoints, der inzwischen in

der Keplerstraße 2 in Tübingen untergebracht ist. Auch die Sprechstunde in Reutlingen ist immer gut besucht.

Den größten Unterschied für die Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter brachte mit Sicherheit aber die Einführung des EDV-Programmes VESA-BAföG mit sich. Bis dahin mussten die Daten noch manuell erfasst werden. Trotz zahlreicher Unzulänglichkeiten des Programmes wurden die BAföG-Leistungen ab 1. März 1998 nach VESA-BAföG bezahlt. Im Jahresbericht 1998 heißt es hierzu: »Das MWK hat einen Auftrag erteilt, auf Grund dessen die von den Studentenwerken angemahnten Programmängel beseitigt werden sollten. Voraussichtlich wird am Ende ein wesentlich anderes Programm stehen, das tatsächlich zur Erleichterung der Sachbearbeitung dient.« Seit Mitte 1997 wurde an der Version VESA2-BAföG gearbeitet. Dieses neue Programm sollte nach Aussage des MWK ursprünglich 2001 in Echtbetrieb gehen. Beim Studentenwerk Tübingen wurde VESA2 dann schließlich zum März 2003 eingeführt. VESA2 wurde im Juni 2013 durch die Bearbeitungssoftware BAföG/Dialog21 abgelöst. Die Einführung dieses Programmes ging nicht wesentlich anders vonstatten. »Trotz umfangreicher Nachbesserungen am Programm lief Dialog21 bis zum Ende des Jahres 2013 noch immer nicht einwandfrei.

Der nächste Schritt ist sicherlich die Einführung einer elektronischen Akte, die dann auch eine medienbruchfreie Antragstellung mit Übernahme der Daten direkt in das Bearbeitungsprogramm möglich macht. Derzeit ist dies nur mittels De-Mail möglich.

Autorin: Anette Unterseher

Studentisches Wohnen

aktuelle Tendenzen im Wohnheimsektor

Das Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim bietet Studierenden mit insgesamt 5.988 Wohnheimplätzen an 8 Standorten einen wichtigen Infrastrukturbaustein. Nicht zuletzt aufgrund der angespannten Wohnraumsituation und der stetigen Mietpreissteigerungen der letzten Jahre auf dem privaten Wohnungsmarkt sind die vergleichsweise niedrigen Mietpreise ein bedeutender Aspekt des sozialen Auftrags des Studierendenwerks. Der Erfahrungsaustausch zwischen Studierenden in höheren Semestern und Erstsemestern im Wohnheim ist wesentlich einfacher und erleichtert die Integration und den Studieneinstieg. Darüber hinaus tragen die Wohnheimplätze des Studierendenwerks am jeweiligen Hochschulstandort nicht unwesentlich zur Regulierung der privaten Wohnmarktpreise für Studierende bei. Über die wichtigsten Entwicklungen innerhalb des Wohnungswesens berichtet die Teamleiterin aus Hohenheim, Angela Muhl.

Entwicklung

Mit zunehmenden Zahlen von Studierenden, die immer öfter fern der Heimat ihr Studium aufnehmen, gleichzeitig auf bezahlbaren Wohnraum angewiesen sind und den Austausch mit Kommilitonen suchen, erfreute sich ab den 1960er Jahren eine neue Wohnform zunehmender Beliebtheit – die Wohngemeinschaft. Junge Menschen teilen sich Küche und Bad und organisieren ihr Studentenleben gemeinsam. Zu dieser Zeit war es keinesfalls selbstverständlich, dass jeder ein eigenes Zimmer anmieten konnte; Doppelzimmer gehörten durchaus zum Standard – was heute kaum noch vorstellbar ist, verzeichnen wir doch in den letzten Jahren eine stetig steigende Nachfrage nach individuellem Wohnraum in Einzelappartements. Im Jahresbericht des Studentenwerks Hohenheim aus dem Jahr 1992 ist zu lesen: »Die letzten Doppelzimmer werden sukzessive auf Einzelzimmer umgestellt, mit dem Ziel, ab 1993 nur noch Einzelzimmer anzubieten.«

Nicht nur die Wünsche nach der Wohnform haben sich in den letzten Jahren verändert, auch die quantitative Nachfrage nahm mit wachsenden Studierendenzahlen zu. Um nur den Standort Hohenheim beispielhaft zu nennen, verdoppelten sich innerhalb von 10 Jahren ab 1976 aufgrund geburtenstarker Jahrgänge, zunehmendem wirtschaftlichen Wohlstand und entsprechendem Studienangebot bis ins Jahr 1986 die Studierendenzahlen auf 5.513. Zu diesem Zeitpunkt lag die Versorgungsquote mit Wohnraum beim Studentenwerk Hohenheim bei ca. 7 Prozent. Das in den 70er Jahren neu gebaute Studentenwohnheim Schwerzstraße 1–3 gehört übrigens noch heute zum Portfolio des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim; in 2007 erfolgte eine energetische Sanierung der Außenfassade, in absehbarer Zeit ist die Sanierung des Innenbereichs zur nachhaltigen Nutzung der Immobilie geplant. Heute betreut das Studierendenwerk am Standort Hohenheim ca. 8.500 Studierende, für die 1295 Wohnheimzimmer angeboten werden, woraus sich eine Versorgungsquote von ca. 15 Prozent ergibt. Nicht genug damit: in nicht allzu ferner Zukunft wird ein weiteres Wohnheim in der Fruwirthstraße gebaut.



Tutoren Hohenheim 2017



Bereits 1985 entstanden in der Fruwirthstraße die sogenannten Erdhügelhäuser, ein für die damalige Zeit sehr innovatives Wohnheim-Konzept. Das aus 6 Einzelgebäuden mit 158 Wohnheimplätzen bestehende Wohnheim fand Erwähnung in verschiedenen Architekturzeitschriften aufgrund der ökologischen Bauweise in Verbindung mit seinerzeit neuartigen Komponenten der passiven Solar-Energienutzung und der effizienten Energieverwendung; die baulichen Maßnahmen sollten zu kommunikativem Zusammenleben mit solidarischem Nutzerverhalten führen. Im Vordergrund aller Überlegungen stand der Wohnwert, welcher durch gestalterische und technische Maßnahmen erhöht werden sollte. Grundriss und sorgfältige Auswahl von Materialien waren dafür entscheidend. Um nur ein paar wenige gestalterische Maßnahmen zu nennen: alle Fenster sowie die Sonnenrichter in jedem Treppenhaus können ausschließlich nach Süden geöffnet werden, alle anderen Seiten sind von Erde bedeckt und mit Grasdächern versehen. Vor den Häusern befinden sich Biotope zur Senkung der Tag/Nacht-Temperaturdifferenz, die Grundrisse vermeiden überflüssige und anonyme, nicht dem Lebensraum zuordnungsfähige Flächen wie lange Flure etc. Der Gemeinschaftsraum mit Küche und das Treppenhaus bilden den Mittelpunkt der Häuser und somit den Treffpunkt für Kommunikation. Es ließen sich noch weitere Aspekte der Wohnanlage nennen. Das Interesse an dem fertiggestellten Wohnheim war sehr groß, es wurde mehrfach in der Fachpresse beschrieben und dementsprechend oft besucht und bestaunt.

Ein Bewohner erwähnte gegenüber der Stuttgarter Zeitung vom 2. April 2015 »Sie nennen uns Hobbits. Dafür nennen wir die Wohnheime außerhalb unserer Wohnanlage Mordor«. So lässt sich sogar noch ein Bezug zu Tolkiens Werk herstellen. Der Fantasie sind bekanntlich keine Grenzen gesetzt, ob diese an einem geselligen Abend im Gemeinschaftsraum dieses Wohnheims beflügelt wurde, werden wir wohl nicht erfahren.

Bologna-Reform und andere veränderte Rahmenbedingungen:

Passenderweise kann man von einer Jahrhundertveränderung sprechen, mit Auswirkungen auf die Anforderungen an die soziale Infrastruktur in den Wohnheimen. Vor der Bologna-Reform im letzten Jahrhundert bestand das Studium aus einer Phase, die mit einem Studienabschluss endete. Mit Umsetzung der Bologna-Reform veränderte sich das Studium, es besteht nun aus zwei kürzeren Phasen.

Bereits mit Abschluss des Bachelor-Studiums erlangen Studierende ihre erste berufliche Qualifikation. Das anschließende Master-Studium wäre also nicht zwingend erforderlich. Die Einführung des achtjährigen Gymnasiums und die Abschaffung der Wehrpflicht bei männlichen Studierenden trugen zusätzlich dazu bei, dass Studierende sowohl bei Studienbeginn als auch beim Abschluss jünger sind.

Ein wichtiges Ziel der Bologna-Reform war es, einen europäischen Standard zu schaffen, um die Mobilität innerhalb Europas während und insbesondere nach dem Studium zu vereinfachen.

All dies führte zu einer veränderten Studierendenschaft, es wird kürzer studiert, die Wohnzeit im Wohnheim liegt mittlerweile im Schnitt bei ca. 17 Monaten, der Zeitdruck ist wesentlich höher als vor Bologna. Die Nachfrage nach unmöblierten Zimmern ist faktisch nicht mehr existent. Vielmehr steigt die Nachfrage nach möblierten Apartments mit maximaler Privatsphäre zum ungestörten individuellen Lernen. Für die meisten Studierenden ist es der erste Schritt in die Selbstständigkeit fernab des Elternhauses mit zum Teil gerade einmal 17 Jahren. Die Wohnheimverwaltungen und die Hausmeister sind daher oft erster Ansprechpartner bei alltäglichen Fragestellungen und stehen den Studierenden mit Rat und Tat zur Seite.

Internationalisierung

Die im vorigen Absatz erwähnte angestrebte Mobilität ist natürlich keine Einbahnstraße. Der internationale Standard und die Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen ermöglichen gleichermaßen auch die Internationalisierung an deutschen Universitäten. Die von den Hochschulen umgesetzte Internationalisierung spiegelt sich in den Wohnheimen wider. Geht man durch die Wohnheime, kann man auf Studierende aus nahezu allen Kontinenten treffen.

Ein bereichernder und spannender Kulturen-Mix in den Wohnheimen bedeutet auf der anderen Seite ein langfristig geplantes Belegungsmanagement in Abstimmung mit den Internationalisierungsbestrebungen der Universitäten zur größtmöglichen Integration aller Bewohner. Studierende aus dem Ausland stünden sonst vor der beinahe unmöglich zu bewältigenden Herausforderung, für die Dauer des Studiums aus dem Ausland ein Zimmer zu finden und anzumieten.

Nachdem die Wohnraumfrage gelöst ist, stellen sich natürlich noch viele weitere Fragen. Im Auftrag des Studierendenwerks engagieren sich an den beiden Universitätsstandorten Tübingen und Hohenheim internationale Tutoren und bieten nützliche Hilfen und Unterstützung an, wie Versorgung mit Hausrat bei eigens dafür veranstalteten Flohmärkten, Erläuterung von Rundfunkgebühren und dem damit verbundenen Verwaltungsakt oder auch Infos zur Mülltrennung, des Weiteren vielen Freizeitaktivitäten wie Kennenlernpartys, Sightseeing und sportliche Angebote wie Volleyball- oder Fußballturniere. Mit zunehmender Internationalisierung der Universitäten wurden beim Studierendenwerk Zug um Zug Informationsschreiben, und Internet-Auftritt mehrsprachig. Für die Mitarbeiter, die mit den Studierenden in Kontakt stehen, gehört Zweisprachigkeit zum Standard.

Ausblick / Zukunft Digitalisierung im Wohnheim

Nun, wenn wir uns die Frage stellen, was das Wichtigste für Studierende im Wohnheim ist – liegen wir falsch, wenn wir das Mobiliar oder sonstige Aspekte des Zimmers annehmen? Ja, es ist eine schnelle Internetverbindung mit hohem Datenvolumen. Neben vielen Freizeitbeschäftigungen rund ums Internet gewinnt es zunehmend an Bedeutung an den Hochschulen. Online-Vorlesungen gewinnen immer mehr an Bedeutung. Nicht zuletzt in 2020 wurde diese Entwicklung beschleunigt. Wie sieht das Wohnheim der Zukunft aus?

Vieles können wir uns heute noch nicht vorstellen, wir befinden uns aktuell in einer Zeit des Wandels, in der die Technik mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Die Welt wird »smarter«, sicher auch die Wohnheime. Vorstellbar sind Waschmaschinen, die per App gesteuert und bezahlt werden, elektrisches Licht, das sich der Tageszeit und der Anwesenheit von Personen anpasst, automatische Türen, smarte Kühlschränke, Zimmeröffnung über Pins, Bildschirme, die zeitnah informieren und den Aushang am sogenannten schwarzen Brett ersetzen. Das Leben in einem Wohnheim des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim bleibt also auch in den nächsten Jahren spannend und unterliegt so manchem Wandel.

Autorin: Angela Muhl



Angela Muhl,
Teamleiterin Wohnungswesen
für den Bereich Hohenheim

Kultureller Austausch und Weiterbildung

durch deutsch–französische Partnerschaft

Seit Mitte der 70er Jahre wurden über das Deutsche Studentenwerk e.V. in Bonn (heute Berlin) Partnerschaften der deutschen Studentenwerke mit den französischen CROUS (Centre Régional des Œuvres Universitaires et Scolaires) vermittelt und gefördert. Nachdem in Tübingen bereits eine Städtepartnerschaft mit Aix-en-Provence bestand und auch die Universitäten an beiden Orten Kontakte miteinander pflegten, bot es sich an, dass das Studentenwerk eine Verbindung zum Crous Aix-Marseille suchte.

Alles begann mit dem gegenseitigen Kennenlernen der beiden Chefs, dem französischen Directeur Maurice Moulins und dem deutschen Geschäftsführer Rudolf Pörtner im Jahr 1979. Dann folgten Treffen der Mensaleiter, französische und deutsche

Köche lernten sich kennen, später gab es Fahrten, an denen Personal des Studentenwerks und interessierte Studierende teilnehmen konnten. Für die Tübinger war es interessant, in den Süden Frankreichs zu reisen, neue Landschaften und fremde Städte zu entdecken, die Partnerstädte Aix-en-Provence und Marseille zu durchstreifen, das Land zu sehen, von dem so viele große Maler inspiriert worden sind, von dem man als Bewohner des »Nordens« schwärmt, vor allem, wenn die Temperaturen dem Nullpunkt nahe sind und die dicken grauen Regenwolken nicht weichen wollen. Die Studierenden konnten sich an einer französischen Universität umsehen, vielleicht schon im Hinblick auf ein mögliches Studium. In Aix-en-Provence und in Tübingen konnte man sich schon seit vielen Jahren für einen deutsch–französischen Studiengang einschreiben.



Ehemalige MitarbeiterInnen des Studierendenwerks im Hafen von Marseille, 1997



Ein frühes Erinnerungsfoto aus Frankreich

Die Kollegen aus Aix-en-Provence, Marseille und auch aus Avignon, dessen Hochschuleinrichtung ebenfalls vom C.R.O.U.S. Aix-Marseille versorgt wird, wurden auch in Tübingen mit viel Interesse erwartet. Sie besichtigten die Studentenwohnheime, es gab Vorträge mit französischer Übersetzung über die unterschiedlichen Arbeitsweisen. Wenn Köche kamen, gab es in den Mensen französische Wochen, die bei Studierenden und Personal sehr beliebt waren. Bei Stadtführungen und Ausflügen lernten die Gäste, für die dieser Aufenthalt oft der erste Kontakt mit Deutschland war, die schwäbische Region kennen.

Ein Bericht von Teilnehmern einer Reise aus 1985 illustriert dies

Man war gemeinsam mit Studenten und Mitarbeitern mit dem Bus in die Partnerstadt gefahren, in den Süden, die Provence; man genoss die Sonne, das Meer, und den Duft des Südens! Man bekam sehr viel Interessantes mit bei den Führungen durch die Einrichtungen unseres Partnerstudentenwerks, über die zum Teil unterschiedliche Arbeitsweise in den französischen Wohnheimen, und in den Mensen war man gespannt auf die Zubereitung der französischen Menüs. Beim Mittagstisch waren die Kolleginnen und Kollegen vom französischen Essen sehr angetan. Die Essgewohnheiten sind verschieden, hier in Frankreich nimmt man sich Zeit. Man wurde mit einem Apéritif empfangen, zu jedem Gang gab es den passenden Wein, Vorspeise, Hauptgericht, Dessert, Käseplatten zum Ausschuchen, Brot und Wasser gratis. Nach und nach lernte man, dass man sich besser nicht – wie von daheim gewohnt – den Teller gleich beim ersten Gang vollpacken sollte. In der Partnerstadt war man in Studentenwohnheimen untergebracht auf einem abends abgeschlossenen Areal. Das kannten die Tübinger vom einheimischen Campus nicht. Auch die Betten waren gewöhnungsbedürftig, man steckte unter der straff gespannten Decke fest. Bevor es in Aix-en-Provence zu Bett ging, war man jedoch in der Stadt unterwegs. Man hatte nach einer Stadtführung am Nachmittag Lust auf den Cours Mirabeau, die große Prachtstraße mitten in Aix-en-Provence mit den vielen Cafés, darunter auch das berühmte Café »Les Deux Garçons«. Man genoss den Wein, französische Cocktails ... und trat dann gutgelaunt den Heimweg an – bis zum abgeschlossenen Tor des Areals. Doch mit vereinten Kräften überwand man sportlich das große Eingangstor.

»(...)In der Partnerstadt war man in Studentenwohnheimen untergebracht auf einem abends abgeschlossenen Areal. Das kannten die Tübinger vom einheimischen Campus nicht. (...)«

Die Begegnung mit Kolleginnen und Kollegen, die im jeweiligen Arbeitsbereich tätig sind, ist wichtig. Man kann sich beim Partner informieren, man bekommt Anregungen, die für die eigene Arbeit nützlich sind. Das kann dazu beitragen, dass man daheim wieder motivierter ans Werk geht und Anregungen aufgreift.

**Autorin:
Ingrid Gerlach**

Mit den Kollegen auf Reisen

ein Rückblick auf zahlreiche Betriebsausflüge

In den 90er Jahren ist aus dem Studentenwerk ein Sozialdienstleister mit hunderten Beschäftigten geworden. Für die MitarbeiterInnen werden neben den deutsch-französischen Partnerschaftsausfahrten auch immer regelmäßiger Betriebsausflüge angeboten.

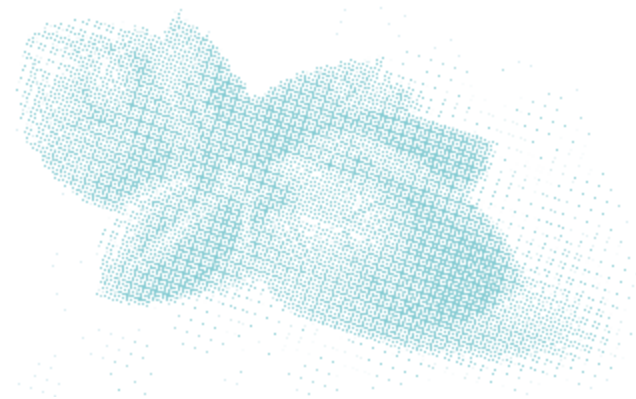
Es ging hinaus ins Land, die anderen baden-württembergischen Studierendenwerke waren mehrmals interessante Ziele. Die Universitätsstädte Freiburg, Heidelberg, Konstanz und Ulm wurden besucht. Auch in ländliche Gebiete fuhr man, in den Schwarzwald zu den Vogtsbauernhöfen und zum Triberger Wasserfall. Es ging an den Rhein nach Mainz, man war im Gutenbergmuseum und durfte dort selbst mit der historischen Druckmaschine eine Seite mit einem historischen Text drucken. In Baden-Baden ging es zum Südwestrundfunk, zur Stadtführung, ins Casino, es gab auch Badefreudige, die es in die Caracalla-Therme zog. Darüber hinaus wurden Wanderungen organisiert: über die Schwäbische Alb, zur Burg Lichtenstein, zur Nebelhöhle oder zum Roßberg – die einen gingen dabei zu Fuß, die anderen nahmen den Bus. Das Schloss in Ludwigsburg mit anschließender Schifffahrt sowie die Burg Beilstein waren ebenfalls schöne Ziele, die ein zweites Mal nach der Fusion mit dem Studierendenwerk Hohenheim alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begeisterte. Zusammen mit den Kollegen aus Hohenheim fuhr man auch wieder an den Bodensee, man war früher schon in Lindau und auf dem Pfänder, nun ging es nach Friedrichshafen und ins Zeppelinmuseum.

In den vielen Jahren ist es immer gut gelaufen, es sind jedes Mal alle Ausflügler wieder gut heimgekommen, niemand ging verloren. Verspätete bei der Busfahrt zurück nach Hause gab es zwar, aber die Kolleginnen und Kollegen haben sie erfolgreich vor der Abfahrt noch eingesammelt. Auf die Betriebsausflüge freuen sich die Tübinger und Hohenheimer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter jedes Jahr.

»(...) und es fördert die Gemeinschaft und die Toleranz im Kollegenkreis, man lernt sich besser kennen.«

Es ist für viele von ihnen, vor allem auch für diejenigen Kolleginnen und Kollegen aus anderen Nationen, eine gern genutzte Möglichkeit, interessante Orte kennenzulernen, und es fördert die Gemeinschaft und die Toleranz im Kollegenkreis, man lernt sich besser kennen. Man sieht sich bei acht Hochschulstandorten und den vielen Außenstellen sonst selten, es wird hauptsächlich telefoniert und gemailt.

Autorin: Ingrid Gerlach



Vegetarische Gerichte für die Mensa

das nachhaltige Bewusstsein wächst

Ender der 90er Jahre nimmt sich das Studentenwerk dem zunehmenden Wunsch nach vegetarischen Gerichten an. Neben dem Schlatterhaus werden nun auch in der Wilhelmstraße täglich fleischlose Speisen angeboten. Früher Befürworter dieses Trends ist auch der damalige AStA-Referent Boris Palmer.

Eingefleischte Mensaesser schätzen die Abwechslung. Darum gibt es längst auch vegetarisches Essen, etwa im Schlatterhaus. Am gestrigen Montag nun wurde das vegetarische Essen in der Mensa Wilhelmstraße gleichsam zum zweiten Stammessen erhoben, das fortan tagtäglich von einem eigens dafür eingerichteten Band rollt.

Der Chef des Studentenwerks Eberhard Raaf sagte bei der Einweihung von Ausgabeband drei gestern kurz vor Mittag: »Wir haben damit das Angebot an Mahlzeiten für die Studierenden erweitert.« Niemand, so Raaf, solle das Gefühl haben, daß ihm von nun an verordnet werde, was er zu essen habe. »Selbstverständlich haben alle, die bei uns essen, auch weiterhin die Wahl zwischen vegetarisch und nicht-vegetarisch.« Beide Essen kosten auch den gleichen Preis, nämlich 3,80Mark, und fürs erste sind es rund tausend Mahlzeiten, die täglich an Band drei ausgegeben werden sollen. »Wenn der Bedarf größer ist, sind wir schnell in der Lage, die Zahl der Mahlzeiten zu erhöhen«, sagt Wolfgang Hospach, der Leiter der Speisebetriebe, die das Tübinger Studentenwerk (Anstalt des öffentlichen Rechts) unterhält.

Der technische Aufwand, der unternommen werden mußte, um Band drei einzurichten, kostete etwa 15.000Mark. Der Mensabetreiber Stuwe und sein Geschäftsführer Raaf sehen darin auch in Zeiten der Mittelstreichungen eine sinnvolle Investition. Das Stuwe konnte damit zwar keine neuen Arbeitsplätze schaffen, aber so Raaf, »immerhin dafür sorgen, daß keine Arbeitsplätze abgebaut werden.« Das neue Band mit der Öko-Kost hat übrigens zur Folge, daß einmal die

langen Schlangen beim Wahlessen (dort war das Vegetarische bislang integriert) kürzer werden, und zum anderen in der Prinz-Karl Mensa künftig wieder das normale Stammessen ausgegeben werden kann.

Bei der gestrigen Bänderöffnung in der Mensa Wilhelmstraße waren übrigens auch zwei Vegetarismus-Aktivistinnen von der Grünen Hochschulgruppe zugegen. Ulrich Narr und Boris Palmer, der außerdem den Posten des AStA-Referenten für Umwelt und Verkehr innehat. TAGBLATT-Umweltpreisträger Palmer gehörte zu jenen, die schon früh das Gespräch mit dem Studentenwerk und seinem Leiter suchten, um das Tübinger Mensa-Essen ökologisch zu reformieren. Gestern verteilte er in der Mensa eine »kleine Chronologie des vegetarischen Fortschritts« in den Mensen, nach der die Uni-Grünen bereits mit von der Partie waren, als 1993 ein Alternativessen mit Bioprodukten eingeführt wurde; und drei Jahre später schlugen sie dem Stuwe »eine ökologisch-soziale Reform der Mensapreise vor«.

Quelle: Schwäbisches Tagblatt vom 26. Mai 1998



Kurzmeldungen aus dem StuWe



Das Semesterticket berechtigt zur Nutzung der Busse und Bahnen rund um Tübingen

Die Einführung des Semestertickets

Am 1. April 1996 ist es soweit! Das von der Stadtverkehr Tübingen GmbH und dem Studentenwerk Tübingen gemeinsam erarbeitete Semesterticket wird zum 1. April 1996 eingeführt. Das für 6 Monate gültige Semesterticket kann zum Preis von 45DM (plus einem um 25DM erhöhten Semesterbeitrag, den alle Studierenden bereits bei der Immatrikulation oder Rückmeldung entrichtet haben) erworben werden. Für alle Studierende hier nochmals das Wichtigste über das Semesterticket in Kürze: das Semesterticket ist während des ganzen Semesters, also 6 Monate von April bis September und von Oktober bis März gültig; für umgerechnet 11,70DM pro Monat kann das dichte Liniennetz des TüBus benutzt werden, beispielsweise im 10 Minuten Takt von der Neuen Aula zur Morgenstelle oder an einer der über 300 Haltestellen in der Nähe der Wohnung einsteigen und schnell und bequem in die Stadt fahren. (...) Das Semesterticket bekommen Sie gegen bar bei allen TüBus Verkaufsstellen wenn Sie dort ihren gültigen Studentenausweis der Uni Tübingen vorlegen (...)

Quelle: Aus dem Info des Studentenwerks vom Januar 1996

Übernahme der Mensa Rottenburg

Bis April 2007 wurde die Mensa-Ausgabestelle in Rottenburg von der dortigen Hochschule für Forstwirtschaft selbst betrieben. Seit Mai 2007 bewirtschaftet das Studierendenwerk die Mensa mit Cafeteria. Im Rahmen des Betriebsübergangs übernahm das Studierendenwerk das bisherige Personal von der Hochschule. Heute sind in der Mensa Rottenburg fünf Mitarbeiterinnen beschäftigt.

Quelle: Jubiläumsbroschüre des StuWe, 10 Jahre Studierendenwerk »Tübingen-Hohenheim«, 2017 S. 34

Die Problematik um das Schlatterhaus

Bei Umfragen unter Studierenden schnitt das Schlatterhaus im Vergleich zu anderen Tübinger Mensen immer am besten ab: Atmosphäre, Sauberkeit, Wartezeit. Vegetarisches Angebot, Quantität der Portionen sowie das angeschlossene Café Abendrot – das waren die wesentlichen Gründe für die Beliebtheit des Schlatterhauses. Und dennoch erklommen zuletzt immer weniger Studierende mittags den Österberg, im Schnitt 60 bis 70 Esser. Zu wenig für den langjährigen Pächter,

das Studentenwerk Tübingen: Laut Geschäftsführer Eberhard Raaf müssten »mindestens 450 Essen am Tag« verkauft werden, damit das Studentenwerk die Mensa Schlatterhaus rentabel betreiben könnte. Als Folge droht dem traditionsreichen Speisesaal – den ersten Mittagstisch gab es hier bereits am 1. Mai 1914 – jetzt das Aus: Zum 1. September 2001 hat das Studentenwerk den Pachtvertrag mit der Evangelischen Landeskirche gekündigt.

Quelle: Attempto 11/2001



Mensa Rottenburg

Aus Wohnheim-Mietern werden Hausbesitzer

Die Idee ist beinahe 25 Jahre alt, jetzt wird sie Realität: Das Stabsgebäude der Thiepvalkaserne in der Schellingstraße 6 wird Eigentum der Bewohner. Der Weg für den Kauf vom Bund ist frei. Nach zähem Ringen einigten sich die Bewohner und das Tübinger Studentenwerk, Anstalt des öffentlichen Rechts, über den Kauf der beiden Häuser im Hinterhof. (...)

Studierende, Arbeitslose, Handwerker, Selbständige und eine Handvoll Kinder – so sieht die bunte Wohnvielfalt in der westlichen Ecke der 1914 erbauten Thiepvalkaserne seit langem aus. Als 1980 die französischen Streitkräfte das gesamte Areal räumten, wurde der einstige Offiziertrakt besetzt. Zwei Jahre später übernahm das öffentlich-rechtliche Studentenwerk das denkmalgeschützte Gebäude als Mieter vom Bund und errichtete im Hinterhof zwei weitere Häuser in Leichtbauweise. Offiziell als Studentenwohnheim deklariert, herrschten in der Schellingstraße jedoch immer etwas andere Zustände als in den übrigen Studentenwerk-Heimen. Man lebte in Wohngemeinschaften, suchte sich die Mitkommunarden selbst aus – nicht nur unter Studenten.

Quelle: Schwäbisches Tagblatt – 11. August 2004



2007 bis heute

Studentenwerk im Aufbruch

Neue Herausforderungen für das Studierendenwerk

Elif Ekin ist mein Name. Ich bin 20 Jahre alt und studiere hier in Reutlingen im dritten Semester an der ESB Business School International Business. Meine Eltern kamen vor 22 Jahren aus Izmir nach Deutschland, genauer gesagt ins Ruhrgebiet. Ich bin hier geboren und aufgewachsen, Deutschland ist mein Heimatland. Dennoch fühle ich mich auch der türkischen Kultur sehr verbunden. Quasi in zwei Welten zu leben, hat mich darin bestärkt, einen so internationalen Studiengang wie International Business zu wählen. Nach meinem Studienabschluss möchte ich gern für ein international tätiges Unternehmen, gern auch im Ausland, arbeiten.

Vom Ruhrgebiet ins eher ländliche Reutlingen zu ziehen, war für mich anfangs eine Umstellung. Hier hat mir sehr geholfen, dass ich einen Platz in einem Wohnheim direkt auf dem Campus erhalten habe. Das Wohnheim ist noch ganz neu und wurde erst 2015 fertiggestellt. Ich wohne hier in einem Zimmer in einer 6er WG, zusammen mit drei Deutschen, einer Chinesin und einem Brasilianer. Es ist toll, dass hier so viele, auch internationale Studierende gemeinsam wohnen. So habe ich schnell Anschluss und neue Freunde gefunden.

Von meinen Lehrveranstaltungen oder vom Wohnheim sind es nur wenige Gehminuten zur Mensa, wo ich mich mit meinen Kommilitonen ab und an zum Mittagessen treffe. Seit einigen Monaten gibt es dort die neue Menülinie mensaVital mit leichten und etwas ausgefalleneren Gerichten. Daher entscheide ich mich

oft für dieses Essen, auch wenn es etwas teurer ist. So oft schaffe ich es aber nicht, eine richtige Mittagspause zu machen. Dann hole ich mir einen Kaffee und ein belegtes Brötchen in der Cafeteria. Das Snackangebot in der Cafeteria hat sich im vergangenen Jahr sehr verbessert. Jetzt gibt es auch verschiedene Wraps oder Fladenbrote, die ich lecker finde. Am liebsten esse ich das Fladenbrot »Prinzessin Kichererbse« mit Hummus, Tomate, Paprika und Mango, weil es ein bisschen orientalisches schmeckt.

Ich habe gesehen, dass das Studierendenwerk vor einiger Zeit die Info-Kampagne Becherwischer ins Leben gerufen hat, um auf die durch To-Go-Becher entstehende Müllproblematik aufmerksam zu machen. Daher finde ich es gut, dass es in der Cafeteria mittlerweile gar keine To-Go-Becher mehr gibt, sondern nur noch Porzellantassen. Um den Kaffee in die Vorlesung mitzunehmen, bringe ich meinen Mehrwegbecher mit.

Im kommenden Jahr ist bei uns im Studiengang ein Praxissemester geplant. Das möchte ich gern in der Türkei bei einem großen internationalen Unternehmen absolvieren. Derzeit bin ich auf der Suche nach passenden Praktikumsstellen. Parallel bin ich gerade dabei, einen Antrag auf Auslands-BAföG zu stellen. Da trifft es sich gut, dass das Studierendenwerk für die Ausbildungsförderung in der Türkei zuständig ist. Ich habe schon einen Termin im BAföG-Amt hier in Reutlingen vereinbart, um mich über alles genau zu informieren.

Autorin: Nicole Lang

Das Studierendenwerk managen

zentrale Herausforderungen und Fragestellungen

Jedes Jahr veröffentlicht das Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim einen umfangreichen Jahresbericht, dem sich viele interessante Kennzahlen und Fakten entnehmen lassen. Doch was bedeuten diese Zahlen für die Verwaltung des Studierendenwerks und seine täglichen Herausforderungen und Fragestellungen?

Das Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim ist in Baden–Württemberg eines der größten Studierendenwerke. Mit 51.472 Studierenden betreute es im Wintersemester 2018/2019 die zweitgrößte Anzahl, nach dem Studierendenwerk Stuttgart (59.368).

Auch bei verschiedenen anderen Kennzahlen wie Mitarbeitern (Vollzeitäquivalente), Bett- und Tischplätzen sowie den Gesamteinnahmen ist das StuWe führend. Auch die räumliche Ausdehnung ist enorm und stellt die Geschäftsführung und seine MitarbeiterInnen immer wieder vor enorme Herausforderungen.

Die Herausforderung der räumlichen Ausdehnung

Eine Auflistung der normal üblichen Geschäftszahlen vermittelt selten ein Gefühl für die räumlichen Distanzen, sodass mit ein paar Beispielen hier eine Ahnung der räumlichen Ausdehnung vermittelt werden soll. Von Tübingen aus fährt man ca. 1 Stunde und 7 Minuten in das entfernteste Wohnheim in der Kaiser–Wilhelm–Straße in Geislingen an der Steige und ca. 1 Stunde in die Mensa/Cafeteria nach Trossingen.

Von einer Ecke zur anderen Ecke unseres Betreuungsbereichs ist man also schon auf ca. 170 Kilometern ca. 2 Stunden mit dem Auto unterwegs. Zum Vergleich: Zwischen Stuttgart und Augsburg liegt ungefähr die gleiche Wegstrecke, und man ist auch ungefähr die gleiche Zeit unterwegs.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wohnen überall und weit entfernt

Was bedeutet dies aber genau für das Studierendenwerk? Ein interessanter Aspekt, der im Rahmen eines möglichen Umzugs der Hauptverwaltung des Studierendenwerks von uns untersucht wurde, ist die aus dieser räumlichen Größe folgende Verteilung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Man kann davon ausgehen, dass die Mitarbeiter von allen räumlichen Außenpunkten der Geschäftstätigkeit des Studierendenwerks noch einmal ein ganzes Stück weiter entfernt wohnen. Dabei wurden noch nicht einmal die Mitarbeiter dieser Außenstandorte geprüft, sondern nur diejenigen der Hauptverwaltung und der Zentralbereiche. Die Mitarbeiter wohnen also in ganz unterschiedlichen Regionen, lesen unterschiedliche Tageszeitungen, haben ganz unterschiedliche Anfahrtswege und Verkehrswege oder Verkehrsverbünde und sind in ganz unterschiedlichen Gemeinschaften zuhause. Normalerweise sind natürlich der Anfahrtsweg und der Wohnort nicht Sache des Arbeitgebers, sondern alleinige Verantwortung der Mitarbeiterin oder des Mitarbeiters. Doch wirken diese privaten Entscheidungen natürlich aus unterschiedlichen Richtungen ein auf die Aufnahme und Akzeptanz von Management–Entscheidungen des Arbeitgebers, nicht nur bei einem Umzug zentraler oder großer Standorte. Zu nennen sind hier z.B. die Versorgung mit Parkplätzen am Arbeitsplatz oder die Anschlussmöglichkeiten mit dem Öffentlichen Nahverkehr, die Unterstützung der Anfahrtswege mit einem Jobticket oder Ähnlichem; die Personalsuche und Personalgewinnung (Wo schaltet man Anzeigen? Wo gibt es ein Angebot an qualifizierten Fachkräften etc.).

Anders als in Unternehmen oder anderen Einheiten, die nur an einem Standort überwiegend tätig sind, ist natürlich auch die Schaffung eines Gemeinschaftsgefühls innerhalb der Belegschaft eine große Herausforderung. Durch die Organisation eines jährlichen Betriebsausflugs für die aktiven Beschäftigten und

Tilmann Beetz, Justitiar



einer Weihnachtsfeier für die Aktiven und Ehemaligen versucht man, dass sich auch die Mitarbeiter, die an weiter entfernt liegenden Standorten tätig sind, gegenseitig kennenlernen und man insgesamt überhaupt die Belegschaft kennt. Alleine hier stößt man auch immer wieder an organisatorische Grenzen. Für den Betriebsausflug fahren unterschiedliche Busse an unterschiedlichen Standorten ab, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden an den Hauptstandorten quasi »eingesammelt« und müssen dort natürlich auch wieder abgeliefert werden.

Bei der Weihnachtsfeier gilt es, das Gleiche zu organisieren. Auch wird den unterschiedlichen Standorten dadurch Rechnung getragen, dass die Weihnachtsfeier an unterschiedlichen Standorten stattfindet: immer abwechselnd in Hohenheim, Tübingen und Reutlingen. Überhaupt stellt natürlich die Organisation gemeinsamer Veranstaltungen ein Problem dar; nicht nur die Feierlichkeiten sind eine Herausforderung. Auch die Organisation einer Personalversammlung ist immer wieder ein Balanceakt. Dadurch, dass an unterschiedlichen Standorten unterschiedliche Semester- bzw. Vorlesungszeiten existieren, gibt es kaum einen guten Zeitpunkt, an dem alle gleich wenig zu tun haben und sich dieser Zeitpunkt deswegen gut für eine Einschränkung des Service für eine interne Veranstaltung anbieten würde.

Wenig Plätze für viele Standorte

Aber auch in den internen Gremien spielt die Lokalität eine wichtige Rolle. Dem Verwaltungsrat des Studierendenwerks Tübingen–Hohenheim gehören neben dem Vertreter oder der Vertreterin des Wissenschaftsministeriums

– drei Vertreterinnen oder Vertreter der Leitungen von Hochschulen, Studienakademien und Akademien, für die das Studierendenwerk soziale Betreuungsaufgaben von Studierenden wahrnimmt,

– drei, davon mindestens zwei verschiedenen Einrichtungen angehörende Vertreterinnen oder Vertreter der Studierenden der Hochschulen, Studienakademien und Akademien, für die das Studierendenwerk soziale Betreuungsaufgaben von Studierenden wahrnimmt, und

– drei externe Sachverständige, insbesondere aus der Wirtschaft und aus der Sitzkommune, an (§ 6 Abs. 3 des Studierendenwerksgesetzes). Dieser gesetzlichen Formulierung ist bereits das Bemühen darum zu entnehmen, möglichst eine umfassende Vertretung des gesamten Betreuungsbereichs des Studierendenwerks zu erreichen. Aber wie soll das bei einer Vielzahl an Hochschulen, Kommunen und Standorten gerecht und angemessen verteilt werden, wenn nur wenige Sitze zur Verfügung stehen? Eine Aufgabe, die neben einer sehr guten Kommunikation der Geschäftsführung letzten Endes auch eine sehr gute Kommunikation zwischen den einzelnen Mitgliedern und den gerade nicht vertretenen möglichen Kandidaten erforderlich macht und auch für eine gewisse Rotation oder Abwechslung spricht.

Studierende wohnen überall – in großen und kleinen Städten

Da die Aufgabe des Studierendenwerks Tübingen–Hohenheim vor allem darin besteht, eine soziale Infrastruktur für die von ihm betreuten Studierenden zur Verfügung zu stellen, also einen Wohnheimplatz, ein günstiges Essensangebot, und diverse Beratungsleistungen, spielt natürlich immer wieder auch die Infrastruktur des jeweiligen Standorts eine bedeutende Rolle für Management–Entscheidungen des Studierendenwerks. Dazu ist es wichtig, die Größe und das entsprechende Angebot oder den Markt der jeweiligen Stadt in die Überlegungen und Entscheidungen einfließen zu lassen.

Die größte Stadt/Kommune im Betreuungsbereich des Studierendenwerks ist Reutlingen mit 115.966 Einwohnern. Zweitgrößte Kommune ist danach Tübingen mit 90.546 Einwohnern. Kleinste Kommune ist Trossingen mit 16.829 Einwohnern. Setzt man die betreuten Studierenden mit den Einwohnern in eine Beziehung, so machen die Studierenden in Trossingen nur 2,5 Prozent der Stadtbevölkerung aus. In Reutlingen sind 4,8 Prozent der Einwohner Studierende, in Tübingen sind es dagegen 30,0 Prozent. Den geringsten Anteil an Studierenden gibt es in Rottenburg mit 2,3 Prozent, den größten Anteil hat Stuttgart–Plieningen mit 71,3 Prozent. Der letztgenannte Standort verdeutlicht natürlich eindrücklich die Schwierigkeit, die jedes Zahlenwerk für sich wieder bieten kann. Der Stadtteil Stuttgart–Plieningen verfügt über 12.980 Einwohner; Hohenheim wiederum wird mit 598 Einwohnern angegeben. Die Universität Hohenheim hatte zum Wintersemester 2018/2019 allerdings 9.256 Studierende. Aber kann man Plieningen isoliert von Stuttgart betrachten und darstellen? Selbstverständlich kann man das nicht. Auf der anderen Seite ist die Umgebung einer Hochschule oder einer Universität natürlich ganz entscheidend dafür, welche infrastrukturellen Maßnahmen von den Studierenden nachgefragt werden und welchen Druck der die Hochschule umgebende infrastrukturelle Bereich auf den entsprechenden Lebensbereich der Studierenden entfaltet. Die Frage der politischen Einheit, in der sich ein Standort befindet, spielt eine Rolle bei der Auswahl der Ansprechpartner, die das Studierendenwerk im Ergebnis an jedem seiner Standorte braucht oder antrifft. Die lokalen Ansprechpartner übernehmen z.B. eine wichtige Rolle bei der Entwicklung und Verwirklichung von großen Bauprojekten, vor allem im Wohnheimbereich. Ab einem bestimmten Bauvolumen müssen heute Planungswettbewerbe durchgeführt werden, Preisgerichte sind zu besetzen. Und natürlich macht es Sinn, hier bereits die lokalen oder regionalen Entscheidungsträger in das Verfahren einzubeziehen oder zu beteiligen.

Wohnheime gibt es fast überall

Für den Wohnheimbereich gilt die Grundregel, dass am jeweiligen Hochschulstandort die Anzahl der verfügbaren Wohnheimplätze bei ca. 15 Prozent der Studierendenzahl liegen soll. Dabei liegt es natürlich auf der Hand, dass Abweichungen von diesem Soll-Wert durch die Berücksichtigung des privaten Wohnraumangebots oder durch Wohnheimangebote Dritter, den Anteil der Studierenden aus dem Ausland sowie die jeweilige Entwicklungsperspektive der einzelnen Hochschule am jeweiligen Standort begründet werden können. Internationale Studierende haben häufig Schwierigkeiten, auf dem privaten Wohnungsmarkt ordentliche Angebote zu finden. Zu den Schwierigkeiten, die sich eventuell aus kulturellen oder sprachlichen Schwierigkeiten und Erfahrungen ergeben, kommen die weitaus wichtigeren Gesichtspunkte, dass eine Anreise häufig erst kurz vor Studienbeginn erfolgen kann, der Aufenthalt dann oftmals auch zeitlich begrenzt ist und die Aufenthaltsdauer etwa nur ein Jahr beträgt. Darüber hinaus ist es für internationale Gäste schwer, sich schnell in eventuell bestehende Eigenheiten des lokalen Wohnungsmarkts hineinzusetzen und die örtlichen Gegebenheiten gut zu kennen.

In Tübingen liegt die Wohnheimplatzquote des Studierendenwerks mit 13,17 Prozent sehr nahe am Zielwert. Trotzdem wird der Wohnungsmarkt für die Studierenden und in der Stadt allgemein als angespannt und schwierig empfunden. Bei einem Anteil an der Bevölkerung von 30,0 Prozent stellen die Studierenden für alle Anbieter eine sehr große und sehr heterogene Zielgruppe dar. Studierende nehmen durch WG–Gründungen auf Jahre größere Wohnungen vom Markt, da sich WGs nicht so ohne weiteres wieder auflösen lassen oder verschwinden. Noch dazu fällt es vier Studierenden gemeinsam natürlich leichter, eine entsprechende Miete aufzubringen als etwa einer einzelnen Familie. Nicht zu vergessen sei auch, dass es neben vielen bedürftigen Studierenden auch sehr solvente Studierende gibt, die sich ebenfalls am Markt betätigen und sehr gerne um

die 1A–Lagen in der Nähe der Universität oder bestimmter Institute mit anderen Einwohnern konkurrieren. An Hochschulstandorten wie Albstadt–Sigmaringen, wo die Studierenden insgesamt nur einen geringen Anteil an der Gesamteinwohnerzahl haben, ist es auch für den privaten Wohnungsmarkt viel einfacher, den Studierenden alle möglichen Wohnangebote zu unterbreiten und diese quasi aufzunehmen.

Psychotherapeutische Beratung ist überall notwendig

Das Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim unterhält an seinem Stammsitz Tübingen eine Psychotherapeutische Beratungsstelle mit 3 Vollzeitäquivalenten. Es zeigte sich, dass dieses Beratungsangebot in seinem Umfang nicht ganz ausreichend ist und einer Erweiterung bedurfte. Im Jahr 2008 wurde deswegen ein Vertrag mit der Ökumenischen Beratungsstelle für Familien–, Erziehungs–, Ehe– und Lebensberatung der Diözese Rottenburg–Stuttgart und dem Evangelischen Kirchenbezirk Tübingen in der Brückenstraße abgeschlossen. Diese Beratungsstelle hat im Jahr 2018 mit ca. 100 Klienten nochmals ca. 250 Beratungsgespräche geführt. Zusammen mit der eigenen PBS wurden also ca. 1.000 Beratungsgespräche im Jahr 2018 in Tübingen geführt. Nimmt man als Vergleich einen Standort wie Albstadt–Sigmaringen, dann wurden im gleichen Zeitraum dort lediglich 77 Beratungsgespräche für 34 Studierende geführt. Dies führt natürlich zur unmittelbaren Frage, wie eine Beratung an einem solchen Standort überhaupt geleistet werden kann. Die Einstellung einer eigenen Kraft würde sich für diese geringe Anzahl nicht rechnen; allein zeitlich reicht die Anzahl der Gespräche einfach nicht aus für die Ausfüllung eines Deputats. Würde man nun trotzdem auf der Durchführung durch eine eigene Kraft bestehen wollen, müsste diese wohl in Tübingen angesiedelt sein und an mehreren Standorten präsent sein. Allerdings fallen dann erhebliche Fahrtzeiten an. Darüber hinaus wäre auch die Terminierung der

einzelnen Gespräche nur an bestimmten Tagen und in bestimmten Zeitfenstern möglich. Auch ein schnelles Eingreifen, wie es immer wieder mal bei schweren psychischen Erkrankungen oder suizidaler Gefährdung vorkommt, wäre nur schwer möglich. Es bleibt damit eigentlich nur, die Leistung durch Kooperationspartner durchführen zu lassen. Diesen Weg ist das Studierendenwerk in den letzten Jahren konsequent gegangen und hat an vielen Standorten Kooperationsverträge mit vor allem kirchlichen bzw. ökumenischen Einrichtungen abgeschlossen, deren Beratungsleistung es für die Studierenden mit einem bestimmten Stundensatz einkauft. Diese überkonfessionellen Einrichtungen bieten gegenüber vielen niedergelassenen Psychotherapeuten den Vorteil, dass sie sozusagen eine institutionelle Beständigkeit im Hinblick auf Krankheits– oder Urlaubsvertretungen leisten können und auch die Beratung selber gewissen allgemeinen Standards folgt und man sich durch die breite fachliche Aufstellung auch üblicherweise mit den Sorgen und Nöten der Studierenden gut auskennt. Alleine in Trossingen konnte bisher noch kein Angebot eingeführt werden, da schlichtweg die Fallzahl zu gering ist für eine ordentliche Vertragsgestaltung. Trotz großer Bemühungen kann das Studierendenwerk also nicht überall jede Leistung anbieten.

Essen muss man immer – aber wo?

Die Schwierigkeit, ein bestimmtes Volumen erreichen zu müssen, um eine wirtschaftliche Durchführung zu rechtfertigen, stellt sich vor allem und überall im Bereich der Hochschulgastronomie immer wieder – und zwar im Ergebnis an allen Standorten aus den unterschiedlichsten Gründen.

In Tübingen ist zwar eine Vielzahl an Studierenden vor Ort. Aber diese Studierenden studieren über das gesamte Stadtgebiet verteilt. Nicht an allen Standorten der Universität ist deshalb eine umfangreiche Versorgung mit Speisen und Getränken lohnend bzw.

Ein Techniker des Studierendenwerks bei der Arbeit.



wirtschaftlich. Was an anderen Standorten fehlt, häuft sich dafür wiederum in zentralen Bereichen, etwa im Talbereich in der Universitätsbibliothek. Die dort angesiedelte Cafeteria platzt seit ihrer Eröffnung förmlich aus allen Nähten.

An den weiter entfernten Standorten stellt sich das Problem, dass sich nicht überall eine Mensa mit eigenem Personal und eigener Küche lohnt, da einfach die entsprechenden Zahlen nicht erreicht werden. Trotzdem sieht sich das Studierendenwerk natürlich in der Pflicht und auch seinem Selbstverständnis nach, als das Service-Unternehmen für Studierende und Hochschulen an allen seinen Standorten entsprechende Leistungen anzubieten. Dies kann dadurch erreicht werden, dass die großen Mensen an den großen Standorten für die kleineren Standorte Essen mitproduzieren, dieses dann ausgeliefert und vor Ort wieder aufbereitet wird. Dies kann aber, um Transportwege einzusparen und um eine höhere Speisenqualität vor Ort zu erreichen, auch wiederum durch Kooperationspartner geschehen. Auch hier sind wieder ganz verschiedene Wege denkbar und auch schon durchgeführt worden. An einem Standort dürfen die Studierenden in einer Unternehmenskantine zu subventionierten Studentenpreisen mitessen und das Studierendenwerk leistet lediglich die Subvention. An einem anderen Standort wird das Essen von einem Dritten angeliefert und in einer eigenen Mensa vor Ort ausgegeben. Auch gibt es Kooperationen mit anderen Studierendenwerken: So liefert z.B. das Studierendenwerk Freiburg das Mensa-Essen nach Trossingen, welches es selbst in seiner Mensa in Villingen-Schwenningen produziert.

Die Maschinen müssen laufen

Immer wieder arbeitet man sich dabei an dem eigenen Selbstverständnis quasi ab, dass nur, was man selber macht, auch am besten sei. Für das Essen in einer Mensa ist das wahrscheinlich noch für jeder-

mann nachvollziehbar. Aber es trifft natürlich auch auf technische Bereiche bzw. die technische Betreuung der Unternehmensbereiche zu. An den großen Standorten wie Tübingen und Hohenheim gibt es für die technische Betreuung der Wohnheime zum Beispiel einen entsprechend großen Hausmeister-Pool. Dieser kümmert sich um fast alle Belange in den Wohnheimen und hält diese vor Ort in Schuss. Aber wie ist zu verfahren, wenn das Wohnheim nicht in Tübingen oder Hohenheim liegt, sondern an einem weit entfernten Außenstandort und die Zahl der dort vorhandenen Wohnheimplätze ganz grundsätzlich wiederum keine volle Hausmeisterstelle wirtschaftlich tragen kann? Auch hier ist, wie in den anderen Bereichen auch, immer wieder die Abwägung zu treffen, ob es nun besser ist, wenn jemand Internes immer mal wieder hinfährt und vor Ort nach dem Rechten schaut oder ob es im Ergebnis wirtschaftlicher und effizienter ist, einen Kooperationspartner vor Ort zu finden und diesem die technische Betreuung des Wohnheims zu übertragen. Diese technische Betreuung ist natürlich auch nur ein Aspekt dieser Überlegungen. Gerade im Wohnheimbereich geht es um die eigenen vier Wände des Studierenden, also den Kernbereich seines persönlichen Lebensmittelpunkts. Ist es vertretbar, hier beständig eine Dreiecksbeziehung vor Ort zu haben, d.h. alles an einen Dienstleister abzugeben, obwohl der Studierende eine Vertragsbeziehung ausschließlich mit dem Studierendenwerk hat und diesem aufgrund seines gemeinnützigen Auftrags und seiner in seiner Satzung festgelegten Ziele mehr vertraut als Dritten.

Nicht nur die Wohnheime benötigen eine technische Betreuung, auch andere Betriebsteile sind auf eine solche angewiesen. Hier ist im Wesentlichen die Haus-technik der Mensen und Cafeterien zu benennen, die auf dem aktuellen Stand der Technik und am Funkzionieren zu halten ist. Um dies möglichst wirtschaftlich und auf fachlich hohem Niveau ausführen zu können, spricht vieles für eine Zentralisierung von Wissen, Daten und Arbeitsabläufen. Nur im wirtschaftlichen Vergleich der technischen Parameter und Funktionen lassen sich eigentlich Mehr- und Erfahrungswerte generieren. Welche technische Lösung überzeugt besonders gut, welche verursacht immer wieder Schwierigkeiten; welche Wartungsintervalle ergeben Sinn oder sind zwingend notwendig und welche lassen sich zu einem guten Paket für eine externe Dienstleistung bündeln? Das sind Fragen, die sich beinahe täglich stellen und beantwortet werden müssen. Diesen inhaltlichen Vorgaben zuwider laufen fast zwangsläufig die Rahmenbedingungen vor Ort. Im Betreuungsbereich des Studierendenwerks existiert die Zuständigkeit von drei unterschiedlichen Ämtern (Ämter für Vermögen und Bau Baden-Württemberg), die an den jeweiligen Standorten die Landesgebäude vor Ort betreuen und eben nicht einheitlich arbeiten und bauen. Dies bedeutet für die Abteilung Technik unterschiedliche Verfahrensabläufe, unterschiedliche Ansprechpartner und zum Teil – für die Praxis sicherlich von nicht unwesentlicher Bedeutung – auch unterschiedliche Geschwindigkeiten, was die Reaktion, die Durchführung von Genehmigungsverfahren etc. betrifft. Dabei muss auch an dieser Stelle erwähnt werden, dass der Personaleinsatz auch hier – vergleichbar mit dem weiter oben beschriebenen Einsatz der Hausmeister in den Wohnheimen – Schwierigkeiten mit sich bringt. An welchem Standort muss es einen Technischen Facharbeiter geben, wem soll dieser im Ergebnis unterstellt sein und wo ist – für eine immer wieder notwendige zeitlich schnelle Reaktion – die dauerhafte Beauftragung eines externen Dienstleisters sinnvoll?

Ein Hausmeister im Gespräch mit einem Studierenden

Was lernt man daraus?

Ob man das Rotationsprinzip, wie bei der Gremienzusammensetzung oder der Weihnachtsfeier anwendet, Kooperationen wie bei der Psychotherapeutischen Beratung oder in der Gastronomie eingeht, externe Dienstleister beauftragt oder doch eigene Mitarbeiter einstellt und durch die Lande fahren lässt, den einen Königsweg scheint es nicht zu geben. Mit diesem Artikel sollte an anschaulichen Beispielen dargelegt werden, welche Auswirkungen die räumliche Ausdehnung des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim auf seine vielen Standorte für die Verwaltung und Etablierung vieler Arbeitsabläufe und Geschäftsführungsentscheidung hat. Auf der einen Seite müssen weitreichende Vorgaben und Strukturen eingeführt und durchgesetzt werden, weil sich viele Dinge nicht mehr auf einem kurzen oder kleinen Dienstweg klären lassen. Dafür sind schlichtweg die Entfernungen zu weit und die vor Ort gegebenen Rahmenbedingungen zu unterschiedlich. Auf der anderen Seite gilt es natürlich, die Chancen, die sich in dieser Dezentralität finden lassen, durch zu enge und strikte Vorgaben nicht zunichte zu machen und sie getreu einem Subsidiaritätsgrundsatz, dass gute Lösungen in der kleinsten möglichen Einheit zu finden sind, gewinnbringend verwirklicht werden können. Nur vor Ort können die Belange aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter angemessen berücksichtigt werden.

Autor: Tilman Beetz



Das Studierendenwerk in Zahlen Tübingen–Hohenheim und Daten

Eberhard Karls Universität Tübingen
 Universität Hohenheim
 Hochschule Reutlingen
 HfWU Nürtingen–Geislingen
 Hochschule Albstadt–Sigmaringen
 Hochschule für Kirchenmusik Tübingen
 Hochschule für Kirchenmusik Rottenburg
 Hochschule für Forstwirtschaft Rottenburg
 Staatliche Hochschule für Musik Trossingen
 Evangelische Hochschule Ludwigsburg
 Steinbeis Akademie Reutlingen
 Staatsschule für Gartenbau Hohenheim
 399 StuWe–Mitarbeiter für 52.380 Studierende

1.294.051

Essen gaben die Mitarbeiter*innen in den 15 Mensen aus. Es wurde ein Gesamtumsatz von 10.265.000 € erzielt. 5.728 Bagels und 3.722 Wraps gingen 2019 über unsere Cafeterientheken.

2

Kitas an den zwei Universitätsstandorten Tübingen und Hohenheim betreuen ganztätig bis zu 120 Kinder. Die Internationalität der Hochschulen spiegelt sich auch in der Vielfalt in der Kita wider. Wir bieten eine qualitativ hochwertige Versorgung für Kinder ab dem ersten Lebensjahr und halten jungen studentischen Eltern den Rücken frei.

2.492

psychologische Beratungsgespräche wurden 2019 in der PBS geführt. Die knapp 800 Studierenden nahmen dabei im Schnitt rund 3 Termine in Anspruch.

485

kostenlose Rechtsberatungen konnten wir im Jahr 2019 anbieten. Hilfe haben die Studierenden vor allem bei den Themen Mietrecht, Ärger mit dem Nebenjob, Sozialversicherungsfragen und dem Rundfunkbeitrag benötigt.

5.988

Wohnheimplätze an acht Standorten bieten den Studierenden günstigen Wohnraum, der vor allem im urbanen Umfeld kaum zu finden ist. Einzelzimmer in Wohngemeinschaften, Apartments für eine oder zwei Personen, Wohnungen für studentische Familien – für jeden Geschmack und Geldbeutel ist etwas dabei.

12.083

BAföG Anträge sind im Amt für Ausbildungsförderung eingegangen. Die ausgezahlten Fördermittel waren dabei leicht rückläufig und beliefen sich auf 42.738.000 €.

Damit die Wahrheit ans Licht kommt

Interne Revision im Studierendenwerk

Die Interne Revision nimmt im Studierendenwerk eine wichtige Rolle ein. Doch was ist überhaupt die Aufgabe der Abteilung? Was sind ihre Ziele? All diese Fragen sollen im Folgenden beantwortet werden.

Aufgaben der Internen Revision

Die Kernaufgabe der Internen Revision ist die kritische Überprüfung von Verwaltungsprozessen und Organisationsstrukturen. Das Unternehmensvermögen soll vor Verlusten und Schäden aller Art geschützt werden. Demzufolge hat die Überwachung der Beachtung von Gesetzen, internen Richtlinien und Anweisungen einen hohen Stellenwert. Neben der Prüfung der ordnungsmäßigen Buchführung werden auch Rentabilitäts- und Wirtschaftlichkeitsprüfungen durchgeführt.

Die Primärfunktionen der Internen Revision sind:

- Vertrauensfunktion: Absicherung für die Geschäftsführung und die Fachabteilungen, dass Arbeitsprozesse ordnungsgemäß und regelrett ablaufen
- Präventivfunktion: Vermeidung doloser Handlungen (Gefahr der Entdeckung)
- Informationsfunktion: Unterstützung bei der Entscheidungsfindung der Geschäftsführung, indem Transparenz über Prozesse und Organisationseinheiten geschaffen wird.

Die Tätigkeit der Internen Revision richtet sich nach drei wesentlichen Grundprinzipien: Wirtschaftlichkeit, Wesentlichkeit und Sorgfalt.

Organisatorische Stellung im Unternehmen und Befugnisse

Die Interne Revision ist als Stabsstelle direkt der Geschäftsführung unterstellt. Eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der Geschäftsführung ist

eine wesentliche Voraussetzung für die erfolgreiche Tätigkeit. Die Interne Revision berät die Geschäftsführung und unterstützt diese in der Überwachungsfunktion, hat aber selbst keine Weisungsbefugnis.

Grundsätzlich sind die Aufgaben und Befugnisse der Internen Revision in einer eigenen Anweisung beschrieben, die von der Geschäftsführung erlassen wird. Darin sind unter anderem die Zusammenarbeit mit den Fachabteilungen, das Auskunfts- und Informationsrecht sowie die Empfänger der Revisionsberichte geregelt. Soweit es im Rahmen der Aufgabenerfüllung erforderlich ist, ist die Interne Revision befugt, Einsicht in alle Daten, IT-Systeme, Akten und Unterlagen zu nehmen. Grundsätzlich verfügt die Interne Revision über lesende Zugriffsrechte in allen verwendeten Softwarelösungen. In sensiblen Bereichen wie z.B. der Zeiterfassung werden die Zugriffsrechte beschränkt auf den Zeitraum der Prüfungsdurchführung eingerichtet.

Besonderheiten der Revisionstätigkeit im Studierendenwerk

Die besonderen Herausforderungen der Revisionstätigkeit im Studierendenwerk liegen in der Vielfalt der Geschäftszweige. So sind beispielsweise in der Hochschulgastronomie Warenbewegungen im Warenwirtschaftssystem von hohem Wert zu verzeichnen sowie die Erfassung der Umsatzerlöse in einem komplexen Kassen- und Chipkartensystem. In den Wohnheimen stehen regelmäßig hohe Aufwendungen für Neubau und Sanierung an; zusätzlich ist die Verwaltung der Wohnheimplätze ein Prüffeld.

Darüber hinaus werden Kindertagesstätten betrieben und die Bearbeitung im Rahmen des BAföG für das Land Baden-Württemberg übernommen. Neben der Vielfalt der Geschäftszweige stellt der Spagat zwischen wirtschaftlichem Unternehmen und Gemeinnützigkeit auch besondere Anforderungen an die Interne Revision.

Die Interne Revision benötigt Kenntnisse über sämtliche Betriebsabläufe. Mehrjährige Erfahrung ist daher ein wichtiger Erfolgsfaktor. Die zu beachtenden rechtlichen Vorgaben finden sich im allgemeinen Rechtsbereich wie z.B. Vertragsrecht, Datenschutz, Vergaberecht aber auch im Rechtsbereich der Gemeinnützigkeit und des öffentlichen Zuwendungsrechts.

Erforderliche Qualifikation

Die Tätigkeit in der Internen Revision setzt nicht einen ganz bestimmten Studienabschluss voraus. Das nötige Rüstwerkzeug kann sowohl im Bereich der Betriebswirtschaft, den Wirtschaftswissenschaften oder auch in einem Jurastudium erworben werden. Zusätzlich ist eine besondere IT-Kompetenz erforderlich, die sich nicht auf die allgemeinen Office-Anwendungen beschränkt, sondern sämtliche im Unternehmen eingesetzte Softwarelösungen einschließt.

Grundsätzlich muss ein Revisor neugierig sein, Sachverhalte bewerten können und zusätzlich mit dem nötigen Fingerspitzengefühl vorgehen. Er muss bei jedem Thema in die Tiefe gehen und benötigt manchmal fast schon eine detektivische Denkweise. Insbesondere in kleineren Einrichtungen, zu denen auch das Studierendenwerk zu rechnen ist, besteht die Interne Revision meist nur aus einem Mitarbeiter – der Revisor ist somit gewissermaßen ein Einzelkämpfer. Das erfordert ein hohes Maß an fortlaufender Selbstmotivation.

Prüfungsplanung

Die Interne Revision prüft innerhalb eines Jahres nicht das ganze Unternehmen, sondern unter Abdeckung eines Prüfzyklus im mehrjährigen Rhythmus alle Bereiche. Der Prüfplan wird am Jahresende für das Folgejahr aufgestellt und mit der Geschäftsführung abgestimmt. Darüber hinaus kann die Geschäftsführung Sonderprüfungen beauftragen. Ebenso tauchen immer wieder Sachverhalte auf, die die Interne Revision selbst zu außerordentlichen Prüfungen veranlasst.

Regelmäßig ist die Verwendung von öffentlichen Finanzmitteln zu prüfen. Dies betrifft insbesondere die Verwendung von Landesmitteln für Projektzuschüsse sowie die Kostenerstattung für die Bearbeitung im Rahmen des Berufsausbildungsförderungsgesetzes.

Turnusmäßig stehen die Prüfung der Jahresabschlussinventur sowie Prüfungen im Warenwirtschafts- und Chipkartensystem auf dem Plan. Entsprechend der Kassenordnung werden die Hauptkassen im Studierendenwerk sowie die Kassen in den Mensen und Cafeterien an allen Standorten geprüft.

Revisionsablauf

Prüfungen laufen grundsätzlich nach folgendem Verfahrensmuster ab: Planung, Vorbereitung und Durchführung, Dokumentation der Ergebnisse, Erstellen von Revisionsberichten, Aussprechen von Handlungsempfehlungen oder Optimierungsvorschlägen an die Geschäftsführung sowie Nachschau / Follow-Up.

Damit Prüfungsfeststellungen tatsächlich abgearbeitet werden, genießt der Follow-Up Prozess einen hohen Stellenwert. In der Regel wird bereits im Prüfungsbericht ein Terminplan für die Erledigung vorgegeben. Darüber hinaus finden regelmäßig Nachprüfungen statt, um die nachhaltige Umsetzung sicherzustellen.

Entwicklungstrends in der Internen Revision

Die Revisionstätigkeit unterliegt durch immer komplexere Anwendungen und veränderte rechtliche Rahmenbedingungen einem fortgesetzten Wandel. Bestimmte Qualifikationen wie z.B. juristische Grundkenntnisse, Projektmanagement- und Projektcontrollingkenntnisse und insbesondere stärker ausgeprägte IT-Kenntnisse in Bezug auf Systeme und Methoden gewinnen zunehmend an Bedeutung.

Autorin: Brigitte Freudenmann

Vom Dschungelbuch zur App

Entwicklung & Bedeutung der Kommunikation beim StuWe

Kommunikation hat es in der Geschichte des Studierendenwerks immer schon gegeben. Angesichts der zunehmenden Informationsflut und Digitalisierung ist sie heute jedoch wichtiger denn je. Zudem haben sich Inhalte und Art der Kommunikation drastisch verändert.

Kommunikation – warum und wozu?

Ein Blick aufs Handy verrät dem Studierenden von heute, was der Speiseplan der Mensa zu bieten hat, wann sich die Lerngruppe zum nächsten Mal trifft oder wer zur Party im Wohnheim einlädt.

Information und Unterhaltung überlappen und ergänzen sich, mehrere Kanäle bieten die gleichen Informationen, jedoch nicht immer dieselben Inhalte. Zudem ist Kommunikation so schnelllebig wie nie zuvor. Ein Beitrag auf Instagram wird sogleich von Dutzenden neuen überdeckt. Sich in dieser Fülle an Informationen zurechtzufinden und die für einen selbst relevanten und korrekten Fakten herauszufiltern, ist nicht einfach.

Auch ein Studierendenwerk bietet Informationen und Leistungen, die für seine Studierenden relevant und wichtig sind. Dennoch führt es im Hochschulkosmos im Vergleich zu Forschung und Lehre ein Schattendasein. Dabei sind die Bereitstellung von bezahlbarem Wohnraum, preisgünstigem Mittagessen oder eines Kita-Platzes sowie Möglichkeiten zur Studienfinanzierung von teils elementarer Bedeutung, da sie ein Studium erleichtern, wenn nicht gar erst ermöglichen.

Dass sich jedes Studenten- und Studierendenwerk in Deutschland für diese zentralen Belange der Studierenden einsetzt, wissen viele nicht, oft auch nicht die Studierenden selbst. Hier setzt die Arbeit der Kommunikationsabteilungen an. Ihre Aufgabe ist es, sich Gehör zu verschaffen, in der Informationsflut nicht unterzugehen, sondern auf die vielfältigen Leistungen des Studierendenwerks aufmerksam zu machen.

Doch braucht es diese Kommunikation überhaupt? Reicht es nicht aus, als öffentliche Einrichtung einfach gute Leistungen für die Studierenden anzubieten? Muss auch darüber informiert werden, frei nach dem Credo »Tu Gutes und rede darüber«? Oder sollte dieser Klassiker unter den PR-Wahlsprüchen in Zeiten des Social Web gar erweitert werden in »Tu Gutes und tausche dich darüber mit anderen aus« – in diesem Falle mit den Studierenden?

Fakt ist: Stabsstellen oder Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit, Kommunikation und Marketing sind aus dem Alltag der Studenten- und Studierendenwerke nicht mehr wegzudenken. Wo früher die Presseanfrage noch von der Geschäftsführung persönlich beantwortet wurde, übernimmt das heute der Pressesprecher. Wo früher die Orientierungsbroschüre für Erstsemester von einer Kollegin erstellt wurde, die eine Affinität zum Schreiben hatte, kümmert sich heute ein Team aus Redakteur und Grafikerin – manchmal auch mit Unterstützung einer PR-Agentur – darum. Wo früher die IT-Abteilung die Inhalte auf der Webseite pflegte, gibt es heute ein professionelles, crossmediales Content Management mit Verzahnungen zu Social Media-Kanälen, Apps und Messenger-Diensten inklusive der entsprechenden Manpower dahinter.

Von zwei Studierendenwerken zu einem Studierendenwerk

Auch bei den Studentenwerken Tübingen und Hohenheim war das nicht anders. Der Bereich »Öffentlichkeitsarbeit« beim Studentenwerk Tübingen lag viele Jahrzehnte in der Hand der Abteilung »Soziale Dienste«. Monatlich erstellte die verantwortliche Mitarbeiterin in Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen anderer Abteilungen das »Info«, eine Art Newsletter in gedruckter Form über wichtige Neuigkeiten aus dem Studentenwerk, die in den Mensen, Cafeterien und Wohnheimen auslag. Jeweils zum Wintersemester erschien das so genannte »Dschungelbuch«, eine



Orientierungsbroschüre für Erstsemester, die zusammen mit dem Zulassungsbescheid komfortabel mit der Post zu den Studierenden nach Hause kam.

Die Wohnungsnot unter Studierenden war bereits in den 1980ern ein Thema. Mit einer jährlichen Kampagne zum Wintersemester – unter anderem auf Bierdeckeln in Tübinger Kneipen – machte das Studentenwerk Tübingen auf die Wohnungsmisere aufmerksam und rief private Vermieter dazu auf, Zimmer an Studierende zu vermieten. Die erste Webseite ging im Jahr 2000 online. Redaktionell pflegte sie zunächst ein Kollege der IT-Abteilung, später lag die Aktualisierung der Inhalte in der Hand jeder Abteilung.

Das Studentenwerk Hohenheim schuf Mitte der 1990er Jahre eine eigene Stelle für den Bereich »Öffentlichkeitsarbeit«, die sich um die Pressearbeit, den Semesterkalender als Orientierungsbroschüre für Erstsemester oder den Geschäftsbericht kümmerte. Mit Studierenden der Universität Hohenheim als Redakteuren gab das Studentenwerk das Magazin »Campus & Co.« heraus, das neben Neuigkeiten aus dem Studentenwerk vielfältige Artikel rund um den Campus und das studentische Leben bereithielt.

Mit der Fusion im Jahr 2007 musste auch die Kommunikation nach innen wie außen vereinheitlicht werden. Aus den zwei Studentenwerken Tübingen und Hohen-

heim musste ein Studentenwerk Tübingen–Hohenheim entstehen. Die Kreation eines neuen Logos, hervorgegangen aus einem studentischen Wettbewerb, war hier gewiss ein verhältnismäßig kleines Unterfangen, doch immerhin ein optischer Anfang. Ende der 2000er kam eine neue Webseite unter www.my-stuwe.de hinzu, um die Leistungen des fusionierten Studentenwerks als Serviceunternehmen für die Studierenden zeitgemäßer zu präsentieren. So können sich seit 2011 beispielsweise Studierende online um einen Wohnheimplatz bewerben.

2013 erfolgte nochmals ein Neustart. Zunächst im Zweier-, später im Dreierteam beackerte das Studierendenwerk das Thema »Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit« erneut von Grund auf. Das Ergebnis: Das Studierendenwerk konnte seine Öffentlichkeitsarbeit professionalisieren. Stellvertretend sollen im Folgenden einige Projekte herausgegriffen werden, die diesen Prozess verdeutlichen.

Das Studierendenwerk als Wegbegleiter – Corporate Identity & Corporate Design

Das Studierendenwerk versteht sich in seinem Leitbild als Partner der Studierenden und der Hochschulen. Es begleitet die Studierenden mehrere Jahre auf ihrem Weg durchs Studium und unterstützt sie beim Wohnen, der Studienfinanzierung, der täglichen Verpflegung, der Kinderbetreuung oder mit diversen Beratungsleistungen – zentralen Themen, ohne die ein erfolgreiches Studium kaum möglich wäre. Diesem Leitmotiv ist das Team Kommunikation bei seinen Überlegungen zur Entwicklung eines Corporate Designs gefolgt. So kommen gestrichelte Linien und Kreise als übergreifende Designelemente in allen Kommunikationsmitteln wie der Geschäftsausstattung, Printpublikationen oder Onlinemedien zum Einsatz. Sie symbolisieren die Wegstrecken und Wegpunkte, an denen sich die Wege des Studierendenwerks und der Studierenden kreuzen und diese mit vielfältigen Angeboten unterstützt werden, damit Studieren gelingt.

Solche übergreifenden Designelemente bilden gemeinsam mit einer modernen Farbwelt, bestimmten Schriftarten, Icons und anderen Illustrationen die Grundlage des Corporate Designs. Dieses ist jedoch nicht als starr zu begreifen, sondern wird beständig korrigiert, erweitert, an neue Trends angepasst und erfindet sich dadurch stetig neu.

Die Studierenden dort erreichen, wo sie sind – Onlinekommunikation

Dass Kommunikation schnelllebig ist, zeigt sich insbesondere im Online-Bereich. Was heute noch state-of-the-art ist, ist morgen bereits überholt. So ging es dem Studierendenwerk auch mit seinem Internetauftritt. Da Studierende sich als Digital Natives überwiegend online und per Smartphone informieren, sollte Dreh- und Angelpunkt der künftigen Kommunikation ein moderner Onlineauftritt sein.

Nach rund einem Jahr Projektlaufzeit ging die neue Webseite im responsiven Design, bei der sich alle Inhalte und Funktionalitäten an das Display des jeweiligen Endgeräts anpassen, zum Start des Wintersemesters 2014/2015 online.

Als logische Konsequenz folgte 2018 die Einführung der my-stuwe-Mobile App, um den Studierenden Neuigkeiten und Leistungen des Studierendenwerks noch personalisierter und unmittelbarer zur Verfügung zu stellen. So können Studierende den Speiseplan an ihre Ernährungsgewohnheiten anpassen, sich über den BAföG-Reminder an eine rechtzeitige Antragstellung erinnern lassen und von besonderen Cafeteria-Aktionen und Gewinnspielen profitieren.

Mit der App orientiert sich das Studierendenwerk an den Bedürfnissen ihrer jungen Zielgruppe und erweitert sein Angebot um einen wichtigen Baustein in Richtung digitaler Zukunft.



App des Studierendenwerks

Ernährung als Lifestyle – Marketingkampagnen in der Hochschulgastronomie

BAföG gibt's nur beim Studierendenwerk, so manche Beratungsleistung speziell für Studierende ebenfalls. Doch die Auswahl an günstigen Mittagessen ist mittlerweile riesig. An jeder Ecke gibt es Bäckereien, Imbissbuden und To-Go-Läden. Hier steht das Studierendenwerk in direkter Konkurrenz zu anderen. Daher ist es von zentraler Bedeutung, den Studierenden zu kommunizieren, welche Leistungen das Studierendenwerk speziell für sie erbringt und warum diese mitunter besser geeignet sind als Waren und Dienstleistungen anderer Anbieter. Die Kommunikation und das Marketing spielen hierbei eine zentrale Rolle.

So lag ein Hauptaugenmerk der Kommunikationsaktivitäten der letzten Jahre auf dem Bereich Hochschulgastronomie. Vegetarisch, vegan, glutenfrei, regional, saisonal – die Ernährungsgewohnheiten der Studierenden haben sich in den letzten Jahren rasant verändert. Ernährung ist zum Erlebnis und zum Lifestyle geworden – man ist, was man isst. Die Mensen und Cafeterien von heute tragen diesen veränderten Ansprüchen Rechnung und haben sich mit ihrem Angebot auf verschiedene Ernährungstrends eingestellt. Dies gilt es entsprechend zu kommunizieren, um dem allgemein schlechten Ruf des Mensaessens entschieden entgegenzutreten.

Oberstes Ziel ist, den Erlebnisfaktor in den hochschulgastronomischen Einrichtungen mit speziellen Aktionswochen zu steigern: Mensa International mit Gerichten aus aller Welt, Schwäbische Willkommenswoche zum Semesterstart oder Public Viewing zur WM mit Burger, Bier und Bratwurst. Kochabende für Studierende oder Gewinnspiele begleiten viele dieser Aktionen, erhöhen die Sichtbarkeit der Mensen und Cafeterien und sorgen bestenfalls für eine positive Wahrnehmung unter den Studierenden.

Seit einem guten Jahrzehnt sind soziale Netzwerke wie Facebook, Twitter, YouTube oder Instagram aus der Kommunikation nicht mehr wegzudenken. Gerade Studierende informieren sich über diese Kanäle, tauschen sich untereinander aus, interagieren, kommentieren und generieren eigenen Content. Daher entschied sich das Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim – wie viele andere Studenten- und Studierendenwerke –, im Jahr 2013 eine eigene Fanpage bei Facebook einzurichten. Drei Jahre später kam ein my-stuwe-Profil bei Instagram als aktuell beliebtem sozialem Netzwerk hinzu.

Insbesondere die sozialen Medien haben das Potenzial, digitale Nähe trotz räumlicher Distanz zu schaffen, da hier die direkte Kommunikation, der Austausch mit den Studierenden möglich ist. Doch für die Redaktionsplanung, die Generierung von passendem, für die Studierenden interessantem Content (die Konkurrenz ist groß!), die Interaktion mit den Studierenden sowie das Social-Media-Monitoring benötigt man zusätzliche personelle und finanzielle Ressourcen. Zudem kommen immer wieder neue Plattformen wie neuerdings TikTok hinzu, so dass hier gut überlegt sein will, wie man die begrenzten Mittel bestmöglich einsetzt. Das Studierendenwerk hat sich daher beispielsweise entschieden, den Kurznachrichtendienst Twitter nicht zu bespielen, da dieser Kanal von Studierenden weniger genutzt wird.

Die Cafeterien führten vor einigen Jahren zudem das »Produkt des Monats« mit monatlich wechselnden Angeboten zu rabattierten Preisen ein, kommunikativ begleitet durch ein wiederkehrendes Videoformat und vermarktet über die my stuwu-App. Neben klassischen Sandwiches werden hier insbesondere neue Snacks und Getränke – häufig vegan oder vegetarisch – beworben. Die Botschaft: Ob exotischer Wrap, fruchtiger Smoothie oder klassisches Brötchen zum kleinen Preis – das Studierendenwerk hat seinen Studierenden für jeden Geschmack und Geldbeutel etwas zu bieten.

Digitalisierung – Kommunikation als Schnittstelle

Bieten möchte das Studierendenwerk als modernes Dienstleistungsunternehmen seinen Studierenden auch etwas in puncto Service. So ist es die mediale Gesellschaft gewöhnt, alle Informationen möglichst sofort – am besten digital – zu erhalten und vieles online zu erledigen. Für Studierende als Digital Natives gilt das in besonderem Maße. Antragsteller möchten unkompliziert per Chat Fragen zu ihrem BAföG-Antrag stellen und diesen später online ausfüllen und abschicken können. Mensagäste möchten über ihr Smartphone den aktuellen Speiseplan inklusive ansprechenden Fotos abrufen, Feedback zum Mittagessen geben oder gar den Speiseplan mitbestimmen können. Bewohner im Wohnheim möchten den Hausmeister per Onlineformular über eine notwendige Reparatur informieren und Ratsuchende sich online für einen Beratungstermin anmelden.

Manche dieser Services bietet das Studierendenwerk bereits an, andere sind in Planung oder wurden auch schon wieder verworfen. Klar ist, dass die Digitalisierung voranschreitet. Ihre Chance besteht darin, Abläufe zu vereinfachen und zu beschleunigen, so dass Studierende schneller, unkomplizierter und direkter von den Leistungen des Studierendenwerks profitieren. Durch solche zusätzlichen Serviceangebote kann das Studierendenwerk

bei seinen Kunden punkten und das Credo des modernen Dienstleistungsunternehmens mit Leben füllen.

Deutlich ist aber auch, dass umwälzende Neuerungen in den Arbeitsprozessen behutsam und mit Bedacht durchgeführt werden müssen, um alle Beteiligten – nicht zuletzt die Beschäftigten – mitzunehmen. Kommunikation nach innen und außen spielt hierbei eine zentrale Rolle.

Information und Dialog

Um zur Ausgangsfrage zurückzukommen: Braucht es das Reden über die Leistungen des Studierendenwerks und den Dialog? Unbedingt! Lebens-, Studien- und Arbeitswelten werden nicht zuletzt aufgrund der Internationalisierung und der Digitalisierung immer komplexer. Die Bedürfnisse und Ansprüche der Studierenden verändern sich stetig und werden immer vielschichtiger. Es braucht Kommunikation über die Leistungen des Studierendenwerks, um diese in der heutigen Informationsflut überhaupt erst einmal bei den Studierenden bekannt zu machen, damit diese in einem zweiten Schritt möglichst auch genutzt werden. Dies erfolgt heutzutage größtenteils online.

Und es braucht den Dialog mit den Anspruchsgruppen des Studierendenwerks, seien es die Studierenden, die Hochschulen oder die Beschäftigten, um herauszufinden, was benötigt und was gewünscht wird. Nur im gegenseitigen Austausch lassen sich die Leistungen des Studierendenwerks an die rasante Entwicklung so anpassen, dass die Angebote den Bedürfnissen entsprechen, damit entsprechend nachgefragt werden und das Studierendenwerk auch in Zukunft seine Daseinsberechtigung als unverzichtbarer Wegbegleiter durchs Studium behält.

Autorin: Nicole Lang

Cafeterien im Wandel der Zeit

vom Erfrischungsraum zur Cafeteria mit Kaffeebar

Seit April 1988 ist Ute Stirm beim Studierendenwerk tätig und zunächst für den Veranstaltungsbereich der Mensa Morgenstelle zuständig. Im Juni 2004 übernimmt sie die Leitung der Cafeterien von ihrer Vorgängerin, Marta Gollmer. Für diesen Beitrag hat sie mit ihr gesprochen, um herauszufinden, wie sich die Cafeterien im Laufe der Jahrzehnte verändert und weiterentwickelt haben.

Ein Blick in die Vergangenheit

Marta Gollmer begann ihre Tätigkeit beim damaligen Studentenwerk Tübingen e.V. im November 1967. Damals gab es im Keller der Neuen Aula einen so genannten Erfrischungsraum mit Verkaufstheke, in Studentenkreisen der »Bunker« genannt, und einen weiteren Erfrischungsraum im Clubhaus. Im Clubhaus wurden in den 60er und 70er Jahren zu Semesterbeginn und zum Semesterabschluss viele Feste gefeiert. Schon damals arbeiteten studentische Aushilfen in den Cafeterien mit, sie verdienten damals zwischen 6,00 und 7,50 DM die Stunde. In den Anfangszeiten der Cafeteria im Clubhaus wurden die Studierenden von zwei Mitarbeiterinnen bedient. Es gab Filterkaffee, Kuchen, Torten und Gebäck, die von der Bäckerei Schiller geliefert wurden, Laugenbrezeln mit Butter und eine kleine Auswahl an belegten Brötchen. Frischwurst wurde in der Cafeteria aufgeschnitten, geliefert von der hauseigenen Metzgerei, die sich bis zu ihrem Umzug 1974 auf die Morgenstelle in der Mensa Wilhelmstraße befand. Im Angebot waren Saitenwürstchen mit Senf und eine Scheibe ofenfrischer Fleischkäse im Tafelbrötchen. Kaltgetränke, Süßigkeiten und Milchprodukte – alles da, aber mit deutlich weniger Auswahl als heute.

Im Laufe der folgenden Jahre kamen weitere Cafeterien hinzu:

- Ein Erfrischungsraum in der Mensa Wilhelmstraße (Bau 1966)



Cafeteria Unibibliothek

- Eine Automatenstation im Kupferbau seit 1971
- Die Cafeteria im Brechtbau, im Oktober 1974
- Die Cafeteria Morgenstelle wurde 1974 in Betrieb genommen. Später folgte auf dem Campus dort die Cafeteria im Hörsaalzentrum, mit angeschlossener Automatenstation.
- Die Cafeteria im Theologicum 1988

Die Standorte

Die Cafeteria Wilhelmstraße war vor der Inbetriebnahme der Cafeteria Unibibliothek ein beliebter Treffpunkt der Studierenden im Tal und mit einer der umsatzstärksten Cafeterien. Nach dem Mittagessen in der Mensa trank man dort gerne noch einen Kaffee. Auch als Treffpunkt für Lerngruppen war die Cafeteria beliebt. Mit dem Neubau der Cafeteria Unibibliothek verlagerte sich das studentische Leben mehr und mehr auf die andere Straßenseite. Geplant 2009 als weitere Automatenstation entstand dank Konjunkturpaket II der Bundesregierung innerhalb eines Jahres eine neue Cafeteria in der Unibibliothek und damit ein weiteres, attraktives Angebot in der Wilhelmstraße.

Zur Eröffnung der Cafeteria am 25. November 2011 waren dort sechs Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen beschäftigt. Bereits zum Wintersemester 2012/2013 wurden die Öffnungszeiten erweitert, das Angebot wuchs – die Umsätze auch. Es wurden weitere Mitarbeiter eingestellt, und studentische Aushilfen unterstützen in den Abendstunden sowie am Wochenende die Stammebelegschaft. In den kommenden Jahren stiegen die Umsätze in der Unibibliothek. Als Folge wurden weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eingestellt. Im



Cafeteria Clubhaus

Wintersemester 2018/2019 waren 23 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Voll- und Teilzeit in der Cafeteria Unibibliothek beschäftigt und rund acht studentische Aushilfskräfte.

Mit den Umsätzen und den Beschäftigten stiegen auch die Ansprüche an die Cafeteria. Das Sortiment wurde stetig ausgebaut. Die dafür notwendige Infrastruktur leider nicht. Die Lagerkapazität war bei weitem nicht ausreichend. Man behelf sich mit Lagerflächen in der Mensa Wilhelmstraße. Waren, die nicht täglich gebraucht wurden, mussten über die Straße transportiert werden. Auch die Ausstattung der Sozialräume für so viele Beschäftigte entsprach nicht mehr den Anforderungen. Im selben Zeitraum, in dem die Umsätze in der Unibibliothek stiegen, sanken die Umsätze in der Cafeteria Wilhelmstraße weiter. Schritt um Schritt wurden dort die Öffnungszeiten reduziert. Eine Renovierung wurde nicht in Erwägung gezogen, da seit Jahren die Sanierung der Mensa Wilhelmstraße im Raume stand. Auch das Inventar war nicht mehr zeitgemäß. Am 26. Juli 2019 war dann vorerst Schluss in der »in die Jahre gekommenen« Mensa und Cafeteria Wilhelmstraße. Wir freuen uns auf den Umbau und die neuen Räumlichkeiten.

Die Cafeteria im Clubhaus punktet mit einem schönen Garten, der gerne von den Studierenden zum Lernen im Freien genutzt wird. Auch im Innenbereich konnte sich die Cafeteria im Clubhaus ihren Charme über die Jahre bewahren.

Die Cafeteria im Brechtbau, intern nur »Geiwi« genannt, ist eine wichtige Anlaufstelle für die Studierenden und Bediensteten im Fachbereich Geisteswissenschaften. Ausgestattet mit einer kleinen Verkaufstheke und zwei Kaffeemaschinen ist sie im Semester gut besucht. Und die angeschlossene Automatenstation versorgt die Studierenden auch in den Abendstunden.



Cafeteria Theologicum

Unsere Cafeteria im Theologicum, 1988 in Betrieb genommen und noch im Originalzustand, bietet den Studierenden auf kleinstem Raum ein reichhaltiges Angebot. Der kleine Garten im Innenhof ist im Sommer ein beliebter Aufenthaltsort. Wichtig ist die Cafeteria auch für die Beschäftigten der umliegenden Kliniken der Universität.

Die Cafeteria Morgenstelle wurde 2015 komplett saniert und bietet nun, wie die Cafeteria Unibibliothek ausgestattet mit einer modernen Kaffeebar, alle Annehmlichkeiten, die man sich wünschen kann. Leckere Gerichte aus dem Wok, Pommes frites oder frisch vor den Gästen zubereitete Pizzen. Die frühere Linienausgabe wurde gegen eine moderne Freeflow-Ausgabe getauscht. Gut zugängliche Kühlvitriolen und zwei Kassen runden das Angebot ab.

Vielfältige Herausforderungen

Die Arbeit im Umfeld der Hochschule ist und bleibt eine spannende Herausforderung.

Die Zwischenverpflegung nahm in den letzten fünf bis zehn Jahren einen immer größeren Stellenwert ein und entwickelt sich dynamisch weiter. Wohin geht der Ernährungstrend, was werden wir morgen essen? Vegetarische und vegane Angebote werden immer wichtiger. Kunden fragen, wo kommen die Lebensmittel her? Mittlerweile geht es nicht mehr nur um fair gehandelten Kaffee und Schokolade, wie noch vor zehn Jahren. Wichtig ist auch die Berücksichtigung von saisonalen Produkten, die nachhaltig und regional produziert werden.

Wir konsumieren nicht mehr nur, wir wollen genießen, aber Speisen und Getränke sollen immer und überall verfügbar sein. Möglichst »rund um die Uhr« und auch unterwegs. Deshalb rückt auch das Umweltmanagement immer mehr in den Mittelpunkt. Mehrwegbecher, wie unser Thermobecher oder Keep Cup, die wir in den



Cafeteria Trossingen

Cafeterien verkaufen, sind eine wichtige Maßnahme. So konnte der Einsatz von Einwegkaffeebechern innerhalb zwei Jahren um 50 Prozent reduziert werden.

Geschirrschwund war schon in den 70er ein Thema. Bedingt durch unsere frei zugänglichen Kaffeestationen haben wir auch heute noch mit massivem Geschirrschwund zu kämpfen. Hier verfolgen wir aktuell verschiedene Lösungsansätze, unter anderem die Einführung eines bepfandeten Mehrwegbechers. Auch in der Verwaltung hat sich in den letzten Jahren vieles weiterentwickelt. Die Einführung der elektroni-

schen Zeiterfassung 2004, Umstellung auf bargeldlosen Zahlungsverkehr ab 2006, die Weiterentwicklung in der EDV, im Bereich der Kassensysteme und im Warenwirtschaftsprogramm. Bis hin zur Einführung der neuen my-stuwe-App im Wintersemester 2018/2019. Die Schulungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich Hygiene, Arbeitssicherheit, Datenschutz und Brandschutz wurden über die Jahre immer umfangreicher. HACCP, Allergenkennzeichnung, Zusatzstoffzulassungsverordnung, Kennzeichnungspflicht und Allergene – all dies sind wichtige Themen, die in unserem beruflichen Alltag eine immer wichtigere Stellung einnehmen. Besonders in diesem Bereich sind die Anforderungen an die Beschäftigten der Hochschulgastronomie gestiegen.

Ganz aktuell wurden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Hochschulgastronomie im März 2020 mit einer modernen, funktionalen Dienstkleidung ausgestattet.

Und nun, während ich diesen Artikel schreibe, wohl die größte Herausforderung, die Corona-Krise. Am Ende dieses Beitrages möchte ich sagen, dass mich in all den Jahren sehr engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begleitet haben, die gerne für die Studierenden und Beschäftigten der Universität da sind. Ich freue mich auf die Herausforderungen, die vor uns liegen!

Autorin: Ute Stirm



Plakat zur Mehrwegbecher-Kampagne des Studierendenwerks

Bauen für Studierende

Quo vadis? (Eine manchmal nicht ganz ernste Betrachtung)

Dietmar Topka ist seit vielen Jahren Abteilungsleiter des Bereichs Bauwesen. In seinem Beitrag erklärt er, wie sich die Wünsche in Bezug auf studentischen Wohnraum in den letzten Jahrzehnten gewandelt haben: Gemäß dem Motto »die Wohngemeinschaft ist tot, es lebe das Appartement« besteht die Hauptnachfrage heute nicht in gemeinschaftlichem Wohnen in Wohn- oder Stockwerksgemeinschaften, stattdessen ist das individuelle Kleinappartement allgemein angesagt.

Angesagter wäre wohl nur noch das tiny house (Mikro-Haus), aber dieses ist als studentischer Wohnraum mit der Idee einer möglichst günstigen Miete wirtschaftlich wohl nicht darstellbar, zumal die dafür notwendigen weitläufigen Grundstücke nicht zur Verfügung stehen.

Wobei man sagen kann, dass ein tiny house heutzutage auch ein wenig die Richtung vorgibt, in welche sich »Bauen« entwickelt. Genauer betrachtet haben wir in einem Mikro-Haus alles Notwendige auf kleinsten Raum kompakt zusammen. Diese Definition geht in dieselbe Richtung wie die Überlegung, in Zukunft bei der Vergabe von Bauleistungen alles Notwendige bei einem Unternehmer kompakt zu bündeln. Wenn man diese Fragestellung etwas weiter fasst, muss man zunächst anmerken, dass die Themen »Wohnungsnot« und »schnell bauen« einen nicht unerheblichen Zielkonflikt

darstellen. Themen wie EU-Recht, Architektenwettbewerbe, Rechtssicherheit in der Vergabe, Urheberrecht des Preisträgers und Genehmigungsfähigkeit können zu einem ausgewachsenen und bestimmenden Berggipfel werden, den es erst einmal zu erklimmen gilt, bevor man sich um die eigentliche Realisierung eines Bauprojektes kümmern kann.

Beim Thema »Am Bau Beteiligte« sollte man erwähnen, dass hier immer wieder neue Arten von Teilnehmern hinzukommen – Bauen ist ja schließlich ein kreatives Hobby. Aufgrund der nicht ganz unproblematischen rechtlichen Seite der o.g. Themen und der Kreativität der teilnehmenden Kollegen und Gewerke kann neuerdings der Rechtsanwalt zu den notwendigen und unverzichtbaren »Fachplanern« beim Bauen hinzugezählt werden. Das gilt auch für eine vorgeschaltete fachkundige »Verfahrensbegleitung«, die man dringend braucht, um bei der Vielzahl von Vorschriften in EU-weiten öffentlichen Vergabeverfahren überhaupt Ausschreibungen durchführen und Aufträge erteilen zu können.

Aber zurück zum Thema, zu den Stichworten »Quo Vadis« und »tiny house«. Ich denke, die Zukunft des Bauens wird, was die beschriebenen formalen Fragen angeht, darin liegen, dass die Zeit der Einzelvergaben an einzelne Fachleute sich zumindest bei größeren Projekten dem Ende zuneigt. Durch die Vielzahl an Vorgaben und Vorschriften und den entsprechenden Risiken bei jeder einzelnen Vergabe sind sechs bis acht Verfahren, bei denen Architekten und Fachplaner an einen Tisch zu bringen sind, nicht mehr leistbar. Es sei denn, man hat eine gesonderte Vergabeabteilung, die sich mit nichts anderem beschäftigt. Somit wären wir auch hier bei einer kompakten »Planungseinheit«, welche sich als Generalist um alle theoretischen Themen kümmern kann.

Wenn man sich weitere Gedanken zum Thema »Fachplaner« macht, kommt man an den Themen Nachhaltigkeit und Ökologie richtigerweise kaum vorbei. Sicher



Dietmar Topka und sein Team sind für die Bauvorhaben des Studierendenwerks verantwortlich

sind dies Themen, die in den vergangenen Jahren schon zu den größten Änderungen »am Bau« gesorgt haben, auch wenn noch ein weiter Weg bis hin zur Klimaneutralität oder sogar zum Energie-Plus-Haus vor uns liegt. Klar ist jedoch, dass gerade wir als Studierendenwerk mit der Nutzergruppe Studierende aus allen Ländern der Erde und einer Flatrate fürs Wohnen ein hohes Interesse daran haben sollten, Gebäude so herzustellen, dass der Energieverbrauch – möglichst ohne Zutun des Nutzers – auf das Minimale beschränkt wird.

Auf diesem Weg bewegen wir uns zwar langsam, aber stetig vorwärts, um den Energieverbrauch zu minimieren und stellenweise sogar Energie zu erzeugen. In Bezug auf die Nachhaltigkeit und Lebenszyklusbeurteilung von Bauwerken gibt es noch weitere wichtige Themen, welche es in der Zukunft anzupacken gilt. Auch wenn hier mit der gängigen Baupraxis noch Zielkonflikte zwischen Wirtschaftlichkeit und Nachhaltigkeit existieren, sollte ein kreatives Umdenken stattfinden und die Zielrichtungen sowie Prioritäten bei der Herstellung von Gebäuden neu konzipiert und gewichtet werden.

In der nahen Zukunft wird bei der Wohnform für die Studierenden der individuelle Raum, das Appartement wohl eher die erste Wahl darstellen, zumal im bestehenden Portfolio des SW Tübingen-Hohenheim ein Nachholbedarf an kleinen selbstständigen Einheiten besteht.

Weiterhin werden wir, soweit es in unserer Macht steht, Verfahren verschlanken und auch die Herstellung vor Ort einfacher sowie zeitlich kompakter gestalten müssen, um Unwägbarkeiten aus dem Weg zu gehen und Risiken kalkulierbar zu machen. Themen wie Modulbauweise, Passivhaus, nachhaltige Materialien, Automatisierung im Gebäudebetrieb und auch die Lebenszyklusbeurteilung von Bauwerken sind bereits aktuell und werden in Zukunft noch stärker in den Fokus rücken.

Man wird beobachten müssen, inwieweit sich die weltweite Digitalisierung auch auf das Leben und Studieren im Wohnheim auswirkt: Werden Gemeinschaftsräume und Wohnküchen zukünftig zu dezentralen Hörsälen? Müssen jederzeit verfügbare Lerninseln geschaffen werden, in welchen man unabhängig von der Tageszeit studieren kann? Sind der Studienort und die persönliche Präsenz vor Ort noch der bevorzugte Weg für ein Studium, oder konzipieren wir zukünftig nach dem Motto »Arbeiten und Wohnen« Objekte und Landschaften, in denen ortsunabhängig mit dem Einsatz von virtueller Realität studieren möglich wird?

Eine Konstante beim Bauen für Studierende gibt es dennoch: Wir haben immer und werden immer mit Menschen für Menschen bauen, und da wäre manchmal ein wenig mehr Menschlichkeit wünschenswert.

Autor: Dietmar Topka



Bauplan eines neuen Wohnobjekts

Universitätsplanung in Tübingen

ein Lehrstück zur Bürgermitarbeit

In Tübingen sind Bürgerinitiativen seit dem Ende der 60er Jahre nicht mehr wegzudenken. Sie gehören zur politischen Kultur. Die Bürgerinitiative Wilhelmsvorstadt-Universitätsviertel richtete sich gegen Planungsabsichten der Universität in der Wilhelmsvorstadt. Für den wachsenden Raumbedarf der Medizin und der Naturwissenschaften findet ein Ausbau der Universität in der Höhenlage auf dem Schnarrenberg und der Morgenstelle statt. Der ältere Universitätsbereich im Tal bleibt vorwiegend den zentralen Einrichtungen und den Geistes- und Sozialwissenschaften vorbehalten. Planungen, die das Land Baden-Württemberg im Jahr 2008 in Gang setzte, sind in der Öffentlichkeit auf Kritik gestoßen.

Die Wilhelmsvorstadt

Die Entstehung einer Vorstadt nördlich der Altstadt ist eng mit dem Wachstum der Universität im 19. Jahrhundert verbunden. Lesenswert ist hierzu das Attempo-Heft zum 500-jährigen Jubiläum der Universität (vgl. Lembke 1977, Attempo 61/62). Die ersten Einrichtungen vor der Stadt waren der Botanische Garten von 1812, das akademische Gesellschaftshaus Museum, erbaut 1821, die Neue Aula mit ihren beiden Flügelbauten von 1845 und die Wohn- und Geschäftsbauwerke, die gleichzeitig an der neuen Wilhelmstraße entstanden. Inzwischen beinhaltet die Wilhelmsvorstadt mit dem benachbarten Altklinikum (von einigen Verlusten abgesehen – Palmenhaus, Reithaus, Turnhalle) den zentralen ursprünglichen Baubestand des Universitätsviertels, das gleichzeitig umfangreiche Wohn- und Geschäftsbauten, Stadtfriedhof, Kirchen, Altersheime, die Musikschule, den derzeit zwischengenutzten alten Schlachthof und Behörden umfasst.

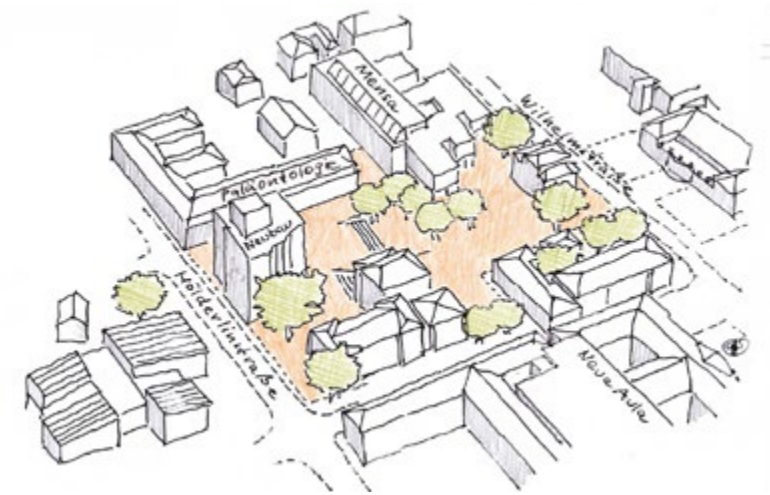
Die im Stil des Klassizismus und Historismus erbaute Tübinger Wilhelmsvorstadt wird von der Denkmalpflege als eine der bedeutendsten und am besten erhaltenen Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts in Württem-

berg betrachtet (vgl. Krume-Prost & Ruhland, Denkmalpflege in BW, 38, 2009). Durch die Zunahme der Studierenden und die Entwicklung der Universität nach dem zweiten Weltkrieg wurden trotz der Schaffung neuer Institutsbauten und Kliniken in vielen Stadtteilen alle möglichen freierwerdende Gebäude erworben oder angemietet. Insbesondere die »Zerhäuslung« wurde als ein wesentlicher Grund für eine Neuordnung der Universität im Talbereich ausgemacht. Besonders gravierend ist der schlechte Zustand vieler Bauten mit einem Investitionsstau von rund 450 Mio. €.

Im März 2008 berichtete das Schwäbische Tagblatt (vgl. Pfeil 2008) über die Absichten der Universität und des VBA (Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Tübingen), die 1966 fertiggestellte Mensa in der Wilhelmstraße des Berliner Architekten Paul Baumgarten wegen ihres schlechten Bauzustands und der mangelhaften funktionalen Organisation eventuell abzureißen.

Vom VBA wurde im Mai 2008 ein städtebaulicher Ideenwettbewerb zur »Neuordnung des Zentralcampus der Eberhard Karls Universität Tübingen« ausgeschrieben. Als Ziele wurden u.a. die städtebauliche Neuordnung durch »die Entwicklung eines inhaltlich adäquaten Nutzungskonzepts sowohl in den bestehenden als auch zu erhaltenden Gebäuden, als auch durch das gezielte Optimieren der Liegenschaftsnutzungen durch Entfernung von Gebäuden und verdichtete Neubebauung« genannt. Insbesondere sollte »der zu entwickelnde Masterplan eine ohne Denkverbote agierende Überprüfung der langfristigen Entwicklungsmöglichkeiten und Investitionsmöglichkeiten in Gang setzen«.

Konkret bedeutete das, dass mit Ausnahme der Denkmale von besonderer Bedeutung nach §12 DSchG (z.B. Neue Aula, Alte Botanik, Alte Chemie, Bonatz-Bibliotheksbau) alle Kulturdenkmale (z.B. Alte Augenklinik, Kanzlergebäude, Alte Physik, studentisches



Clubhaus und Mensa Wilhelmstraße, geschützt nach §2 DSchG) und zahlreiche weitere Gebäude den Planern »zur Disposition« gestellt wurden. Die Denkmalschutzbehörde wurde bewusst nicht an dem Wettbewerbsverfahren beteiligt.

An dem Wettbewerb beteiligten sich 36 Planungsbüros, wobei bis auf zwei Teilnehmer alle mehr oder weniger großzügig die zur Disposition gestellten Bauten durch Neubauten ersetzt. Das führte schon bei der Ausstellung der Wettbewerbsarbeiten zu der Frage, warum die Denkmalschutzbehörde des Regierungspräsidiums an der Vorbereitung und Beurteilung des Wettbewerbs nicht beteiligt wurde. Vom Auslober wurde freimütig erklärt, dass man den Wettbewerb dann hätte bleiben lassen können.

Die lokale Presse berichtete über den Wettbewerb und zugleich über die öffentliche Kritik der Vorstände der Architektenkammergruppe Tübingen und der Vereinigung der Stadt-, Regional- und Landschaftsplaner, Regionalgruppe Baden-Württemberg u.a. am Inhalt der Wettbewerbsauslobung und an der mangelnden Öffentlichkeit des gesamten Verfahrens. Diese Kritik wandte sich auch gegen die Stadt, die an der Vorbereitung des Wettbewerbs beteiligt und in der Jury vertreten war.

Gründung einer Bürgerinitiative

Am 25. April 2009 veranstaltete die Tübinger Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes eine Führung durch das Universitätsviertel. Zum ersten Mal hatte die Öffentlichkeit Gelegenheit, sich von der Vielfalt kultur- und wissenschaftsgeschichtlich bedeutender Bauten zu überzeugen. Am Ende dieser Führung kam spontan der Vorschlag zur Gründung einer Bürgerinitiative.

In der Bürger Initiative (BI) trafen sich seither Anwohner, Architekten, Stadtplaner, Kunsthistoriker, Studierende,

ehemalige Gemeinderäte und Mitglieder der Universität und des Studierendenwerks. Man ist sich einig, nicht nur für die Erhaltung der gefährdeten Baudenkmale zu streiten. Das Universitätszentrum soll nicht ein eigenständiger »Campus« werden, sondern prägender Bestandteil des größeren Stadtviertels bleiben.

Da die Frage Neubau oder Sanierung der Mensa Wilhelmstraße an terminlich erster Stelle stand, konzentrierte sich die Diskussion zunächst auf die Mensa. Der unter Denkmalschutz stehende Bau wurde 1966 für etwa 10,3 Mio. Mark errichtet. Noch in den 1990er Jahren waren an dem Gebäude Sanierungsmaßnahmen für etwa 2,2 Mio. Mark durchgeführt worden, u.a. wurde zu der Zeit die ursprüngliche Einfachverglasung durch eine Doppelverglasung ersetzt. Aber auch das Clubhaus von Rolf Gutbrod, ein vom amerikanischen Kongress gestifteter und teilweise finanzierter Bau der 1950er Jahre sollte nach den Plänen des ersten Preisträgers durch einen Neubau ersetzt werden. Es ging und geht der BI nicht darum, gegen die Absicht der Universität zum Abbau der Zerhäuslung anzugehen; das sollte aber nicht auf Kosten historischer Bausubstanz gehen.

Als wichtiges Planungsziel wurde ein neuer zentraler Universitätsplatz ausgemacht.

Nach den Plänen des VBA sollte eine neue Mensa zwischen Hölderlin- und Nauklerstraße und zwischen diesem Neubau und der Neuen Aula an der Gmelinstraße nach dem Vorschlag des ersten Wettbewerbspreisträgers ein neuer zentraler Campusplatz entstehen. Dieses Konzept stand im Konflikt mit Aspekten des Denkmalschutzes (Abbruch der Baumgarten-Mensa, Abbruch der Hörsaaltrakte der Alten Physik – beide nach §2 DSchG).

Stichwort Nachkriegsmoderne

Das Besondere im Bereich der Wilhelmstraße ist, dass hier die Nachkriegsmoderne der Mensa von Paul Baumgarten und des studentischen Clubhauses von Rolf Gutbrod in unmittelbarer Nachbarschaft eines klassizistischen Ensembles und der frühmodernen Bibliothek von Paul Bonatz stehen. Zu dieser Situation hat die Abteilung Denkmalschutz beim Tübinger Regierungspräsidium eine lesenswerte Analyse über »Die Wilhelmsvorstadt. Ein Tübinger Universitätsquartier« (vgl. Krume-Prost & Ruhland, Denkmalfpflege in BW, 38, 2009) und über »Das ehemalige Physikalische Institut Tübingen« (vgl. Krume-Prost und Ruhland, 2010) vorgelegt.

Schon die ersten Aktivitäten der BI führten dazu, dass ein intensiver Gedankenaustausch zwischen der Universität, der Stadt und der Öffentlichkeit in Gang kam.

In der Alternative Mensaneubau oder –bestands–erhaltung konnte die BI mit eigenen Planskizzen und Kosten–Gegenüberstellungen punkten und voreilige Entscheidungen bei den Planern von Land und Universität verhindern.

In zwei öffentlichen Informations–Veranstaltungen der BI – einmal über die zentrale Mitte zwischen Mensa und Neuer Aula (20. Oktober 2009), zum anderen über die Verkehrsproblematik (23. Februar 2010) – konnte ein breiteres Publikum, zu dem auch Stadträte und Landtagsabgeordnete gehörten, erfahren, worauf die Ergebnisse des Wettbewerbs hinauslaufen drohten. Für die SPD–Gemeinderatsfraktion war dies der Anlass, die Durchführung eines Workshops mit Vertretern der Uni, des Studierendenwerks, des AStA, der Denkmalfpflege, der Bewohner und der BI zu beantragen.

Parallel wies das Finanzministerium auf Initiative der örtlichen Landtagsabgeordneten dem VBA 100.000 € zur Erarbeitung einer Machbarkeitsstudie für die Untersuchung unterschiedlicher Nutzungen

der Mensa zu (Für die Mensa – Neubau oder Renovierung des Baumgarten–Baus, sind im Landeshaushalt ca. 20 Mio € eingestellt).. Die Universität sollte dafür Nutzungen aus dem Entwicklungsprogramm der Uni auswählen, die in den kommenden sechs Jahren zur Verwirklichung anstehen.

Am 18./19. Juni 2010 und am 10. Juli 2010 trafen sich 27 Teilnehmer/innen zu der von der Stadt einberufenen Planungswerkstatt. Hier sollten Grundsätze für die Entwicklung der Wilhelmsvorstadt erarbeitet und die Chancen ausgelotet werden, die sich mit der Umstrukturierung der Universität für das gesamte Quartier eröffnen. Gemeinsam sollten Ziele für die Zukunft der Wilhelmsvorstadt entwickelt und Übereinstimmungen in Zielen und Zielkonflikten herausgearbeitet werden.

Trotz der sehr gegensätzlichen Auffassungen der verschiedenen Teilnehmergruppen wurden am Ende überraschenderweise viele gemeinsame Ziele formuliert, wie die Beseitigung der offensichtlichen Defizite im Verkehrsbereich und der baulichen Substanz, aber auch der weitgehende Erhalt der vorhandenen Bauten – insbesondere der Kulturdenkmale – sowie die Stärkung der verschiedenen Nutzungen für eine lebendige, funktional kleinteilig gemischte Wilhelmsvorstadt.

Die BI nutzte den Besuch von Ministerpräsident Stefan Mappus am 2. September 2010 in Tübingen, um ein Memorandum zur Planung in der Wilhelmsvorstadt zu überreichen. Es kam dann zu einer Einladung der BI durch Staatssekretär Hubert Wicker, der auch veranlasste, dass der BI umgehend die Machbarkeitsstudie vom 25. Juli 2010 ausgehändigt wurde. Bei dem Gespräch im Staatsministerium am 29. Oktober 2010 (im Beisein von Vertretern der Universität, des Wissenschaftsministeriums, des Finanzministeriums, des Regierungspräsidiums Tübingen und der BI, aber ohne Vertreter der Stadt) konnte die BI eine detaillierte Stellungnahme zur

Machbarkeitsstudie vorlegen mit einem Votum für diejenige Variante, bei der der Betriebstrakt der Mensa durch einen Neubau ersetzt wird und der architektonisch wichtige Pavillon des Studierendenwerks erhalten bleibt. Das Finanzministerium erklärte, dass es den Denkmalschutz und das Urheberrecht des Architekten und seiner Erben sehr ernst nehmen und betonte in einem späteren Schreiben, dass eine andere Nutzung nur suboptimal sei. Es wurde angedeutet, dass ein Abbruch des Mensagebäudes nicht mehr zur Debatte stehe.

Im Juli 2012 beschloss das Finanzministerium jedoch, aus funktionalen und praktischen Gründen eine neue Mensa zu bauen. Nach einem Umbau könnten dann die Juristen einziehen. Der unter Denkmalschutz gestellte Hörsaalbau der Alten Physik müsste wegen des Platzbedarfs der neuen Mensa fallen. Vom Mensa–Neubau und der Umwidmung der alten Mensa erhoffte sich die Universität wirtschaftliche Vorteile. So könnten bisher in Miete untergebrachte Institute Raum im Landeseigentum erhalten.

Bei der BI hatte sich aufgrund der Kenntnis der Machbarkeitsstudie allerdings die Auffassung verfestigt, dass nur die Mensanutzung die künftig adäquate Nutzung des Baumgarten–Gebäudes sein kann.

Im Dezember 2015 nach einem knappen Jahrzehnt der Debatten, Machbarkeitsstudien und auch Protesten der Bürgerinitiative fiel dann die Entscheidung des Finanzministeriums: Die Mensa bleibt Mensa. Das Land führte als Begründung an, Verantwortung für seine Denkmäler zu übernehmen.

»Nach mehr als 40 Jahren Betrieb war für die Mensa ein dringender Sanierungsbedarf gegeben. Insbesondere in Bezug auf Gebäudezustand und –technik, funktionale und energetische Mängel, Schadstoffe und Brandschutz war eine Sanierung zwingend erforderlich«,

heißt es in einer weiteren Machbarkeitsstudie. Auch können »aktuell gültige, gesetzliche Anforderungen in Bezug auf Hygiene nicht mehr eingehalten werden.«

In einem beschränkten Wettbewerb erhielt die Architektengemeinschaft Weinbrenner–Single–Arabzadeh den Auftrag zur Sanierung und zum Teilneubau der Mensa. Aus Sicht der BI ist bedauerlich, dass der bei den Studierenden sehr beliebte Bierkeller nicht mehr in der Mensa aufgenommen wird. Eine Ersatzlösung ist bisher nicht gefunden.

Zum gegenwärtigen Stand

Die umfassende Sanierung der Mensa Wilhelmstraße in Tübingen begann im Oktober 2019. In der Zwischenzeit übernimmt ein Provisorium in der von der Stadt zur Verfügung gestellten Shedhalle auf dem Gelände des früheren Tübinger Schlachthofs die Versorgung der Beschäftigten und der Studierenden. Die neu eingerichtete Übergangsmensa nahm am 16. September 2019 ihren Betrieb auf. Über die Ausführungsplanung, Kosten und Termine der Mensa kann das VBA–Tübingen Auskunft geben. Die Stadt hat für den zentralen Universitätsbereich, insbesondere den Universitätsplatz eine Planungswerkstatt mit Beteiligung der Bürgerinitiative zugesagt.

Autoren: Andreas Feldtkeller und Christoph Melchers

Warum die Mensa Wilhelmstraße Kulturdenkmal ist

Der bedeutende Berliner Architekt Paul Baumgarten (1900–1984) hat vor allem in den Fünfziger und Sechziger Jahren einige Bauten errichtet, die zu den wichtigen öffentlichen Gebäuden in der jungen Bundesrepublik gehören (...) Tübingen besitzt zwei denkbar unterschiedliche Universitätsbauten von Baumgarten: den so genannten Kupferbau, ein nach außen geschlossenes, skulptural gestaltetes Hörsaalgebäude und die Mensa (...).

Der Mensaneubau basiert auf Baumgartens Wettbewerbsentwurf aus dem Jahr 1959, der seinerzeit den ersten Preis erhalten hatte. (...)

Die Architektur der Mensa lebt vom Kontrast. Den Außenbau entlang der Wilhelmstraße und nach Südwesten beherrschen die hohen, verglasten Speisesäle im Obergeschoss, die auf einem niedrigeren Erdgeschoss lasten und teilweise auf Stelzen über diese Zone hinausragen. Die Empfangs- und Versammlungszone im Erdgeschoss, ursprünglich ohne störende Einbauten, wirkt durch die eindrucksvolle Betonbalkendecke. Die Außenwände sind weitgehend verglast, die Fußbodengestaltung setzt sich vom Außenbereich in den Innenraum fort und macht so den Übergang fließend. Großzügige Treppenaufgänge führen in die lichtdurchfluteten, transparenten Speisesäle, Raumfolgen, die nach Bedarf durch Schiebetüren und Jalousien erweiter- oder verkleinerbar sind. Flankiert werden die Speisesäle von Emporen, die brückenartig nach außen durchgreifen, so dass auch das Essen im Freien eingenommen werden konnte.

Eine aus konzentrischen Kreisen entwickelte Graphik von Dagmar Schöning verziert den großen Speisesaal. Die Baugruppe von Mensa und Verwaltungsgebäude des Studentenwerks ist ein herausragendes Beispiel für die Architektur von öffentlichen Bauten mit hohem Publikumsverkehr gegen Ende der Fünfziger und Beginn der sechziger Jahre. Sie vertritt die seinerzeit beliebte Pavillonbauweise (...) Schließlich handelt es sich um einen wichtigen Bau aus dem Werk des seinerzeit weit überregional bekannten Architekten Paul Baumgarten. Es handelt sich daher um ein Kulturdenkmal aus künstlerischen und wissenschaftlichen Gründen. An seiner Erhaltung besteht insbesondere wegen seines exemplarischen und dokumentarischen Wertes ein öffentliches Interesse.

Quelle: Ausschnitt aus Denkmalliste BW

Über die Autoren: **Andreas Feldtkeller** (* 28. September 1932 in Berlin) studierte Architektur an der Technischen Hochschule in Stuttgart und Berlin. 1969 begann er eine Tätigkeit bei der Stadt Tübingen, wo er bis 1997 Leiter des Stadt-sanierungsamtes war. Seit 1997 ist er als freiberuflicher Stadtplaner tätig.

Christoph Melchers (* 1940 in Berlin), absolvierte von 1960–1967 ein Architekturstudium an der TU–Berlin. Er war von 1968 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2005 in der Staatlichen Hochbauverwaltung des Landes Baden–Württemberg tätig. Zuletzt fungierte er als Leiter des Staatl. Hochbauamtes Reutlingen. Er lebt in Tübingen.

Quellen und Literaturhinweise

Attempto Heft 61/62, 1977 Sondernummer, Detlef Lembke – Universitätsbau

Tübingen – Die Bauten der Universität in 500 Jahren

Sabine Krume–Prost M.A. und Dr. Michael Ruhland, RP Tübingen, Ref. 26

Denkmalpflege: »Die Wilhelmsvorstadt – Ein Tübinger Universitätsquartier«, erschienen in Denkmalpflege in Baden Württemberg, Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, 38. Jahrgang – 2/2009

Schwäbisches Tagblatt, 28. März 2008, Ulrike Pfeil: Sanierung oder Abriss – Bei einer Neuordnung der Tal–Uni steht die Mensa zur Disposition

Quelle: Der Text ist eine gekürzte und aktualisierte Fassung des Artikels in der Zeitschrift Schwäbische Heimat 2011/2012

Küche 4.0

ein Beispiel, wie die Digitalisierung auch den Weg in die Küchen der Gemeinschaftsverpflegung findet

Die Digitalisierung ist in aller Munde: Cloud-Lösungen für Software, Dokumentenmanagement-Systeme und mobiles Arbeiten gehören sicherlich zu den bekannteren Anwendungen. Im nachfolgenden Beitrag zeigt der aktuelle Geschäftsführer Oliver Schill anhand eines konkreten Beispiels auf, wie die Digitalisierung in einem ganz spezifischen Fall effektiv genutzt werden kann.

Das Studierendwerk Tübingen–Hohenheim hat im Sommer 2020 ein Digitalisierungsprojekt beauftragt, das eine erhebliche Erleichterung bei der Erfassung, Überwachung und Dokumentation der Temperaturen in der Hochschulgastronomie eingesetzten Geräte zulässt und diese automatisiert.

Um die Auflagen nach HACCP (engl. hazard analysis and critical control points, also Gefahrenanalyse und kritische Kontrollpunkte) zu erfüllen, müssen alle im Küchenbereich eingesetzten temperaturrelevanten Gerätschaften (Kühlschränke, Tiefkühler, Spülmaschine, Fritteuse, Ausgabetechnik usw.) kontinuierlich einer Temperaturüberwachung unterzogen werden. Die Temperaturen sind zu überwachen, erfassen und sauber zu dokumentieren.

Die Lebensmittelüberwachung kontrolliert regelmäßig und überprüft die Ordnungsmäßigkeit dieser Dokumentationen. Hintergrund ist, dass die Soll–Temperaturen bei der Lagerung, unter den Produktionsbedingungen und im Ausgabebereich eingehalten werden müssen. Diese Tätigkeiten werden bisher händisch von den Mitarbeitern durchgeführt. Der personelle Aufwand, der hierfür betrieben wird, ist natürlich beachtlich.

Mit unserem Projekt »Küche 4.0« sollen diese Aufgaben zukünftig automatisiert durchgeführt werden. Alle temperaturrelevanten Gerätschaften werden mit entsprechenden Sensoren ausgestattet bzw. nachgerüstet. Die Temperaturen fortlaufend ausgelesen und die

Daten zentral gespeichert. Der Vorteil dieses Systems ist, dass wir alle Gerätschaften herstellerunabhängig in einem System erfassen, die zugehörigen Temperaturen fortlaufend speichern und somit dokumentieren.

Darüber hinaus hat das Mensa–Team die Möglichkeit, über eine visuelle Darstellung auf einem Monitor in der Küche die aktuellen Temperaturen aller Geräte in Echtzeit zu überprüfen.

Mit diesem System werden wir jedoch nicht nur unseren Kontroll-, Erfassungs- und Dokumentationspflichten gerecht. Für jede Gerätschaft kann ein Alarm–Szenario hinterlegt werden, das ab definierten Abweichungen die zuständigen Mitarbeiter über die Abweichung per E–Mail oder SMS in Echtzeit informiert. Damit kann sichergestellt werden, dass beispielsweise Handwerksfirmen schnell über einen Notdienst beauftragt werden, um notwendige Reparaturmaßnahmen an einem Tiefkühlaggregat zügig durchzuführen; die eingelagerten Lebensmittel können somit »gerettet« werden.

Wir gehen davon aus, dass wir mit unserem Projekt die Betriebssicherheit einerseits deutlich erhöhen können und der personelle Aufwand für die erforderliche Dokumentation auf ein minimales Maß reduziert wird – eben »Küche 4.0«.

Autor: Oliver Schill

Sanierung, Erweiterung & Neubau

Mensa Morgenstelle

In nur vier Monaten Umbauzeit wurde die Mensa Morgenstelle auf dem naturwissenschaftlichen Campus der Universität Tübingen im Sommer 2009 innerlich teilsaniert. Das Ergebnis: ein ansprechender Free-Flow-Bereich für die Mensagäste und moderne Gerätschaften für die Beschäftigten des Studierendenwerks.

Mit einem Investitionsvolumen von rund 5 Mio. € bauten der Landesbetrieb Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Tübingen und das Studierendenwerk die Großmensa Morgenstelle in Tübingen um. Nach nur vier Monaten Umbauzeit gingen pünktlich zum Wintersemester 2009/2010 der umgebaute Ausgabebereich sowie die neue Küche und Spülmaschine in Betrieb. Die alten Ausgabebänder wurden entfernt und die Prägetabletts durch Teller und Schalen ersetzt. Die Mensabesucher/-innen können sich seither an mobilen Theken ihr Essen individuell zusammenstellen.

Als optisches Highlight hängt in großen Leuchtbuchstaben der Schriftzug »hin und wieder aber dennoch« von der Decke. Dieser Satz symbolisiert die oft bei Studierenden in dieser Lebensphase wiederkehrende Nachdenklichkeit über Sinn und Zweck ihres Studiums. Die Mensa soll eine Teilantwort liefern und durch Genuss und Vielfalt das Studium eindeutig bejahen.

Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim, 2017, S. 45

Auslands-BAföG

Seit dem 1. Januar 2012 ist das Amt für Ausbildungsförderung des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim deutschlandweit für Studierende und Schüler/-innen zuständig, die einen Auslandsaufenthalt in der Türkei oder Asien (mit Ausnahme von Armenien, Aserbaidschan, Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan) durchführen und Leistungen nach dem Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG)

beantragen möchten. Die fürs Auslands-BAföG zuständigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind seither in Reutlingen untergebracht. Man rechnete mit 2.900 Anträgen in der Auslandsförderung. Im Jahr 2012 gingen insgesamt 5.442 Anträge ein. Seither hat sich die Zahl der Anträge fürs Auslands-BAföG auf rund 5.000 Anträge pro Jahr eingependelt.

Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim, 2017, S. 69

Erfolgsstory Cafeteria Unibibliothek

Welche Erfolgsgeschichte die neue Cafeteria Unibibliothek in den kommenden Jahren schreiben würde, wusste zum Zeitpunkt ihrer Eröffnung im Herbst 2011 noch niemand. Doch mit dem Konzept aus moderner Kaffeebar, umfangreichem Verpflegungsangebot bis abends und an den Wochenenden sowie entspannter Loungeatmosphäre traf man den Nerv der Studierenden. Bis zu 2.500 Gäste täglich kommen in die Cafeteria UB in der Wilhelmstraße in Tübingen, um einen Kaffee zu trinken, eine Kleinigkeit zu essen und sich mit ihren Kommiliton/-innen zu treffen. Insgesamt verfügt die Cafeteria UB über 155 Sitzplätze. Aufgrund der starken Nachfrage weitete das Studierendenwerk die Öffnungszeiten der Cafeteria wenige Monate nach ihrer Eröffnung auf samstags und sonntags aus und erhöhte die Anzahl der Beschäftigten von anfangs vier auf derzeit 17. Der Erfolg spiegelt sich auch in den Umsatzzahlen wider. Im Jahr 2012 erzielte die Cafeteria einen Umsatz von rund 580.000 €. In 2016 konnte der Umsatz mit etwa 1,45 Mio. € fast verdreifacht werden. Der Bau der Cafeteria UB war Teil einer umfangreichen Sanierung des Gebäudes, in dem die Unibibliothek untergebracht ist.

Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim, 2017, S. 61

Wohnen auf dem Campus Reutlingen

Die Hochschule Reutlingen erlebte in den vergangenen Jahren ein deutliches Wachstum. Entsprechend groß war insbesondere zu Beginn des Wintersemesters stets der Ansturm auf die Wohnheimzimmer. Dank des Baus einer neuen Wohnanlage direkt auf dem Campus der Hochschule Reutlingen stehen den Wohnungssuchenden 155 zusätzliche Bettplätze zur Verfügung. Pünktlich zum Semesterstart, am 1. Oktober 2015, öffnete das erste von zwei neuen Wohnheimgebäuden seine Pforten. 73 Studierende konnten in das Wohnheim in der Pestalozzistraße 65 auf dem Campusgelände einziehen. Das zweite Gebäude wurde im Frühjahr 2016 fertiggestellt und bietet Platz für weitere 82 Studierende. Die Studierenden wohnen in Einzelapartments, 2er-, 5er- oder 6er-Wohngemeinschaften. Die Einzelapartments sind mit eigener Küche sowie eigenen Sanitäranlagen (Dusche, Waschbecken, WC) ausgestattet, während Wohngemeinschaften diese gemeinsam nutzen. Jedes Zimmer ist möbliert und mit Medienanschlüssen versehen. Das Wohnheim konnte sowohl termingerecht als auch innerhalb der geplanten Kosten fertiggestellt werden. Bei einem Investitionsvolumen von 9,4 Mio. € bezuschusste das Land Baden-Württemberg das Bauprojekt mit rund 1,2 Mio. €.

Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim, 2017, S. 90



Wohnheim Pestalozzistraße

Die neue Mensa in Hohenheim

Seit April 2018 ist der Erweiterungsneubau der Mensa Hohenheim fertig und unsere Mensagäste freuen sich über 318 zusätzliche Plätze. Am Montag, 25. Juni 2018, fand die offizielle Übergabe durch das Universitätsbauamt Stuttgart und Hohenheim an das Studierendenwerk statt. In den vergangenen Jahren führten die steigenden Studierendenzahlen zu Engpässen insbesondere im Gastbereich der Mensa Hohenheim. Mit dem Anbau ist das Platzproblem gelöst – zu den bisherigen 550 kommen 318 Sitzplätze hinzu. Bis zur Fertigstellung des Anbaus dauerte es knapp zwei Jahre: Der Spatenstich für die Bauarbeiten war im Mai 2016, im März 2017 wurde das Richtfest gefeiert und seit April 2018 sind die Arbeiten an der Mensaerweiterung abgeschlossen. Der Brutto-Rauminhalt des Erweiterungsbaus beträgt 4.776 m², die Nutzfläche liegt bei 413 m². Die Gesamtbaukosten für den Erweiterungsneubau belaufen sich auf 4,77 Mio. €. 2,3 Mio. € kommen vom baden-württembergischen Finanzministerium. Die andere Hälfte teilen sich das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst sowie das Studierendenwerk Tübingen-Hohenheim.

Quelle: Webseite des Studierendenwerks



Anbau der Mensa Hohenheim

Kurzmeldungen aus dem StuWe

Wohnheimsanierung in Rottenburg

Bis 2009 waren die Studierenden der Hochschule für Forstwirtschaft Rottenburg allein auf den privaten Wohnungsmarkt angewiesen. Doch mit der grundlegenden Sanierung und Möblierung zweier ehemals als Übergangwohnheime für Spätaussiedler genutzten Häuser in der Magdeburger Straße 59 und 61 bietet das Studierendenwerk seither auch Wohnheimplätze in Rottenburg an. Die Gesamtkosten für die bauliche Ertüchtigung beliefen sich auf 429.000 €. Die beiden Gebäude bieten Platz für 24 Studierende. Im Jahr 2016 kamen durch den Bau eines neuen Wohnheims in der unmittelbaren Nachbarschaft nochmals 20 Bettplätze hinzu.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 46**

Wohnanlage in Albstadt–Ebingen

Mit der Eröffnung einer neuen studentischen Wohnanlage im Oktober 2008 verdreifachte das Studierendenwerk sein Zimmerangebot und bietet seither 110 Bettplätze für Studierende in Albstadt–Ebingen. Das Wohnheim in der Poststraße 22 liegt auf dem ehemaligen Gelände der Textilfabrik Rehfuß + Stocker in unmittelbarer Nähe zur Hochschule Albstadt–Sigmaringen und zum Bahnhof Albstadt–Ebingen. Es besteht aus einem Neubau mit 33 Einzelapartments sowie einem sanierten Fabrikgebäude mit 48 Zimmern in Wohngemeinschaften und einem barrierefreien Einzelapartment. Zudem ist eine Solarkollektoranlage auf dem Dach installiert. Das Bauvorhaben mit einem Investitionsvolumen von 4,4 Mio. € wurde in nur einem Jahr Bauzeit durch das Architekturbüro Ackermann & Raff aus Tübingen realisiert. 574.000 € steuerte das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden–Württemberg als Landeszuschuss bei.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 39**

Neues Wohnheim in Sigmaringen

Im Oktober 2011 eröffnete das Studierendenwerk sein erstes Wohnheim am Standort Sigmaringen mit Platz für 77 Studierende. Es grenzt direkt an den Campus der Hochschule Albstadt–Sigmaringen. In nur einem Jahr Bauzeit konnte das Studierendenwerk das Wohnheim im Schäferweg 30 mit einem Investitionsvolumen von rund 4 Mio. € fertigstellen. Es hat 42 Einzelapartments mit eigenem Bad und eigener Kochnische, davon zwei barrierefrei, sowie 35 Zimmer in 5er–Wohngemeinschaften. Diese teilen sich eine Gemeinschaftsküche und je zwei Bäder pro WG. Neben der auf die Bedürfnisse von Studierenden zugeschnittenen Ausstattung besticht das Wohnheim insbesondere durch seine Lage auf dem Campus der Hochschule Albstadt–Sigmaringen.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 59**

Gemütliche Kaffeebar im Hörsaalzentrum

Die Universität Tübingen baut den Campus der Naturwissenschaften auf der Morgenstelle kontinuierlich aus. Daher steigt auch der Bedarf der Studierenden und Beschäftigten nach einem adäquaten gastronomischen Angebot. Im November 2015 konnte das Studierendenwerk dieser Nachfrage Rechnung tragen und eine neue Cafeteria im Hörsaalzentrum eröffnen. Ein Glaskubus mit schöner Sicht auf die Schwäbische Alb, innen moderne Holzelemente, außen ein großzügiger Freibereich – die neu eröffnete Cafeteria im Hörsaalzentrum besticht durch ihr Wohlfühlambiente. Auf 140 m² Fläche und mit 42 Sitzplätzen (innen) lädt die Cafeteria die Studierenden und Universitätsmitarbeiter/innen zum Verweilen ein. Die Gäste haben die Wahl aus einem kleinen, aber feinen Sortiment an Kaffeespezialitäten, Kaltgetränken, belegten Brötchen, Süßwaren sowie Milchprodukten.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 89**

Umzug BAföG–Amt

Das Amt für Ausbildungsförderung ist Mitte Juli 2018 von Tübingen nach Reutlingen gezogen. Ein Umzug war nötig geworden, da das Gebäude in der Karlstraße 11 in Tübingen, in dem das Amt für Ausbildungsförderung davor untergebracht war, an einen Investor verkauft und abgerissen wurde. Das Studierendenwerk selbst war lediglich Mieter. Das Studierendenwerk hat intensiv nach Büroräumen in Tübingen gesucht, aufgrund der Engpässe auf dem Markt jedoch keine geeigneten Räumlichkeiten gefunden. Stattdessen fiel die Wahl auf die zentral am Reutlinger Bahnhof gelegenen Büroflächen, so dass das neue BAföG–Amt gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen ist. So haben auch die Studierenden der Universität Tübingen weiterhin die Möglichkeit, eine persönliche BAföG–Beratung mit ihrem Sachbearbeiter in Anspruch zu nehmen.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 55**

Das Studierendenwerk – Neue my–stuwe–App

Seit November 2018 können sich alle, die an einer vom Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim betreuten Hochschule studieren, über die kostenlose my–stuwe–App freuen: Neben wichtigen Informationen, präsentiert das Studierendenwerk mit dem neuen Service auch hilfreiche Funktionen wie den BAföG–Reminder und personalisierbare Speisepläne. Zu den besonderen Highlights zählen Gewinnspiele sowie wechselnde Angebote. Die App kann im Google Play Store sowie im Apple App Store kostenlos heruntergeladen werden. »Die Studierenden von heute wollen sich schnell, zielgerichtet und individuell informieren«, sagt Oliver Schill, Geschäftsführer des Studierendenwerks Tübingen–Hohenheim. »Mit der App orientieren wir uns an den Bedürfnissen der jungen Menschen und erweitern unser Angebot um einen wichtigen Baustein in Richtung digitaler Zukunft.«

Quelle: Webseite des Studierendenwerks

Individuelles Wohnen in Hohenheim

Die Universität Hohenheim erlebte in den vergangenen Jahren ein rasantes Wachstum und entsprechend stieg die Nachfrage nach campusnahe studentischen Wohnraum. Daher freute sich das Studierendenwerk über die fristgerechte Eröffnung eines neuen Wohnheims in attraktiver Lage direkt am Sportgelände der Universität zum 1. Oktober 2010. 107 möblierte Einzelapartments, zwei davon barrierefrei, mit eigenem Bad und kleiner Küchenzeile bietet das vierstöckige Gebäude, das mit Ökostrom aus Wasserkraft versorgt wird. Zudem gibt es einen Gemeinschaftsraum und einen Raum mit Waschmaschinen und Trocknern. Die Baukosten betragen 3,9 Mio. €. Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden–Württemberg hatte einen Landeszuschuss in Höhe von 749.000 € gewährt. Eine architektonische Besonderheit des von der Schädler & Zwerger Architekten GmbH gestalteten Wohnheims stellen die umlaufenden Laubengänge dar, über die der Zugang zu den Apartments erfolgt.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 51**

Neues Corporate Design

Dem Studierendenwerk ein ansprechendes und einheitliches Erscheinungsbild zu geben und damit die Wiedererkennbarkeit des Unternehmens zu steigern, war Ziel der Entwicklung eines neuen Corporate Designs im Jahr 2014. Die Stabsstelle Kommunikation entwickelte ein umfassendes Konzept: Frisch und modern sollte es sein, um die junge Zielgruppe optimal anzusprechen. Einheitliche Schriftarten, eine passende Farbwelt sowie eine authentische Bildsprache sollten für einen stimmigen Look des Studierendenwerks und seiner Dienstleistungen sorgen. Nach der Konzeption galt es, das neue Corporate Design in allen Kommunikationsmitteln wie der Geschäftsausstattung, den Printpublikationen und Onlinemedien zu verankern. 2016 wurde das Corporate Design nochmals weiterentwickelt. Darüber hinaus sollte ein neuer Onlineauftritt Dreh- und Angelpunkt der künftigen Kommunikation sein. Ein responsives Design, bei dem sich alle Inhalte und Funktionalitäten an das jeweilige Endgerät wie etwa ein Smartphone oder Tablet anpassen, war einer der zentralen Parameter beim Relaunch. Zudem wurde die Navigation benutzerfreundlich strukturiert, um die Leistungen des Studierendenwerks noch klarer zu präsentieren. Um auch internationale Studierende optimal anzusprechen, ist die Webseite seit 2016 auf Englisch verfügbar.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 81**

»Becherwisser« auf Tour

Den Kaffee zum Mitnehmen gibt es mittlerweile an jeder Straßenecke. Leider ist vielen Konsument/-innen nicht bewusst, dass die Coffee to Go–Becher nicht recyclebar sind, da sie eine Kunststoffbeschichtung enthalten. Um auf die durch Einwegbecher entstehende Müllproblematik aufmerksam zu machen, hat das Studierendenwerk die Kampagne »Becherwisser« ins Leben gerufen. Im Rahmen der baden-württembergischen Nachhaltigkeitstage im Juni 2016 startete »Becherwisser« in allen Tübinger Cafeterien in Zusammenarbeit mit der Universität Tübingen und der studentischen Initiative Tü–Go. Im Wintersemester 2016/2017 weitete das Studierendenwerk die Kampagne auf andere Standorte aus. In insgesamt acht Cafeterien in Tübingen, Stuttgart–Hohenheim, Reutlingen, Nürtingen, Albstadt, Sigmaringen und Trossingen veranstalteten Mitarbeiter/-innen aus den Bereichen Cafeterien und Öffentlichkeitsarbeit Aktionstage.

**Quelle: 10 Jahre Studierendenwerk
Tübingen–Hohenheim, 2017, S. 99**



Aktionstag in der Wilhelmstraße

Blick in die Zukunft von Oliver Schill

100 Jahre Studierendenwerk – Ausblick

Im Jubiläumsjahr 2020 war die Corona–Pandemie das vorherrschende Thema. Seit März 2020 sind viele unserer Einrichtungen geschlossen. Dieser Zustand wird voraussichtlich noch weit ins Jahr 2021 hineinreichen.

Auch wenn die Entwicklungen in der Corona–Krise nicht von dauerhaftem Bestand sein und die Hochschulen zu einem Präsenzbetrieb zurückkehren werden, bleiben bestimmte Auswirkungen unumkehrbar. Möglicherweise können die Studierenden in Zukunft selbst darüber bestimmen, ob sie die Lehrveranstaltungen in Präsenz oder online besuchen. Diese Entwicklungen werden Auswirkungen auf die Präsenz auf dem Campus haben und sich somit insbesondere im Bereich Hochschulgastronomie bemerkbar machen. Das Studierendenwerk wird – ohne die Entwicklung vorwegnehmen zu wollen – sich auf neue Rahmenbedingungen einstellen müssen, da wir letztendlich vom Lehrbetrieb auf dem Campus abhängig sind und dieser von uns nur in überschaubarem Umfang mitgestaltet werden kann.

Ob und welche Auswirkungen die Corona–Krise auf den Bereich des studentischen Wohnens hat, ist derzeit sicherlich nicht absehbar. Aber auch hier sind, zumindest langfristig, Veränderungen bei der Nachfrage nach studentischem Wohnraum möglich. Bisher waren die Auswirkungen jedoch eher gering, so dass wir zunächst von einer ungebrochenen Nachfrage ausgehen werden.

Nachdem zum Jahreswechsel 2020/2021 Impfstoffe gegen das Corona–Virus zugelassen wurden, gehen wir mittel- und langfristig davon aus, diese Krise überwinden zu können. Damit werden für das Studierendenwerk auch wieder andere Schwerpunkte in den Mittelpunkt unseres Handelns rücken. Wichtige Themen sind hierbei Nachhaltigkeit und Energieeffizienz. Im besonderen Blickpunkt steht die Energieeffizienz unserer Wohnheime, hochschulgastronomischen Einrichtungen und Betriebe sowie das entsprechende Versorgungsangebot an die Studierenden. Zu letzterem ist festzustellen, dass

die Studierenden als Gäste in unserer Hochschulgastronomie immer mehr auf ein nachhaltiges/fleischloses Versorgungsangebot zurückgreifen möchten.

Daher ist es uns wichtig, die laufenden und geplanten Projekte weiter voranzutreiben. Die Mensa Wilhelmstraße in Tübingen wird derzeit generalsaniert und voraussichtlich 2023 als moderner Betrieb wieder zur Verfügung stehen. In der Mensa auf der Morgenstelle in Tübingen wird parallel eine aufwändige, energetische Sanierung durchgeführt. Diese soll im Jahr 2022 abgeschlossen sein.

Auch in Reutlingen soll es eine Generalsanierung geben. Ein Interimsbetrieb für ca. drei Jahre wird voraussichtlich in der Sporthalle auf dem Campus untergebracht werden. Für weitere Mensenprojekte in Rottenburg, Albstadt, Sigmaringen, Trossingen und Hohenheim hat das Land den Bedarf bereits anerkannt.

Im Wohnheimbereich stehen aktuell drei Großprojekte zur Realisierung unmittelbar bevor. Für die Sanierung der Wohnheime Schwerkstr. 2 und 3 in Stuttgart–Hohenheim wird das Studierendenwerk voraussichtlich 11 Mio. Euro investieren müssen. Neubauten sind aktuell ebenfalls für Hohenheim mit 125 Wohnheimplätzen und Reutlingen mit 107 Wohnheimplätzen geplant. Der Baubeginn soll hier noch in 2021 erfolgen. Die dauerhafte Unterbringung unserer Verwaltung in Tübingen wird mittelfristig auch gelöst werden müssen. Seit August 2019 hat das Studierendenwerk übergangsweise Räumlichkeiten für die Verwaltung angemietet.

Wie wir es zukünftig schaffen, im Spannungsfeld von Wirtschaftlichkeit zu mehr Nachhaltigkeit zu gelangen, wird sicherlich auch davon abhängen, wie uns als öffentliche Einrichtung mit gesetzlichem Förderauftrag für die Studierenden die Politik in diesen Fragen unterstützen kann.

Oliver Schill, im Februar 2021

Liste der Beiträger

Stefan Balz

Leiter der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des SW Tübingen–Hohenheim

Tilmann Beetz

Justitiar

Dr. Werner Bohleber

Psychoanalytiker, früher Leiter der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des SW Tübingen

Günther Bott

Kaufmännischer Leiter

Andreas Feldtkeller

früherer Amtsleiter Stadt–sanierung der Universitäts–stadt Tübingen

Brigitte Freudenmann

Innenrevisorin

Ingrid Gerlach

früher Leiterin des Sekretariats des GF des SW Tübingen–Hohenheim

Wolfgang Hospach

Stabstelle Planung Hochschulgastronomie

Dr. Wolfgang Kralewski †

Politologe und Gründungsgeschäftsführer des SW Tübingen (Anstalt)

Nicole Lang

bis September 2020 Leiterin der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit

Dr. Detlef Lembke †

früher Leiter des Universitäts–bauamtes Tübingen

Prof. Dr. Christoph Markschies

Professor für Alte Kirchengeschichte an der Humboldt–Universität in Berlin, Präsident der Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

Christoph Melchers

Architekt, Leiter eines Staatlichen Bauamtes i.R.

Angela Muhl

Teamleiterin Wohnungswesen für den Bereich Hohenheim

Prof. Dr. Georg Obieglo

langjähriger Rektor der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Reutlingen und Vorsitzender des Vertretungsversammlung

Prof. Dr. Rudolf Pörtner

Dresden. Früher Geschäftsführer der SW Paderborn, Tübingen und Dresden. Honorarprofessor für Mittellatein an der TU–Dresden

Prof. Irmgard Priester

Hochschullehrerin an der Staatlichen Hochschule für Musik in Trossingen, langjähriges Mitglied der Vertretungsversammlung

Oliver Schill

Geschäftsführer des Studierendenwerks Tübingen–Hohenheim

Dipl.Volksw. Fedor Sibeth †

Früher GF des Tübinger Studentenwerks e.V.

Gabriele Steffen

Urbanistin, früher Erste Bürgermeisterin der Universitätsstadt Tübingen

Ute Stirm

Leiterin Cafeterien

Dietmar Topka

Leiter der Abteilung Bauwesen

Anette Unterseher

Leiterin des BAföG–Amtes

Petra Wassermann

langjährige Hauswirtschaftleiterin in der Mensa Wilhelmstraße

Impressum

Herausgeber

Studierendenwerk Tübingen–Hohenheim A.d.ö.R.
Friedrichstraße 21, 72072 Tübingen
my–stuwe.de

Herausgeber: Rudolf Pörtner

Redaktion: Philipp Mang

April 2021

Konzeption und Umsetzung

DIE KAVALLERIE GmbH
Rosentalstraße 8/1, 72070 Tübingen
diekavallerie.de

Druck: Druckerei Raisch GmbH + Co.KG

Auflage: 1.000 Stück

Bildnachweise: Alle Bilder sind Eigentum des Studierendenwerks Tübingen–Hohenheim mit Ausnahme von:

S. 14 UAT S 19/63–1 Nr. 6 **S. 15** UAT S 19/63–1 Nr. 4 **S. 16** UAT S 19/63–1 Nr. 5 **S. 24** UAT S 19/63–1 Nr. 1 **S. 26** UAT S 19/63–1 Nr. 7 **S. 27** SAT A540/108 **S. 28** UAT S 19/15–10 Nr. 1 **S. 29** UAT S 19/15–10 Nr. 2 **S. 34** UAH S2_27.1 **S. 34** UAH S2_27.2 **S. 40** UAT S 19/63–1 Nr. 16; Alfred Göhner/SAT **S. 41** UAT S 19/63–1 Nr. 18; Alfred Göhner/SAT **S. 41** UAT S 19/63–1 Nr. 19; Alfred Göhner/SAT **S. 45** Buchegger **S. 47** UAT S 19/63–1 Nr. 30; A. Michels **S. 48** UAH S2_27.3 **S. 49** UAT S 19/63–1 Nr. 29; A. Michels **S. 50** UAT S 19/63–1 Nr. 21; Alfred Göhner/SAT **S. 51** UAT S 19/63–1 Nr. 26; Manfred Storck **S. 53** UAT S 35/1, 85 Nr. 7; Manfred Grohe **S. 54** UAT S 35/1, 85 Nr. 1; Manfred Grohe **S. 55** UAT S 35/1, 85 Nr. 3; Manfred Grohe **S. 65** UAT S 35/1, 101 Nr. 9; Manfred Grohe **S. 69** CC–BY–SA 4.0, Heike Huslage–Koch¹ **S. 76** UAH S2_292_108_6 **S. 77** UAH S2_26.4.0 **S. 79** Buchegger **S. 85/88** Manfred Grohe **S. 94** Archiv Schwäbisches Tagblatt, Felix König **S. 98** Archiv Schwäbisches Tagblatt **S. 109** Archiv Schwäbisches Tagblatt

Die Bilder für die Collagen stammen aus der Bilddatenbank Adobe Stock mit Ausnahme von:

Hohenheimer Schloss, ©Universität Hohenheim, Victor S. Brigola

¹ commons.wikimedia.org/wiki/File:Christoph_Markschies_auf_der_Frankfurter_Buchmesse_2017.jpg

AD MULTOS ANNOS – Q. F. F. S.

Auf die nächsten 100 Jahre!